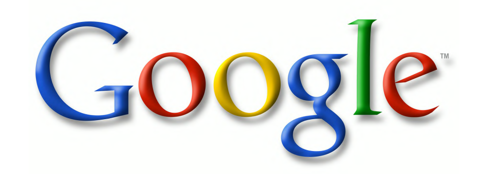


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

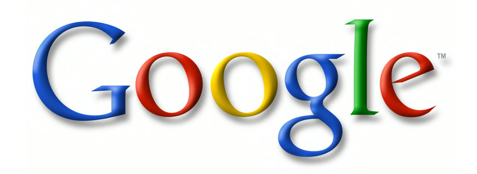
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

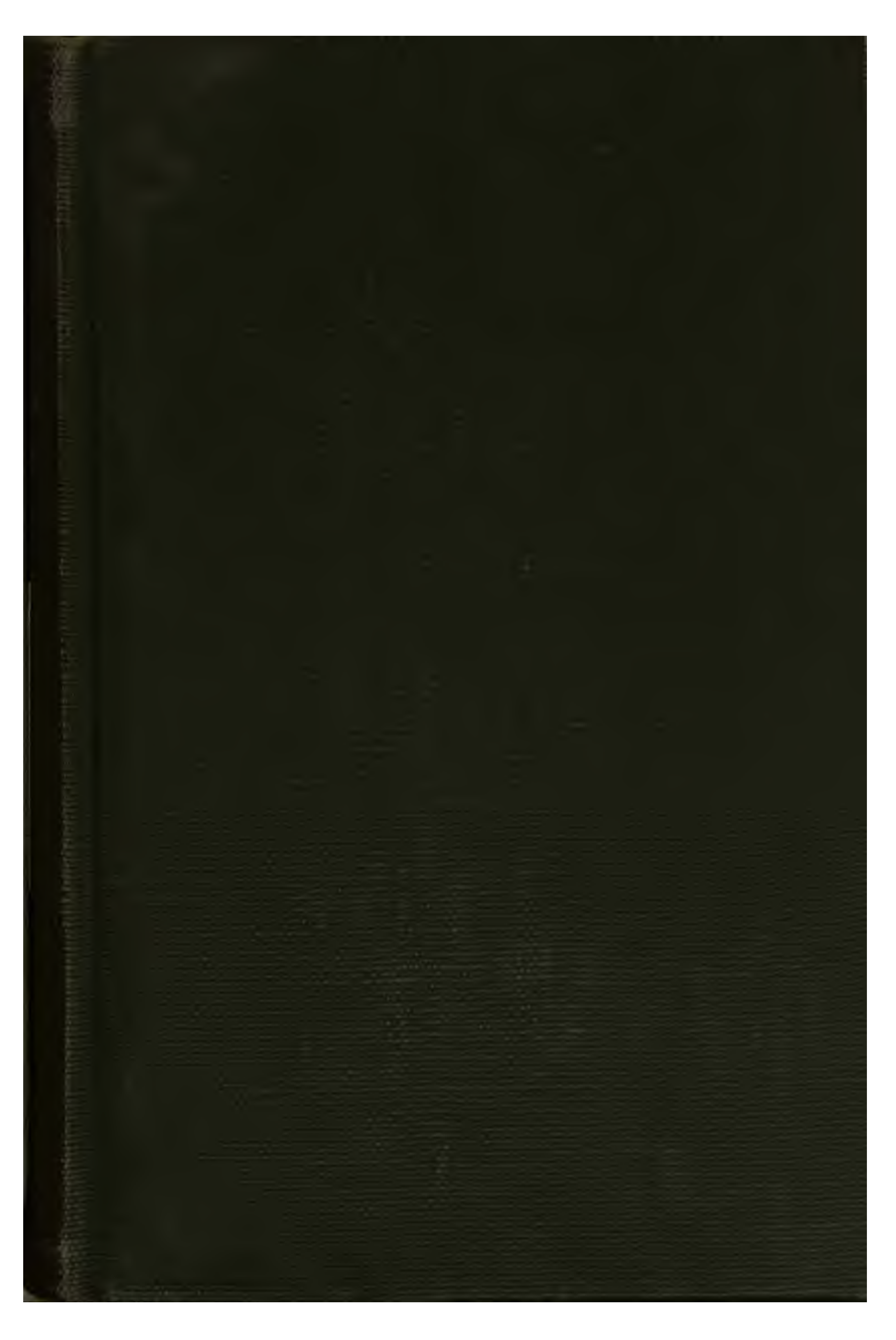
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

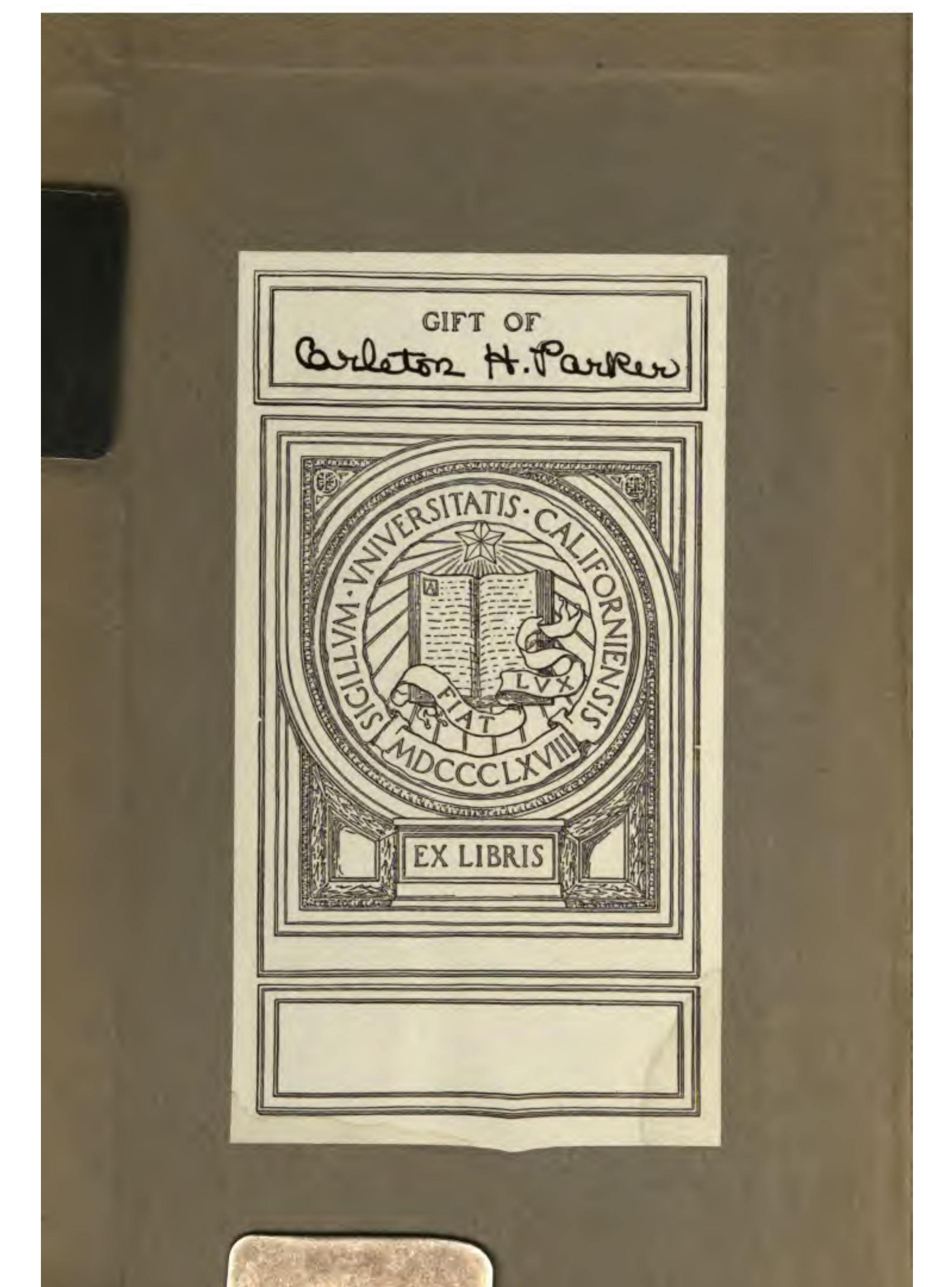
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

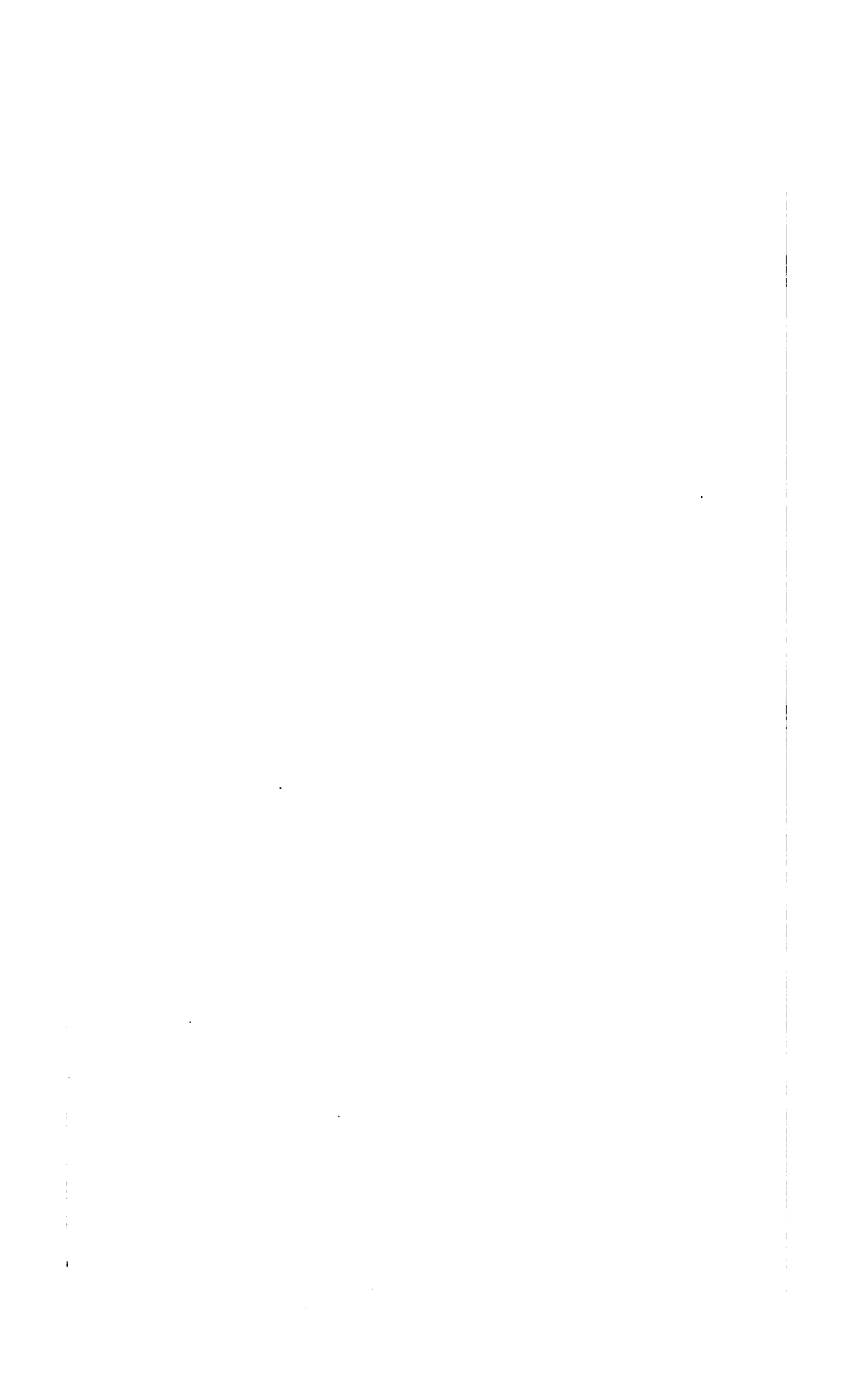
Über Google Buchsuche

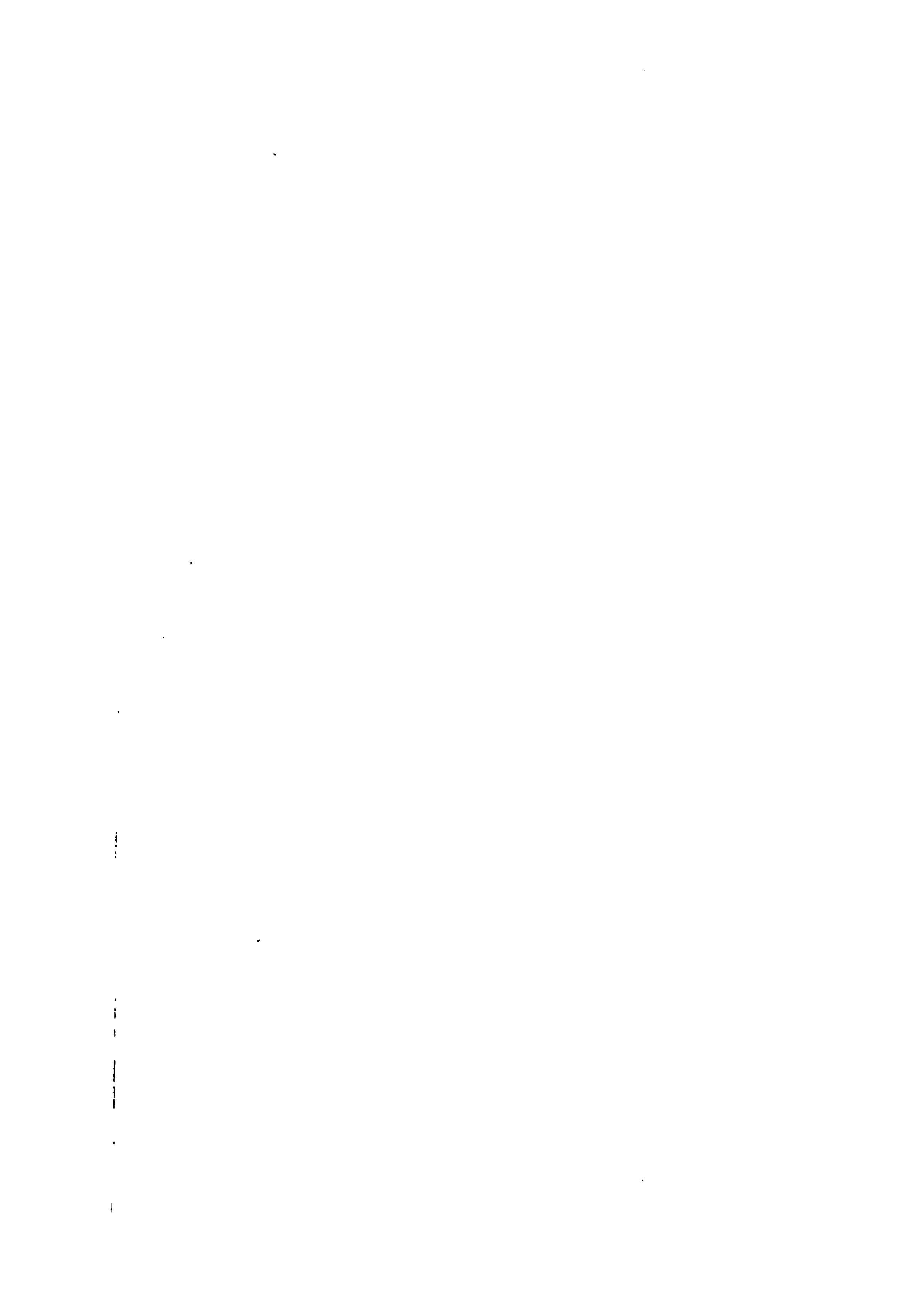
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




GIFT OF
Carleton H. Parker
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Die Entstehung der Volkswirtschaft.

Vorträge und Versuche

von

Dr. Karl Bücher,
ord. Professor an der Universität Leipzig.

Siebente Auflage.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1910.

Copyright 1910 by H. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen.

Alle Rechte
einschließlich des Übersetzungsrechts vorbehalten.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Aus den Vorreden zur ersten bis sechsten Auflage

vom 18. April 1893, 1. Nov. 1897, 15. Okt. 1900, 1. Mai 1904, 24. Juli 1906, 18. April 1908.

Die Vorträge, welche dieses Bändchen umschließt, sind bei verschiedenen Gelegenheiten, wo ich vor einem nicht ausschließlich aus Fachgenossen bestehenden Kreise zu sprechen hatte, entstanden. Sie wollen deshalb nicht wie die Kapitel eines Buches gelesen sein. Jeder ist für sich selbständig; ja es wiederholen sich in ihnen bisweilen die gleichen Gedankengänge, wenn auch in verschiedener Beleuchtung.

Dennoch wird man leicht herausfinden, daß die einzelnen Stücke innerlich nach Gegenstand und Methode mit einander zusammenhängen und einander ergänzen. Der Grundgedanke, welcher alle durchzieht, ist in dem dritten Vortrage ausgesprochen, der darum auch den Titel für das Ganze abgeben konnte. Derselbe ist, wie kaum gesagt zu werden braucht, hier nicht in der knappen Form abgedruckt, in der er gehalten worden ist. Möchte er durch die Ausarbeitung nicht an Übersichtlichkeit eingebüßt haben, was er an Genauigkeit und Materialfülle gewonnen hat!

Sämtliche Vorträge beherrscht eine einheitliche Auffassung vom gesetzmäßigen Verlaufe der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung und eine gleichartige methodische Behandlung des Tatsachenmaterials. In beiden

M 136166

Richtungen gebe ich nichts anderes, als was ich vom Anfang meiner akademischen Lehrtätigkeit an vorgetragen habe und was bei fortgesetzter wissenschaftlicher Arbeit sich immer mehr in mir befestigt und, wie ich hoffe, auch abgeklärt hat. Mit der gegenwärtigen Veröffentlichung komme ich einem von früheren Zuhörern mir öfter ausgesprochenen Wunsche nach in der Form, die mir zur Zeit allein möglich ist und deren Unzulänglichkeit ich selbst am lebhaftesten empfinde. —

Bei der Bearbeitung der zweiten bis sechsten Auflage stand von vorn herein eins für mich fest: das Ganze mußte in der Richtung weiter ausgestaltet werden, in der es seither hauptsächlich gewirkt hatte. Ich hatte s. Z. gehofft, das Buch werde auf die Methode der Behandlung wissenschaftlicher Probleme einen Einfluß gewinnen können, und in der Tat wird in einer ganzen Reihe in den letzten Jahren erschienener Schriften jüngerer Verfasser (auch solcher, die mein Buch anscheinend gar nicht gekannt haben) mit den Ergebnissen der hier veröffentlichten Untersuchungen gerechnet, was sich äußerlich dadurch zu erkennen gibt, daß die von mir in die Literatur eingeführten Begriffe und Kunstausdrücke wie altgewohnter wissenschaftlicher Hausrat benutzt werden. Vielleicht darf man daraus schließen, daß das Werkchen auch einigen Einfluß auf die akademische Lehre gewonnen hat.

Aber seine Hauptverbreitung scheint es doch in den weiteren Kreisen der Gebildeten und namentlich der Studierenden gefunden zu haben. Es wurde von den letzteren als eine Art Propädeutik der Volkswirtschaftslehre und,

wie ein geschätzter Kollege sich ausdrückte, als Anleitung, um „nationalökonomisch denken zu lernen" benutzt. Das mußte mich bestimmen, bei der Neubearbeitung des Buches diesem Bedürfnis ganz besonders Rechnung zu tragen. Demgemäß wurde in den späteren Auflagen ein Teil der Vorträge einfacher gefaßt und, wo nötig, durch Zusätze erweitert, aber auch durch Streichungen von überflüssigem Beiwerk befreit; die Anmerkungen wurden wesentlich eingeschränkt.

Fünf Vorträge sind neu hinzugekommen (jetzt I, II, V, VII und X). Der erste behandelt die vorwirtschaftliche Periode und ist bestimmt, gleichsam den Unterbau des Stufensystems zu geben, das im dritten Vortrage entwickelt wird. In den Grundzügen wurde er bereits 1885 entworfen, als ich an der Universität Basel eine Vorlesung über die Anfänge der Sozialgeschichte hielt. Ich hatte damals nicht an eine Veröffentlichung gedacht, und so fehlten meiner Niederschrift die Quellennachweise. Bei der Neubearbeitung habe ich noch umfassendes ethnographisches Urmaterial herangezogen und vieles umgestaltet; dennoch ist wohl manche Wendung aus der ersten Fassung stehen geblieben, für die ich dem Urheber nicht durch Nennung seines Namens danken konnte. Ich betrat mit dieser Arbeit ein bis dahin in der volkswirtschaftlichen Literatur noch nicht angebautes Gebiet, dem ich später eine weitere Ernte abzugewinnen versucht habe, die im Vortrag II niedergelegt ist.

Vortrag V entspricht im größten Teil seines Inhalts und vielfach auch in der Form dem Referat, das ich auf der Generalversammlung des Vereins für Sozial-

politik in Köln über die Handwerkerfrage erstattet habe. Ihn aufzunehmen schien mir deshalb erwünscht, um den Leser wenigstens an einer Stelle einen Einblick gewinnen zu lassen in die großen Bewegungen, welche sich auf dem Boden der modernen Volkswirtschaft vollziehen. Vortrag VII ist ein Versuch, ein Kapitel aus der Lehre von der Arbeit, mit dem ich mich viel beschäftigt habe, in der Gestalt, in der ich es nach vielfacher Umarbeitung zuletzt meinen Hörern vorgetragen habe, für einen größern Kreis darzustellen, während Vortrag X bestimmt ist, die beiden folgenden Vorträge in einen größeren, weltgeschichtlichen Zusammenhang zu rücken.

Der Text sämtlicher Vorträge wurde genau durchgesehen, die einschlägige Literatur nachgetragen. Vollständigkeit wurde dabei nicht erstrebt. Der öfters mir sehr nahe gelegten Versuchung zur Kritik oder Abwehr habe ich widerstanden.

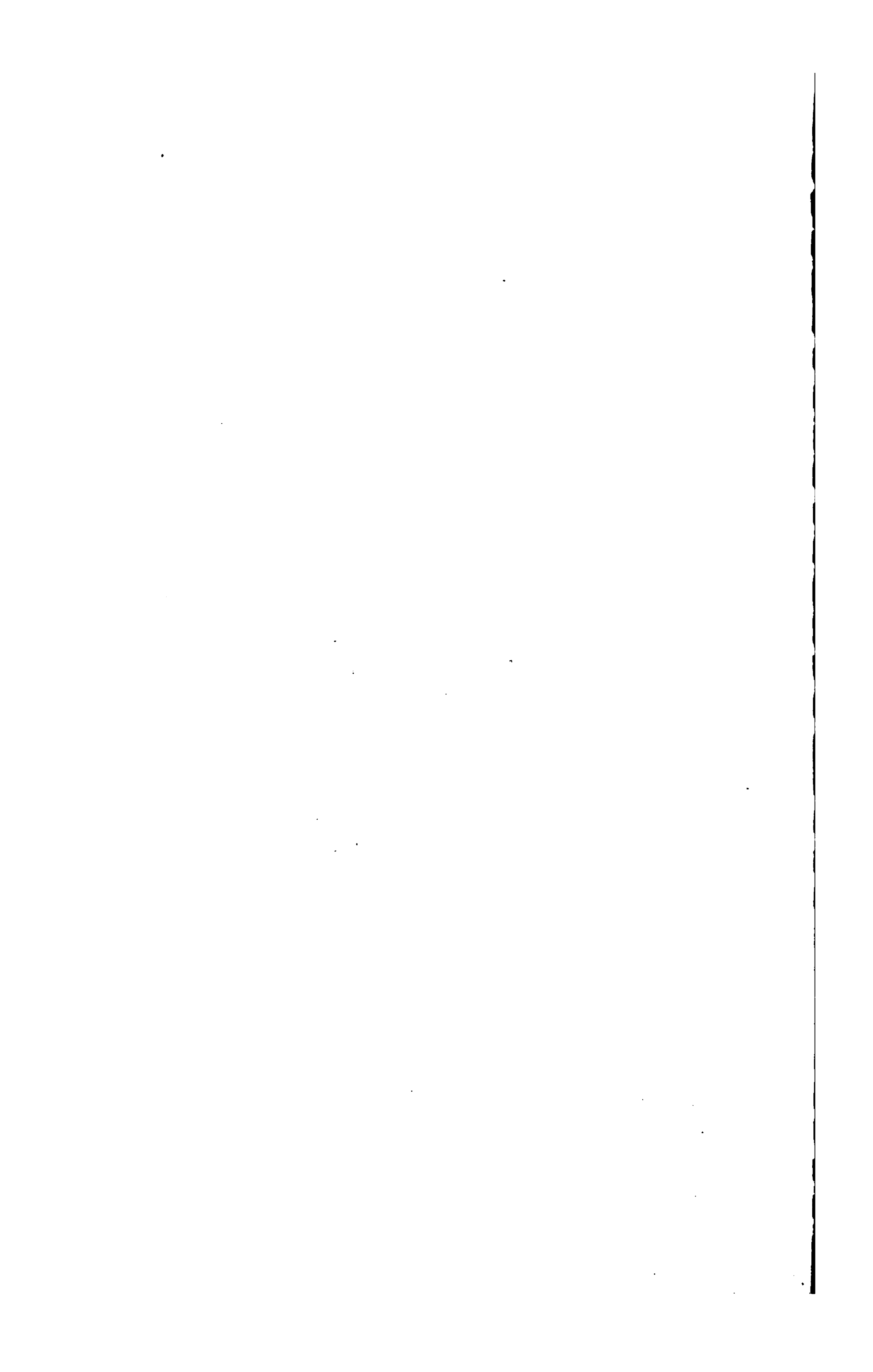
Vorwort zur siebenten Auflage.

Die vorliegende siebente Auflage hat wieder an verschiedenen Stellen kleine Ergänzungen und Nachbesserungen erfahren; die statistischen Angaben sind, soweit möglich, auf den neuesten Stand gebracht worden. Insbesondere sind die Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1909, soweit sie bis jetzt in Druck erschienen sind, berücksichtigt worden.

Leipzig, den 15. November 1909.

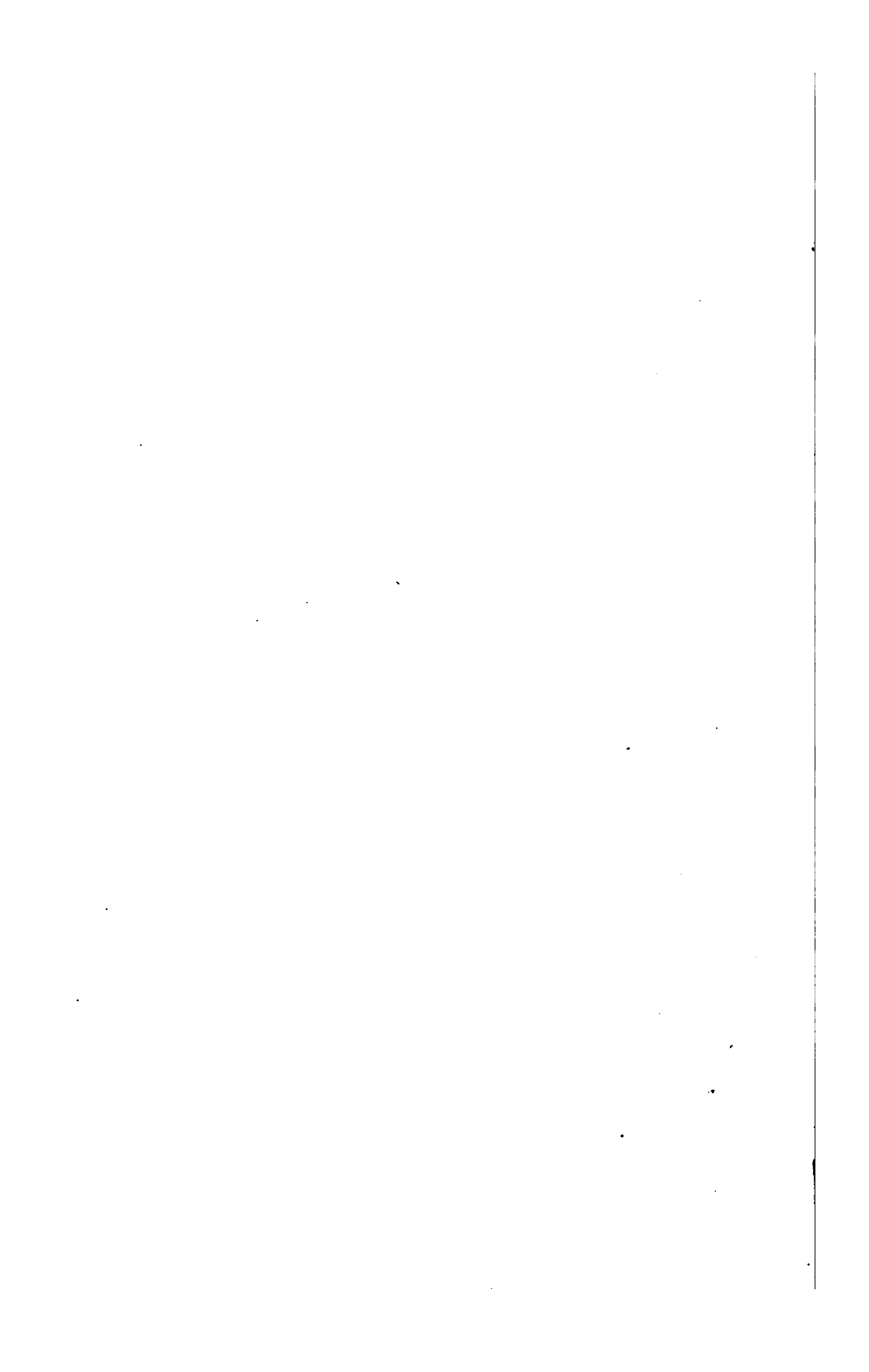
Karl Bücher.

Inhalt.



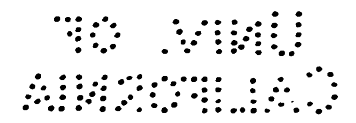
I.

Der wirtschaftliche Urzustand.



Alle wissenschaftliche Betrachtung der Wirtschaft geht von der Annahme aus, daß dem Menschen eine „wirtschaftliche Natur“ eigen sei, die keinem anderen Lebewesen zukomme. Aus dieser wirtschaftlichen Natur läßt man einen Grundsatz entspringen, welcher alle auf Bedürfnisbefriedigung gerichteten Handlungen des Menschen beherrscht: den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit (das ökonomische Prinzip). Dieser Grundsatz offenbart sich darin, daß der Mensch immer und überall die höchstmögliche Befriedigung mit dem geringstmöglichen Opfer (Arbeit) zu erreichen sucht („Prinzip des kleinsten Mittels“).

Man setzt danach voraus, daß alle wirtschaftlichen Handlungen zweckbewußte, durch Werturteile geleitete Handlungen sind. Mag man immerhin den letzten Anstoß zum Wirtschaften in dem Triebleben des Menschen suchen (Trieb der Selbsterhaltung und des Selbstinteresses), die Befriedigung dieser Triebe findet doch immer nur durch eine Reihe aufeinanderfolgender geistiger Verrichtungen statt. Der Mensch schätzt die Größe der Unlust ab, welche aus der Nichtbefriedigung eines von ihm empfundenen Bedürfnisses entspringen würde; er schätzt die Unlust der Arbeit, welche die Anschaffung des dafür nötigen Gutes ihm verursachen kann; er vergleicht beide Unlustempfindungen miteinander und wählt von beiden die kleinere, d. h. er entschließt sich nur dann zur Vornahme der Arbeit, wenn das sie begleitende Opfer geringer ist als das Opfer des Unbefriedigtbleibens. Auch bei Vornahme der Arbeit wählt er wieder unter verschiedenen dabei möglichen Verfahrungsweisen die mindest beschwerliche, hat also auch



hier eine Reihe von Erwägungen, Schätzungen, Vergleichungen, Urteilen vorzunehmen.

In der Tat steht die ganze wissenschaftliche Nationalökonomie unter dieser Voraussetzung: alle wirtschaftlichen Handlungen sind ihr vernünftig motivierte, die höheren Geisteskräfte in Anspruch nehmende Handlungen, und sie hat eine Art Psychologie der Wirtschaft ausgebildet, mittels deren sie jene Handlungen in ihrem typischen Verlaufe zu erklären sucht. Das Wirtschaften ist ihr darum etwas spezifisch Menschliches; die Frage, ob vielleicht auch die Tiere wirtschaften, scheint nie aufgeworfen worden zu sein. Die wirtschaftliche Natur ist ihr etwas Absolutes, vom Wesen des Menschen Unzertrennliches.[1])

Allein schon in der Kulturmenschheit, aus deren Tun und Treiben man den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit abgeleitet hat, lassen sich mancherlei Beobachtungen machen, nach welchen die wirtschaftliche Natur verschiedenen Individuen in verschiedenem Maße eigen sein muß. Zwischen dem Fleißigen und dem Faulen, dem Vorsorglichen und dem Leichtsinnigen, dem Sparsamen und dem Verschwender liegen unendlich viele Abstufungen der Wirtschaftlichkeit. Beobachten wir erst das Verhalten des Kindes zu den Gütern, das sich am liebsten im Zerstören betätigt, so überzeugen wir uns leicht, daß jene „wirtschaftliche Natur" von jedem Menschen wieder neu erworben werden muß, daß sie für den einzelnen ein Ergebnis der Erziehung und Gewöhnung ist, das nicht minder große Gradunterschiede aufweist, wie seine gesamte körperliche und geistige Entwicklung.

Einmal soweit, werden wir die Frage kaum mehr umgehen können, ob denn überhaupt für die Menschheit

---

1) „Die Grundzüge der wirtschaftlichen Natur liegen fest in der menschlichen körperlich-geistigen Organisation und verändern sich so wenig, wie die äußere Natur, wenigstens in den für Menschengeschichte in Betracht kommenden Zeiträumen." Wagner, Grundlegung der polit. Oekonomie (3. Aufl.) I, 1, S. 82.

jene „wirtschaftliche Natur" etwas Angeborenes und nicht vielmehr etwas Erworbenes bedeute, und ob nicht am Beginn der menschlichen Entwicklung eine vielleicht über viele Jahrtausende sich erstreckende Periode rein instinktiver Bedürfnisbefriedigung angenommen werden müsse, wie wir sie beim Tiere vorauszusetzen gewohnt sind.

Die Antwort auf diese Frage kann nur auf dem Wege der Erfahrung gewonnen werden. Das Bild, welches wir uns vom primitiven Menschen machen, darf kein künstlich konstruiertes sein, keine Robinsonade, wie sie in den Deduktionen der „klassischen" Nationalökonomen so häufig vorkommen. Seine Züge müssen sämtlich der Wirklichkeit entnommen sein; sie müssen uns die tatsächlichen Voraussetzungen zeigen, unter denen der kulturlose Mensch lebt, die Antriebe, unter denen er handelt und später auch denkt. Jenes Verfahren ist zweifellos viel leichter als dieses. Der Kulturmensch hat immer eine große Neigung gehabt, seine eigenen Anschauungen und Empfindungen in die Seele des Urmenschen hineinzudenken; aber er hat nur eine beschränkte Fähigkeit, das unentwickelte Seelenleben jenes zu verstehen, gleichsam aus seiner Seele herauszulesen.

Freilich können wir den Urmenschen nirgends mehr in der Wirklichkeit beobachten. So groß auch die Zahl der Naturvölker ist, welche nach und nach in unsern Gesichtskreis getreten sind, auf der untersten Stufe der Wildheit stand keines mehr von ihnen; alle zeigten bereits Spuren der ersten Kulturentwicklung, alle kannten namentlich das Feuer.

Allerdings haben manche Schriftsteller, denen die Entwicklungstheorie zu Kopfe gestiegen war, Bevölkerungen bald hier, bald da entdecken zu können gemeint, die den ursprünglichen tierischen Zustand bis auf die Gegenwart festgehalten hätten. Noch Sir John Lubbock hat verschiedenen Stämmen der Südsee-Inseln das Feuer absprechen wollen. O. Peschel hat sich die Mühe genommen, nachzuweisen, daß die von jenem angeführten Fälle

unrichtig seien,[2]) und wir dürfen mit ihm den Satz als gültig ansehen, daß auf der ganzen Erde noch der Völkerstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielte. Selbst die prähistorischen Höhlenfunde, die uns den Menschen der Eiszeit neben dem Bären, dem Auerochsen, dem Renntier zeigen, weisen Spuren des Feuergebrauchs auf. Das Feuer aber ist ein mächtiger Wecker der Kultur. Es erweitert den Nahrungsspielraum des Menschen, lehrt ihn die Spitzen der hölzernen Pfeile und Speere härten, den Einbaum aushöhlen, die wilden Tiere verscheuchen.

Andere Forscher wollten Menschen entdeckt haben, die in kleinen Gruppen beisammen auf Bäumen lebten, sich von Früchten nährten und nur Steine und Knüttel als Waffe und Werkzeug gebrauchten, wie es auch die höheren Affen zu tun pflegen. F. Engels[3]) meint nur mit dieser Annahme das Fortbestehen des Menschen gegenüber großen Raubtieren erklären zu können. Lippert, der den Fall genauer untersucht,[4]) findet allerdings, daß der Baum in dem Mythus der Ägypter als Wohnung der Geister eine gewisse Rolle spielt; aber er ist vorsichtig genug, daraus nicht auf ein Wohnen der Vorfahren in den Bäumen zu schließen — vorsichtiger als der Sprachforscher Lazar Geiger, welcher in der bei südamerikanischen Indianern gebräuchlichen Hängematte einen Rest des Baumwohnens erblickte. Allerdings sind in Zentralafrika (bei den Gaberinegern), auf Sumatra, Luzon, Neu-Guinea und

---

2) Völkerkunde S. 139 ff. Ich weiß freilich, daß ihm der Amerikaner Teale (zitiert bei Lippert a. a. O. S. 52) in einem Falle widersprochen hat. Auch Mundt-Lauff hat noch nach Peschel in der „Natur", Jhg. 1879, S. 478 den Negritos auf den Philippinen den Genuß gekochter Speisen abgesprochen, ist aber dann selbst wieder von A. Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnologie XII (1880), S. 143 f. widerlegt worden.

3) Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, S. 7.

4) Kulturgeschichte der Menschheit, S. 67 ff.

den Salomonsinseln Hütten gefunden worden, welche zwischen die Äste großer Bäume eingebaut waren,[5]) und ähnliches wird von einzelnen Waldstämmen Südamerikas berichtet;[6]) aber soweit diese Erzeugnisse primitiver Architektur nicht bloß temporäre Schutzbauten sind, die durch dauernde Wohnungen auf dem Boden ergänzt werden, gehören sie keineswegs zu den unvollkommensten Wohnstätten, und die Völker, welche sie benutzen, verraten durch mancherlei Werkzeuge, Geräte, Haustiere, einzelne sogar durch Feldbau, daß sie nicht mehr am Anfang aller Gesittung stehen.

Nach dem Gesagten hat es keinen Zweck, kulturlose Völker zu suchen und mit ihrer Darstellung zu beginnen — etwa wie Klemm seine „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" mit den Waldindianern Brasiliens, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß gerade diese letzteren sehr tief stehen. Aber neben ihnen werden von anderen Forschern als mindestens nicht auf höherer Stufe der Gesittung befindlich noch genannt: die Buschmänner in Südafrika, die Batua im Kongobecken, die Wedda auf Ceylon, die Kubu auf Sumatra, die Mincopie auf den Andamanen, die Äta auf den Philippinen, die Australier des Festlandes, die jetzt ausgestorbenen Tasmanier, die Feuerländer. Welchem unter diesen Völkern der Preis der Wildheit zuzuerkennen ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. O. Peschel[7]) findet bei allen einzelne Kulturelemente aufzuweisen, sogar bei den Botokuden, von denen er selbst meint, daß sie dem Urzustande noch am nächsten seien.

Die Voraussetzung eines solchen Urzustandes aber, in dem der Mensch mit keinen andern Hilfsmitteln ausgerüstet, als das Tier, den Kampf um sein Dasein aufzu-

---

5) Nachtigal, Sahara und Sudan II, S. 628 ff. Finsch, Samoafahrten, S. 271 f. Ratzel, Völkerkunde (2. Aufl.) I, S. 101. 105. 245. 386. II, S. 83.

6) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 393.

7) Völkerkunde S. 148 ff.

nehmen hat, gehört zu den notwendigen Behelfen aller entwicklungsgeschichtlich vorgehenden Wissenschaften vom Menschen. Wir müssen jedoch darauf verzichten, diesen Urzustand an dem Beispiel eines bestimmten Volkes zu verdeutlichen. Dagegen hat es mehr Aussicht auf wissenschaftlichen Nutzen, wenn wir versuchen, die gemeinsamen Charakterzüge der niedrigst stehenden Menschen zusammenzustellen, um von ihnen aus zu einem Bilde der Anfänge der Wirtschaft und Gesellschaftsbildung zurückzugelangen. Es ist aber dabei durchaus nicht nötig, daß wir uns auf die vorhin genannten Vertreter niederster Lebensweise beschränken; denn jede derartige Abgrenzung würde Einwände gegen sich herausfordern und das Gesichtsfeld verengern. Überdies bedingen einander die verschiedenen Elemente geistiger und materieller Kultur keineswegs in der Weise, daß alle gleichen Schrittmaßes miteinander sich entwickeln müßten, und so finden wir Züge, die nur der ältesten Art der Lebensführung entsprungen sein können, fast bei allen Naturvölkern. Die Sammlung und ideelle Verknüpfung dieser Züge aber muß unsere erste Aufgabe sein.

Man hat sich in dieser Hinsicht seither die Sache meist zu leicht gemacht, indem man die Züge des Urmenschen dem wirtschaftenden Kulturmenschen entnahm. Man sagte sich: die mancherlei Bedürfnisse des natürlichen Menschen erforderten zu ihrer Befriedigung Anstrengungen, denen der einzelne nicht gewachsen war; der Schutz vor wilden Tieren oder vor den entfesselten Elementen konnte ebenfalls nur durch die Arbeit vieler erreicht werden; man sprach demgemäß von einer kollektiven Führung des Kampfes ums Dasein und hatte damit die „Urgesellschaft" und eine Art kommunistischer Wirtschaft fertig.

Allein der Mensch hat zweifellos unermeßliche Zeiträume hindurch existiert, ohne zu arbeiten, und wenn man will, kann man Gegenden auf der Erde genug finden, wo die Sagopalme, der Pisang, der Brotfruchtbaum, die Ko-

kos- und Dattelpalme noch jetzt ihm mit einem Minimum von Anstrengung zu leben gestatten. Hier sucht die Sage am liebsten das Paradies, die Urheimat der Menschen, und auch die neuere Forschung kann der Annahme nicht entraten, daß die Menschheit zuerst an derartige natürliche Existenzgebiete gebunden war und erst durch weitere Entwicklung befähigt wurde, die ganze Erde sich untertan zu machen.

Von organisierten gesellschaftlichen Verbänden bemerken wir sodann bei den unserer Beobachtung zugänglichen niedrigst stehenden Rassen kaum eine Spur. In kleinen Gruppen,[8]) ähnlich den Rudeln der Tiere, schweifen sie, ihre Nahrung suchend, umher, finden in einer Höhle oder unter einem Baume, hinter einem in wenig Minuten aus Reisig errichteten Windschirm, oft bloß in einer ausgewühlten Erdgrube ihr Nachtlager, nähren sich hauptsächlich von Früchten und Wurzeln, essen aber auch alles Animalische, dessen sie sich bemächtigen können, bis auf Schnecken, Maden, Heuschrecken und Termiten herunter. Die Männer sind in der Regel bloß mit Pfeil und Bogen oder Wurfholz bewaffnet; die Frauen führen als Hauptgerät den Grabstock, ein zugespitztes Stück Holz, das sie zum Wurzelsuchen gebrauchen. Scheu, wo sie mit Angehörigen höher stehender Stämme zusammentreffen, oft tückisch und verschlagen, führen sie ein unstetes Dasein, in welchem der Körper zwar das Höchstmaß von Behendigkeit und Gewandtheit erlangt, technische Kunstfertigkeit aber nur außerordentlich langsam und einseitig sich entwickelt. Die meisten hierher gehörigen Völkerstämme kennen die Töpferei und die Bearbeitung der Metalle überhaupt nicht. Auch von Holz, Bast, Stein und Knochen machen sie keinen sehr vielseitigen Gebrauch, und dieser

8) Vgl. darüber E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, S. 37. A. Thonnar, Essai sur le système économique des primitifs d'après les populations de l'État indépendant du Congo, p. 3.

führt nirgends zu einem Vorrat von Geräten und Werkzeugen, dessen Mitführung ohnehin das einer steten Nahrungssuche gleichende Wanderleben verbietet.[9])

Man hat diese Völker als „niedere Jäger" bezeichnet; aber es wird sich schwerlich beweisen lassen, daß die eigentliche Jagd ihre Hauptnahrungsquelle bildet. Alle genießen, soweit sie deren irgend habhaft werden können, Pflanzenkost, und bei denjenigen unter ihnen, welche in wärmeren Gegenden leben, scheint sie zu überwiegen. Vorräte von den ihnen zur Nahrung dienenden Früchten und Wurzeln sammeln sie nicht; eine ergiebige Fundstätte lockt wohl eine größere Zahl von Stammgenossen an, wie ein reicher Futterplatz Scharen von Tieren; ist sie aber erschöpft, so zerstreuen sie sich wieder. Und dasselbe gilt von den Weich- und Kerbtieren, welche sie genießen: jedes Individuum verzehrt sofort, was es findet; eine gemeinsame Haushaltung gibt es ebensowenig als ein Haus. Nur wenn ein größeres Tier erlegt oder verendet aufgefunden wird (die Liebhaberei für in Fäulnis übergegangenes Fleisch ist weit verbreitet), sammelt sich die ganze Gruppe,[10]) und jeder verschlingt, soviel er kann; aber die Ausübung der Jagd auf diese Tiere gleicht stark dem Verfahren des Raubtieres, das seine Beute beschleicht. Vermöge ihrer

---

9) Vgl. die Schilderungen der Negritos bei A. Schadenberg a. a. O., der Botokudos bei Ehrenreich, Ztschr. f. Ethnol. XIX, S. 1 ff., der Bororo bei K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, S. 358 ff., der Buschmänner bei Fritsch, die Eingeborenen Süd-Afrikas, S. 418 ff., der Wedda bei P. u. F. Sarasin, Die Weddas von Ceylon, der Australier bei Brentano, Ztschr. für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte I, S. 133 f.

10) Lippert a. a. O. I, S. 246 schließt aus dem bei einigen niederen Stämmen vorkommenden Brauche, gefundene Nahrungsmittel durch lautes Rufen anzuzeigen, daß damit „die schuldige Rücksicht auf die Familie" ausgedrückt werden solle. Es ist dazu zu bemerken, daß manche Tiere (z. B. unser Haushahn) denselben Brauch haben. Jedenfalls betont auch er, daß an Sammeln von Vorräten niemand denkt. Darum geht es auch nicht an, nach dem neuerdings von mehreren Seiten gemachten Vorschlage diese Völker als Sammler zu bezeichnen.

unvollkommenen Waffen sind diese Völker fast nie imstande, ein Tier sofort zu töten; die Hauptaufgabe des Jägers besteht darin, das angeschossene Wild so lange zu verfolgen, bis es ermattet zusammenbricht.[11])

Über die Familienverfassung der Völker dieser Stufe ist viel gestritten worden; neuerdings neigen sich die Ansichten dahin, daß eine über das bloße Paarungsverhältnis hinausgehende lebenslängliche Gemeinschaft zwischen Mann und Weib bei ihnen besteht; während auf der anderen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, daß jene schwachen Menschengruppen bei Nahrungsmangel leicht sich trennen, oder daß sich wenigstens einzelne Glieder von ihnen abscheiden. Dauernder ist die Gemeinschaft nur zwischen Mutter und Kind. Die Mutter muß das Kleine auf dem Marsche immer mitschleppen, und sie pflegt es darum auf ihrem Rücken irgendwie zu befestigen — eine Sitte, welche sich in weitester Verbreitung bei allen Naturvölkern findet, auch wo sie bereits zum Ackerbau übergegangen sind. Mehrere Jahre hindurch muß das Kind an der Brust oder aus dem Munde der Mutter ernährt werden, wird aber dann bald zur selbständigen Nahrungssuche geschickt und trennt sich oft schon im achten oder zehnten Lebensjahre von der Gemeinschaft.

Alle hierher zu rechnenden Stämme gehören zu den kleineren Menschenrassen und machen in ihrem körperlichen Zustand den Eindruck des Zurückgebliebenseins, der Verkümmerung. Man hat aber darum nicht das Recht, sie für entartete Volkstrümmer zu halten. Vielmehr hat es eher den Anschein, als ob die fortgeschritteneren Stämme ihre bessere körperliche Entwicklung nur der regelmäßigen und reichlicheren Ernährung verdanken, welche ihnen Ackerbau und Viehzucht seit Jahrhunderten schon ermöglicht

11) Vgl. G. Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, S. 324. 425. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 328 f. Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 260. 341. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens, S. 665 ff.

haben, während jene „Zwergvölker“ immer auf der gleichen Stufe geblieben sind. Allen Wechselfällen der Witterung und des Jagdglücks preisgegeben, schwelgen sie einmal im Überfluß, indem sie unglaubliche Mengen Nahrungsstoff verschlingen; noch häufiger aber leiden sie bitteren Mangel, und ihr einziges Kleidungsstück, die Hüftschnur, ist für sie wirklich der „Schmachtriemen“ unserer Volkssprache, mit dem sie sich den Leib zusammenschnüren, um die Qualen des nagenden Hungers zu mildern.[12])

Wie von dieser Stufe primitiven menschlichen Daseins der Weg aufwärts führt, liegt in zahllosen typischen Beispielen der Völkerkunde klar vor uns. Die Frau übernimmt zum Sammeln der wildwachsenden Früchte und Wurzeln den Anbau von Nahrungspflanzen, den sie anfangs mit dem altgewohnten Grabstock, später mit einer kurzstieligen Hacke betreibt; der Mann übt Jagd und Fischfang weiter; aber er kann sie bei vollkommeneren Waffen nur in reichen Jagdgründen zu größerer Ergiebigkeit bringen, so daß sie den überwiegenden Teil der Nahrung liefert; manchmal ergänzt er sie durch Viehzucht. Jedes Geschlecht hat sein scharf abgegrenztes Gebiet der Nahrungsgewinnung, an das sich für jedes mit fortschreitender technischer Einsicht mancherlei gewerbliche Kunst anschließt, die jedoch in der Regel den Zusammenhang mit der Urproduktion und Okkupation festhält. Alle Wirtschaft der fortgeschrittenen Naturvölker läßt sich auf Kombination dieser Elemente zurückführen; sie ist aber im einzelnen durchaus von den örtlich gegebenen Naturbedingungen abhängig, und es hätte darum keinen Sinn, Unterstufen der Entwickelung konstruieren zu wollen, die für Neger und Papuas, Polynesier und Indianer gleichmäßig passen könnten.

12) Über die Buschmänner vgl. Fritsch a. a. O. S. 405; über die Australier Peschel, Völkerkunde, S. 350, über die Botokudos Ehrenreich in der Ztschr. für Ethnol. XIX (1887), S. 27.

Überall aber, wo wir sie beobachten mögen, erinnert die Bedürfnisbefriedigung der Naturvölker in vielen Zügen fortgesetzt an das instinktive Handeln des Tieres; überall bleibt ihr Dasein noch weit entfernt von voller Seßhaftigkeit; ja selbst die leichtgebauten Hütten, welche sie errichten, sind bei den meisten nur temporäre Bauwerke, auch in ihren nach Ort und Stamm mannigfach wechselnden, aber immer typischen Formen erinnernd an die Nester der Vögel, die verlassen werden, sobald die Brut flügge geworden ist.

Wenn Lippert den herrschenden Grundantrieb der Kulturentwicklung in der Lebensfürsorge finden will, so liegt darin den ältern Forschern gegenüber zweifellos ein Fortschritt; allein das Wort selbst ist nicht glücklich gewählt. Von Fürsorge im Sinne einer Sorge für die Zukunft kann bei den Naturvölkern nicht die Rede sein. Der primitive Mensch denkt nicht an die Zukunft; er denkt überhaupt nicht in unserem Sinne; er will nur, und zwar will er sein Dasein erhalten. Der Trieb der Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung ist das Agens der Entwicklung, neben dem selbst der Geschlechtstrieb sehr zurücktritt.

Wo irgend Menschen in primitiven Verhältnissen längere Zeit von Europäern beobachtet werden konnten, erzählen die letzteren von der mit nichts zu vergleichenden Stumpfheit und Denkträgheit, die ihnen bei jenen entgegentrat, von ihrer Gleichgültigkeit für die erhabensten Erscheinungen der Natur, ihrer vollkommenen Interesselosigkeit für alles, was außerhalb des eigenen Ich liegt. Der Wilde will essen, schlafen, wo nötig sich gegen die ärgsten Unbilden der Witterung schützen: das ist sein ganzer Lebenszweck.

Deshalb ist es auch vollkommen falsch und widerspricht zahlreichen wohlbeglaubigten Beobachtungen, wenn Peschel den Wilden schlechthin ein Übermaß von religiösen Wahnvorstellungen zuschreibt und meint, daß mit

der Annäherung an den Naturzustand immer mehr geglaubt werde. Er nimmt offenbar an, den Naturmenschen müsse der Gang der Sonne und die übrigen Erscheinungen des Himmels unendlich eindringlicher anregen und lebhafter in seinen Gedanken beschäftigen als den Kulturmenschen. Aber das ist keineswegs der Fall. Sowohl bei den Indianern in Brasilien als bei den Negern haben Reisende auf Fragen in dieser Richtung die Antwort erhalten, man habe nie daran gedacht, und H. Spencer[13]) hat eine Fülle von Beispielen gesammelt, welche zeigen, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ganz neue Erscheinungen Interesse zeigen. So trugen die Patagonier z. B. gegenüber einem Spiegel, in den man sie schauen ließ, die größte Gleichgültigkeit zur Schau, und Dampier berichtet, daß die Australier, die er mit auf sein Schiff genommen hatte, dort auf nichts geachtet hätten als auf das, was sie zu essen bekamen. Burton[14]) nennt die Ostafrikaner „Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich ausschließlich damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; auch mag er sich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen".[15])

Dasselbe also, was das Tier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende instinktive Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich, und er denkt nur an die Gegenwart. Was darüber hinaus liegt, ist seinem

13) Principles of Sociology VII § 45 f.

14) Andree, Die Expeditionen Burtons und Spekes (Lpz. 1861), S. 351.

15) Vgl. das ähnliche Urteil des Missionars Cranz, Historie von Grönland (Frankfurt 1780), S. 163 und Lubbock, Entstehung der Zivilisation, S. 439 f.

Geistesleben so gut wie verschlossen. Wenn deshalb viele Beobachter ihm einen grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seinesgleichen, Begehrlichkeit, Diebssinn, Trägheit, Sorglosigkeit im Hinblick auf die Zukunft, Vergeßlichkeit vorwerfen, so liegt darin, daß Mitgefühl, Gedächtnis, Schlußvermögen noch völlig unentwickelt sind. Dennoch wird es sich empfehlen, gerade von diesen Charakterzügen auszugehen, um das Verhalten des Naturmenschen zur Güterwelt zu begreifen.

Der Egoismus des Wilden und seine Herzenshärtigkeit gegen die nächsten Angehörigen sind eine natürliche Folge des ruhelosen Wanderlebens, bei dem jedes Individuum einzig für sich selbst sorgt. Sie zeigt sich zunächst in der außerordentlich verbreiteten Sitte der Kindestötung, die nur selten einmal bei einem Stamme ganz fehlt.[16]) Die Kinder hindern die Horde auf dem Marsche und in der Nahrungssuche; das ist der Hauptgrund ihrer Beseitigung. Einmal zur Sitte geworden, hält sich der Kindermord auch noch auf späteren Kulturstufen; Spuren desselben sind nicht bloß bei den Naturvölkern Asiens, Afrikas, Amerikas, Australiens und Polynesiens, sondern selbst bei den Arabern, den Römern und Griechen nachgewiesen.

Allgemein schreibt man der Kindestötung die außerordentlich langsame Vermehrung der kulturarmen Rassen zu. Die letztere hängt aber auch noch mit der geringen Lebensdauer und der langen Laktationsperiode, während deren eine Empfängnis bekanntlich ausgeschlossen ist, zusammen; sie bildet die Hauptursache des Verharrens auf der gleichen Kulturstufe. Daß das natürliche Band zwischen Eltern und Kindern überall kein sehr festes ist, zeigt sich auch in der außerordentlich häufigen Sitte der Adoption.[17])

---

16) Vgl. Lippert II, S. 201 ff. Ratzel, Völkerkunde I, S. 108. 154. 252. 277. 306. 338. 425.

17) Vgl. Lubbock, Entstehung der Zivilisation S. 77 f.

Sollen doch z. B. bei den Mincopie in den „Familien" sich mehr fremde als eigene Kinder finden. Bezeichnend ist, daß zwischen natürlichen und Adoptivkindern in der Regel ein Unterschied nicht gemacht wird. Die Adoption mag daraus hervorgegangen sein, daß an Stelle der Tötung des Kindes die Aussetzung trat. War die eigene Mutter nicht imstande, das Neugeborene mitzuschleppen, so konnte dies vielleicht eine andere Frau, die keine Kinder besaß, und es wurde ihm damit zugleich das Leben gerettet.

Neuere Ethnographen haben sich viele Mühe gegeben, die Stärke der Mutterliebe als einen allen Kulturstufen gemeinsamen Zug zu erweisen. Es fällt uns in der Tat schwer, ein Gefühl, das wir in so anmutiger Weise bei manchen Tierarten sich äußern sehen, bei unserer eigenen Gattung missen zu sollen. Aber es weisen doch zu viele Beobachtungen darauf hin, daß bei niedrig stehenden Völkern die bloße Sorge um das eigene Leben alle andern seelischen Regungen, auch die der Blutsverwandtschaft, überwiegt, ja daß neben ihr überhaupt nichts Höheres aufkommen kann. Alle Beobachter sind erstaunt oder auch entrüstet über die Leichtigkeit, mit welcher Kinder, wenn sie einmal sich selbst forthelfen können, sich von ihren Blutsverwandten trennen.[18]) Und doch liegt darin die Kehrseite jener Hartherzigkeit, mit welcher „Männer den Weibern, Väter den Kindern, welche hungern, Speise zu verweigern imstande sind, wenn sie sich selbst daran zu ergötzen gedenken."

Derselbe Zug grenzenloser Selbstsucht ist in der Rücksichtslosigkeit zu erkennen, mit der viele Naturvölker Kranke und Alte, welche den Gesunden hinderlich sein könnten, auf dem Marsche im Stiche lassen oder an ein-

---

18) Vgl. das bezeichnende Beispiel bei Ratzel, Völkerkunde, II[1], S. 677. Der Verkauf von Kindern und Frauen in die Sklaverei kommt nicht bloß in Afrika vor. Martius a. a. O. S. 123. Vgl. Post, Afr. Jurisprudenz, I, S. 94.

samen Orten aussetzen.[19]) Dieser Zug ist oft als ein Zeichen des Aberglaubens, als die Furcht vor bösen Mächten gedeutet worden, denen die Krankheiten zugeschrieben werden. Und in der Tat fordert er bei seßhaft gewordenen Stämmen, denen ihre Existenzmittel wohl die Pflege der Kranken gestatten würden, eine solche Erklärung heraus. Allein man vergißt doch dabei, daß Sitten, einmal eingewurzelt, sich mit großer Zähigkeit auch dann noch forterhalten, wenn die Ursachen, die sie hervorgerufen, längst weggefallen sind.

Von der Aussetzung zur absichtlichen Tötung ist nur ein kleiner Schritt. Gilt doch selbst Völkern höherer Kulturstufe das Alter als ein höchst unerfreulicher Zustand. Diesen Zustand durch die Liebe der Angehörigen zu verschönern, dazu bot die Unkultur nicht die Mittel, wohl aber, ihn zu verkürzen, und so finden wir denn neben der Aussetzung das Begraben oder gar das Erschlagen und selbst das Aufzehren der Alten und Kranken durch zahllose Beispiele von Herodot bis auf die neuste Zeit belegt. Ja es konnte den primitiven Menschen geradezu als ein Gebot der Pietät erscheinen, diesen grauenvollen Akt mit aller Feierlichkeit zu vollziehen.[20])

Sehen wir so, wie die Nahrungssorge des ewigen Wanderlebens den Menschen vollständig in Anspruch nahm und neben sich selbst diejenigen Gefühle nicht aufkommen ließ, welche wir als die natürlichsten ansehen, ja wie sie das, was wir für das verabscheuungswürdigste Verbrechen halten, als religiöse Pflicht erscheinen lassen konnte, so be-

---

19) Lippert a. a. O. S. 229 ff., hat den Gegenstand so ausführlich behandelt, daß ich die Anführung von Beispielen füglich unterlassen kann. Vgl. auch Fritsch, S. 116. 334. 351. Waitz, Anthropologie, II, S. 401.

20) Man vgl. die von Lippert, S. 232 angeführten Beispiele und Martius a. a. O. S. 126. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 69 f. Waitz, Anthropologie I, S. 189. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, S. 36 ff.

ginnen wir zu ahnen, wie lose das persönliche Band sein mußte, das jene kleinen schweifenden Menschengruppen zusammenhielt. Der geschlechtliche Verkehr konnte kein solches Bindemittel werden; ihm fehlte völlig, was wir Liebe nennen.[21]) Gemeinsame Wirtschaft, Haushalt, Vermögen waren so gut wie nicht vorhanden. Diese konnten erst entstehen, als der Kreis der Bedürfnisse über den bloßen Nahrungsbedarf hinaus sich erweiterte. Das dauerte aber weit länger, als die meisten zugeben wollen. Insbesondere sind die Bedürfnisse nach Körperbedeckung und Obdach bei den Naturvölkern durchaus sekundärer Natur.

Wenden wir uns nunmehr zu dem nicht minder verbreiteten Merkmal der Sorglosigkeit, so muß uns dieses auf den ersten Blick in Verwunderung setzen. Man sollte denken, der Hunger, der dem Wilden so oft große Qualen bereitet, müsse ihn von selbst anleiten, Nahrungsmittel, die er zuzeiten im Überflusse hat, auf spätere Tage aufzubewahren. Aber alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß er daran gar nicht denkt. „Sie sind nicht daran gewöhnt", sagt Heckewelder von den nordamerikanischen Indianern, „Vorräte von Lebensmitteln zu sammeln und aufzubewahren. Dadurch geraten sie oft in große Not und nicht selten in völligen Mangel an den Notwendigkeiten des Lebens, zumal in Kriegszeiten".[22]) Und von den südamerikanischen Stämmen berichtet ein anderer Beobachter[23]): „Ihrer Natur widerstrebt es, für längere Zeit als höchstens einen Tag im Besitze von Lebensmitteln zu sein." Vielen Negerstämmen gilt es als un-

---

21) Die zahlreichen Schriftsteller, welche heute über die Familie schreiben, berücksichtigen diesen von Lubbock, Entstehung der Zivilisation S. 59 ff. richtig hervorgehobenen Punkt viel zu wenig. Ebenso übersehen sie den Zusammenhang zwischen Familie und Haushalt.

22) Joh. Heckewelders Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, übers. von F. Hesse (Göttingen 1821), S. 330. 365.

23) Appun, Unter den Tropen, II, S. 321; vgl. S. 453.

schicklich, Nahrungsmittel für späteren Bedarf aufzubewahren, was sie freilich mit dem Aberglauben begründen, die übriggebliebenen Brocken könnten Geister herbeilocken.[24])

Wo diese Völker durch die kurzsichtige Gewinnsucht von Europäern in den Besitz vollkommener Waffen gelangen, pflegen sie eine unglaubliche Verwüstung unter dem Wildbestande ihrer Jagdgründe anzurichten.. Bekannt ist die Ausrottung der unermeßlichen nordamerikanischen Büffelherden. „Die größten Mengen Fleisches ließ man ungenutzt im Busche liegen", um zur Winterszeit, wo tiefer Schnee die Jagd hinderte, gräßlichem Hunger anheimzufallen, bei dem selbst Baumrinde und Graswurzeln nicht verschmäht wurden.[25]) Noch heute rotten die Eingeborenen Afrikas, wo sie mit den Europäern in gewinnbringendem Handelsverkehr stehen, die Quellen ihrer Einnahmen, den Elefanten und den Kautschukbaum schonungslos aus.

Auch bei fortgeschritteneren Stämmen und Individuen verleugnet sich dieser Zug nicht. „Wenn die Träger frische Ration bekommen hatten", erzählt P. Pogge,[26]) „so war es sicher, daß sie in den ersten Tagen besser lebten als ich. Die besten Ziegen und Hühner wurden erstanden. Hatte ich ihnen ihre Ration auf 14 Tage gegeben, so war es Regel, daß sie dieselbe in den ersten 3 bis 4 Tagen verjubelten, um nachher entweder von der Carga zu stehlen, mich anzubetteln oder zu hungern." In Wadâi wird alles, was von den Mahlzeiten des Sultans übrig bleibt, vergraben,[27]) und bei den Opferfesten der Indianer mußten

24) Lippert a. a. O. I, S. 39 f.

25) Daß freilich der größte Teil der Schuld an der Ausrottung des Büffels den Weißen zufällt, hat Charles Mair in den Proceedings and Transactions of the R. Society of Canada, vol. VIII erwiesen.

26) Im Reiche des Muata Jamwo, S. 14, vgl. S. 6 und Wißmann, Wolf 2c., Im Innern Afrikas, S. 29.

27) Nachtigal, Sahara und Sudan, III, S. 230.

2*

die Gäste Fleisch und Brot rein aufessen. „Überladen des Magens und Erbrechen ist dabei nicht ungewöhnlich.“[28])

In enger Verbindung mit dieser Verwüstung der Vorräte steht der Gebrauch, den der Naturmensch von seiner Zeit macht. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, wenn man gewöhnlich meint, die Naturvölker hätten eine besondere Übung darin, die Zeit nach dem Stande der Sonne zu messen. Sie messen sie überhaupt nicht und teilen sie demgemäß auch nicht ein. Kein Naturvolk hält feste Mahlzeiten, nach denen der Kulturmensch seine Arbeit regelt.[29]) Selbst ein verhältnismäßig so vorgeschrittener Stamm wie die Beduinen hat keine Vorstellung von der Zeit. Sie essen, wenn sie Hunger haben. Livingstone nennt einmal Afrika „die glückselige Gegend, wo die Zeit durchaus keinen Wert hat, und wo die Menschen, wenn sie müde sind, sich hinsetzen und ausruhen“.[30]) „Selbst die geringfügigste, doch auch für den Neger dringend nötige Arbeit wird möglichst weit in die Ferne gerückt. Der Eingeborene verträumt den Tag in Trägheit und Nichtstun, obwohl er ganz gut weiß, daß er zur Nacht seinen Schluck Wasser und sein Scheit Holz benötigt; aber dennoch wird er sicher bis Sonnenuntergang sich nicht rühren, um dann endlich, vielleicht erst in der Dunkelheit, sich dieses Nötigste zu beschaffen.“[31])

Damit haben wir den Vorwurf der Trägheit bereits berührt, dem der Naturmensch im weitesten Umfange anheimgefallen ist.[32]) Was aber den Beobachtern als Trägheit erschienen ist, ist wieder nur Mangel an Voraussicht,

---

28) Heckewelder a. a. O., S. 365.

29) Vgl. W. Wundt, Ethik (2. Aufl.), S. 140.

30) Neue Missionsreisen I, S. 99. — Sogar von den heutigen Indern sagt ein französischer Beobachter (A. Métin, Musée social. Mém. et docum. Nr. 9, p. 439): Il semble, en ce pays, qu'on ne perde rien quand on ne perd que du temps.

31) W. Junkers Reisen in Afrika, II, S. 214.

32) Näheres in meinem Buche über „Arbeit und Rhythmus“, 4. Aufl. (Leipzig 1909), S. 2 ff.

das Leben für den Augenblick. Wozu soll sich der Wilde anstrengen, wenn seine Bedürfnisse befriedigt sind,[33]) wenn er keinen Hunger mehr hat? Untätig ist er darum nicht. Er leistet mit den armseligsten Hilfsmitteln im ganzen oft ein nicht geringeres Maß von Arbeit als der einzelne Kulturmensch; aber er leistet sie nicht regelmäßig, nicht in geordneter Zeitfolge, sondern sprunghaft und stoßweise, wenn die Not ihn zwingt oder eine gehobene Stimmung bei ihm eingetreten ist, und auch dann nicht als ernste Lebensaufgabe, sondern mehr in spielender Weise.

Überhaupt folgt der primitive Mensch immer nur dem nächsten Antriebe; sein Handeln ist ein rein impulsives, sozusagen bloße Reflexbewegung. Je näher bei ihm Bedürfnis und Befriedigung zusammenliegen, um so wohler ist ihm. Der Naturmensch ist ein Kind; er denkt nicht an die Zukunft und nicht an die Vergangenheit; er vergißt leicht; jeder neue Eindruck verdrängt den vorhergehenden älteren. Alle Not des Lebens kann die heitere Grundstimmung seiner Seele kaum auf Augenblicke trüben. „Von den Neukaledoniern, den Fidschi-Insulanern, den Tahitiern und Neuseeländern lesen wir, daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger denselben Zug, und von andern Rassen lauten mancherlei Beschreibungen der Reisenden regelmäßig: ‚voll Scherz und Lustigkeit‘, ‚voll Leben und Feuer‘, ‚heiter und gesprächig‘, ‚immer froh wie die Vögel unter dem Himmel‘.[34])

Es ist bezeichnend, was öfter beobachtet wurde, daß Eingeborene, wenn sie längere Zeit im Dienste von Europäern standen, ihr heiteres Wesen verloren und einen mürrischen, düsteren Charakter annahmen. Fritsch[35])

33) Selbst die indischen Fabrikarbeiter s'arrêtent dès qu'ils ont gagné le strict nécessaire; der Stücklohn ist darum bei ihnen nicht anwendbar: Métin a. a. O. S. 441.

34) Spencer a. a. O. § 76. Viel Material auch in dessen Descriptive Sociology unter der Rubrik „Moral Sentiments“.

35) a. a. O., S. 56.

erklärt dies daraus, daß solche Diener von ihren Herren allmählich die Gewohnheit annehmen, sich um zukünftige Dinge Sorge zu machen, und daß ihr Gemüt die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt.[36])

Ein solches Leben für den Augenblick kann nicht beschwert sein mit Wertvorstellungen, die immer ein Urteilen, eine Vorstellung des Zukünftigen voraussetzen. Es ist allbekannt, wie oft in Amerika und Afrika die Eingeborenen an die fremden Kolonisatoren ihr Land um eine Kleinigkeit, vielleicht ein paar nach unserer Schätzung wertlose Glasperlen verkauften, und noch heute ist der Neger, der doch nicht mehr auf der untersten Stufe steht, vielfach bereit, jedes Stück seiner Habe, mag es für seine Existenz noch so wichtig sein, hinzugeben, wenn ihm dafür ein bunter Tand geboten wird, der ihm gerade in die Augen sticht.[37]) Auf der andern Seite kennt aber auch seine Begehrlichkeit keine Grenzen, und es ist eine ewige Klage der Reisenden, daß sie bei aller Gastlichkeit, die ihnen erwiesen wird, rein ausgeplündert werden, weil jeder Dorfhäuptling alles, was er sieht, geschenkt haben möchte. Auch hier wieder jener naive Egoismus, jene unbegrenzte Habsucht, die mit dem Erwerbssinn des wirtschaftenden Menschen nichts zu tun hat. Maßgebend ist immer nur der momentane Eindruck; an das Fernliegende wird nicht gedacht. Der Naturmensch kann gleichsam nicht zwei Gedanken nebeneinander haben und gegeneinander abwägen; er wird immer nur von einem ergriffen und folgt diesem mit erschreckender Konsequenz.

Die Sammlung von Erfahrungen, die Vererbung von Kenntnissen ist dadurch überaus erschwert, und hierin liegt der Hauptgrund, weshalb solche Völker jahrtausendelang

---

36) Wilde, die in zivilisierten Verhältnissen erzogen worden sind, kehren gern zu ihren Stämmen und zur vollen Wildheit zurück: Peschel, Völkerk. S. 155 f. Fritsch a. a. O. S. 423. K. E. Jung in Petermanns Mitt. XXIV (1878), S. 67.

37) Vgl. Fritsch a. a. O. S. 305.

auf der gleichen Stufe verharren können, ohne einen merkbaren Fortschritt zu zeigen. Man denkt sich die Schaffung der ersten Kulturelemente oft so leicht; man meint, jede Erfindung, jeder Fortschritt im Hausbau, in der Bekleidungstechnik, im Werkzeuggebrauch, den ein einzelner macht, müsse nun als ein unverlierbarer Schatz in den Gemeinbesitz des Stammes übergehen und dort immer weiter wirken. Ja man hat von der Erfindung der Töpferei, der Zähmung von Haustieren, dem Schmelzen des Eisenerzes ganz neue Kulturepochen beginnen lassen wollen.

Wie wenig würdigt eine solche Auffassung doch die Bedingungen, unter denen der Naturmensch lebt! Wohl dürfen wir annehmen, daß derselbe für das Steinbeil, das er mit unendlicher Anstrengung vielleicht im Laufe eines ganzen Jahres hergestellt hat, eine besondere Zuneigung besitzt, daß es ihm wie ein Stück seines eigenen Wesens vorkommt; aber es ist ein Irrtum, wenn man meint, das kostbare Besitztum werde nun auf Kinder und Kindeskinder übergehen und für diese die Grundlage zu weiteren Fortschritten bilden. So gewiß es ist, daß an solchen Dingen die ersten Begriffe von Mein und Dein sich entwickeln, so zahlreich sind die Beobachtungen, welche darauf hindeuten, daß diese Begriffe an dem Individuum haften bleiben und mit ihm untergehen. Der Besitz sinkt mit dem Besitzenden ins Grab, dessen persönliche Ausstattung er im Leben war. Das ist eine in allen Erdteilen verbreitete Sitte, die bei manchen Völkern Reste bis in die Zeit der Kultur hinein hinterlassen hat.[38])

Sie findet sich zunächst bei allen amerikanischen Völkern in einer Ausdehnung, daß die Hinterlassenen oft

---

38) Vgl. im allgemeinen Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche (Stuttgart 1878), S. 26 f. Schurtz, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes (Weimar 1898), S. 56 ff. Pančow, Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin XXXI, S. 172 f. — Merkwürdige Überreste der Sitte in Sachsen: Mitt. d. Ver. f. sächs. Volkskunde II, S. 24 f. IV. 107. Vgl. Roscher, Ansichten, 3. A. S. 163 ff.

im äußersten Elend zurückbleiben. Die Eingeborenen Kaliforniens geben dem Toten alle Waffen und Geräte mit, die er im Leben gebraucht hatte. „Es ist oft eine seltsame Habe", sagt ein Beobachter, „die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkrüge, leere Whiskyflaschen, Konservenbüchsen, Bogen, Pfeile usw., und wenn es eine fleißige Hausfrau war, so schüttet man noch einige Körbe voll Eicheln darüber." „Am Grabe des Tehueltschen (Patagonien) werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Tiere getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas (Schleuderkugeln), Geräte jeder Art auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt." Bei den Bororo in Brasilien trifft ein großer Verlust die Familie, aus der ein Mitglied stirbt. Denn alles, was der Tote im Gebrauch hatte, wird verbrannt, in den Fluß geworfen oder in den Knochenkorb gepackt, damit er keinesfalls veranlaßt sei, zurückzukehren. Die Hütte ist dann vollständig ausgeräumt.[39])

Bei den Bagobos im südlichen Mindanao wird der Tote in seinen besten Kleidern begraben, zugleich mit einem Sklaven, der zu diesem Zwecke getötet wird. „Auf die Grabstätte werden die Kochgeschirre, die er bei Lebzeiten gebraucht, mit Reis gefüllt, gesetzt, ebenso seine Betelbüchsen; seine anderen Sachen läßt man unberührt in dem Hause. Niemand darf bei Todesstrafe von nun an weder das Haus noch die Grabstätte betreten. Das Haus läßt man verfallen."[40])

In Australien und Afrika findet sich vielfach die Sitte, daß die sämtlichen Vorräte des Verstorbenen durch die Trauerversammlung aufgezehrt werden; anderwärts werden die Geräte zerstört, die Lebensmittel weggeworfen.

---

39) K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Brasiliens, 2. Aufl. S. 389. Vgl. auch Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 30. 66. Heckewelder a. a. O. S. 469. 474.

40) Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnol. XVII (1885), S. 12 f. Ähnlich auf Halamahera: daselbst S. 83; bei den Bergvölkern Indiens: Jellinghaus in derselben Zeitschrift III, S. 372. 374.

Viele Negervölker beerdigen den Toten in der Hütte, in welcher er gelebt hat; die von den Überlebenden geräumte Wohnstätte wird dem Verfall überlassen oder zerstört.[41]) Stirbt ein Häuptling, so wandert das ganze Dorf aus, und dies gilt selbst von den Hauptstädten der größeren Reiche, wie der des Muata-Jamwo und des Kasembe. Im Lunda-Reiche wird die alte königliche Kipanga niedergebrannt; die Haupt- und Residenzstadt wechselt mit jedem neuen Herrscher ihre Lage.[42]) Auch bei den alten Peruanern herrschte die Auffassung, daß mit jedem neuen Inka sozusagen die Welt wieder von vorne anfange. Die Paläste des Vorgängers wurden mit allem Reichtum, der in ihnen aufgespeichert lag, für immer geschlossen; der jedesmalige Herrscher benutzte nie die Schätze, die seine Vorfahren aufgehäuft hatten.

Sehen wir daraus, daß die Entstehung und Fortbildung von Gesittungsanfängen unter den Naturvölkern mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Beobachtungen, welche hier gesichtet vorgelegt worden sind, sehr verschiedenartigen, kulturell ungleich entwickelten Völkern entnommen wurden. Um aus eigner Kraft auf die Stufe des Tonganers oder Tahitiers sich zu erheben, würde der Australier des Festlandes wohl vieler Jahrtausende bedurft haben, und eine ähnliche Kluft trennt den Buschmann vom Kongoneger und Wanyamwezi. Aber das gerade spricht, wie mir scheint, für die Dauerhaftigkeit der psychischen Bedingungen, unter denen die Bedürfnisbefriedigung des

---

41) Beispiele findet man bei M. Buchner, Kamerun, S. 28. Fritsch a. a. O. S. 535. Bastian, Loangoküste I, S. 164. Livingstone a. a. O. I, S. 131. Aus Australien: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 102 f. Ztschr. f. Ethnol. XXI, S. 23. Kubary, Ethnogr. Beiträge zur Kenntnis der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft (Berlin 1885), S. 70 f. Anm.

42) Pogge a. a. O. S. 228. 234. Livingstone in Petermanns Mitt. XXI (1875), S. 104.

kulturlosen Menschen sich vollzieht, und wir sind zweifellos berechtigt, den ganzen hierbei heraustretenden Vorstellungskreis auf einen Zustand zurückzuführen, der ungezählte Jahrtausende hindurch, bevor sich Stämme und Völker bilden konnten, die Menschheit beherrscht haben muß.

Dieser Zustand bedeutet nach allem, was wir von ihm wissen, geradezu das Gegenteil von Wirtschaft. Denn Wirtschaft ist immer eine durch Güterausstattung vermittelte menschliche Gemeinschaft; Wirtschaft ist ein Zuratehalten, ein Sorgen nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft, sparsame Zeiteinteilung, zweckmäßige Zeitordnung; Wirtschaft bedeutet Arbeit, Wertung der Dinge, Regelung ihres Verbrauchs, Vermögensansammlung, Übertragung der Kulturerrungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht. Und alles das mußten wir vielfach schon bei höherstehenden Naturvölkern vermissen; bei den niederen Rassen traten uns kaum schwache Anfänge entgegen. Streicht man aus dem Leben des Buschmanns oder Wedda den Feuergebrauch, Bogen und Pfeil, so bleibt nichts mehr übrig als ein Leben, das in der individuellen Nahrungssuche aufgeht. Jeder einzelne ist hierbei ganz auf sich selbst gestellt. Nackt und waffenlos durchstreift er mit seinesgleichen, wie das Standwild, ein enges Revier, bedient sich der Füße mit derselben Behendigkeit zum Greifen und Klettern wie der Hände.[43]) Jeder und jede verzehrt roh, was sie mit den Händen erhaschen oder mit den Nägeln aus dem Boden scharren: niedere Tiere, Wurzeln, Früchte. Bald schart man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Herden zusammen; bald trennt man sich wieder, je nachdem die Weide oder der Jagdgrund ergiebig ist. Aber jene Vereinigungen werden nicht zu Gemeinschaften; sie erleichtern dem einzelnen nicht die Existenz.

Es mag dieses Bild nicht sehr anmuten; aber wir

43) R. Andree, „Der Fuß als Greiforgan" in s. Ethnogr. Parallelen und Vergl., Neue Folge, S. 228 ff.

sind durch das aus der vergleichenden Beobachtung gewonnene Ergebnis geradezu gezwungen, es zu konstruieren. Es ist daran auch kein Zug erfunden. Wir haben aus dem Leben der niedrigst stehenden Stämme nur das hinweggenommen, was anerkanntermaßen kulturell ist: Waffen- und Feuergebrauch. Mußten wir schon zugeben, daß bei den höherstehenden Naturvölkern außerordentlich viel Unwirtschaftliches sich findet, daß jedenfalls die bewußte Anwendung des ökonomischen Prinzips bei ihnen eher die Ausnahme als die Regel bildet, so werden wir bei den sog. „niederen Jägern" und ihren eben gekennzeichneten Vorgängern den Begriff der Wirtschaft überhaupt nicht mehr anwenden dürfen. Wir haben bei ihnen ein vorwirtschaftliches Entwicklungsstadium festzustellen, das noch nicht Wirtschaft ist. Da jedes Kind seinen Namen haben muß, so sei dieses Stadium die Stufe der individuellen Nahrungssuche genannt.

Wie sich aus der individuellen Nahrungssuche die Wirtschaft entwickelt hat, läßt sich heute kaum vermuten. Der Gedanke liegt nahe, daß der Wendepunkt da liegen müsse, wo an Stelle der bloßen Okkupation von Naturgaben zum sofortigen Genuß die auf ein entfernteres Ziel gerichtete Produktion, an Stelle der instinktiven Organbetätigung die Arbeit als zweckbewußte Verwendung leiblicher Kraft tritt. Mit dieser rein theoretischen Feststellung wäre aber auch noch nicht viel gewonnen. Die Arbeit bei den Naturvölkern ist ein recht nebelhaftes Gebilde. Je weiter wir sie zurückverfolgen, um so mehr nähert sie sich nach Form und Inhalt dem Spiel.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es ähnliche Triebe, wie sie auch die höheren Tiere zeigen, welche den Menschen bewegen, über die bloße Nahrungssuche hinaus sich zu betätigen, insbesondere der Nachahmungs- und Experimentiertrieb.[44]) Die Zähmung der Haustiere z. B. beginnt

44) Vgl. K. Groos, Die Spiele der Tiere, Jena 1896.

nicht mit den Nutztieren, sondern mit solchen Arten, die der Mensch bloß zu seinem Vergnügen oder für den Kult der Götter hält. Die gewerbliche Tätigkeit scheint allerwärts auszugehen von der Körperbemalung, Tättowierung, Durchbohrung oder sonst Verunstaltung einzelner Körperteile und nach und nach fortzuschreiten zur Erzeugung von Schmuck, Masken, Rindenzeichnungen, Petroglyphen und ähnlichen Spielereien. Überall zeigt sich in diesen Dingen eine seltsame Neigung zur Nachbildung der Tiere, die dem Wilden in seiner jedesmaligen Umgebung entgegentreten und die er wie seinesgleichen betrachtet: die z. T. uralten Felszeichnungen und Skulpturen der Buschmänner, der Indianer, der Australier stellen vorzugsweise Tiere und Menschen dar;[45]) die Töpferei, die Holzschnitzerei und sogar die Flechtkunst beginnen mit der Ausformung von Tiergestalten,[46]) und selbst wo man zur Herstellung von Gegenständen des täglichen Gebrauchs (Töpfen, Schemeln usw.) übergeht, wird die Tierfigur mit merkwürdiger Konsequenz festgehalten;[47]) endlich spielt auch bei den Tänzen der Naturvölker die Nachahmung von Tierbewegungen und -lauten die größte Rolle.[48]) Auch darf hier daran erinnert werden, daß alle gleichmäßig fortzusetzende Tätig-

45) Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche, S. 258—299. Ehrenreich a. a. O. S. 46 f.

46) Vgl. die interessanten Ausführungen von K. v. d. Steinen a. a. O. S. 231 ff., besonders aber S. 241 ff.

47) Beispiele bietet jede ethnographische Bildersammlung. Zweifler seien gebeten, folgende Werke durchzublättern: J. Boas, The Central Eskimo, Washington 1888. Sixt annual Report of the Bureau of Ethnologie to the Secretary of the Smithsonian Institution 1884—85. Ethnographische Beschrijving van de west- en noordkust van Nederlandsch Niew Guinea door F. S. A. de Clercq en J. D. E. Schmeltz. Leiden 1893. Joest, Ethnographisches aus Guyana (Suppl. zu Bd. V des Intern. Archivs f. Ethnogr.), und wieder von den Steinen, a. a. O. S. 261 ff. Vgl. auch Fritsch a. a. O. S. 73; Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 178 und Grosse, Die Anfänge der Kunst, Kap. VI u. VII.

48) Grosse a. a. O. S. 208 f.

keit sich rhythmisch gestaltet und mit Musik und Gesang zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt.[49])

Im Spiele bildet sich demnach die Technik aus, und sie wendet sich nur sehr allmählich vom Unterhaltenden dem Nützlichen zu.[50]) Die seither angenommene Stufenfolge muß also gerade umgekehrt werden: das Spiel ist älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduktion. Selbst bei den höherstehenden Naturvölkern, wo beide Elemente sich von einander abzuscheiden beginnen, geht der Tanz noch jeder wichtigeren Arbeit voraus oder folgt ihr (Kriegs-, Jagd-, Erntetänze), und der Gesang begleitet die Arbeit.

Wie die Wirtschaft in dem Maße, als wir sie in der Völkerentwicklung weiter zurückverfolgten, sich unter unsern Händen mehr und mehr in Nichtwirtschaft verkehrt hat, so hat sich uns auch die Arbeit schließlich in ihr Gegenteil aufgelöst: die Nichtarbeit. Und so würde es uns wahrscheinlich mit allen wichtigeren Wirtschaftserscheinungen ergehen, wenn wir an ihnen den Versuch fortsetzen wollten. Eines nur scheint beständig: die Konsumtion. Bedürfnisse hatte der Mensch immer und mußte sie befriedigen. Aber auch unsere Bedürfnisse, soweit sie wirtschaftlich in Betracht kommen, sind nur zum kleinsten Teile natürlich gegebene; unsere Konsumtion ist nur etwa in der Ernährung eine naturnotwendige; alles andere ist Kulturprodukt, Folge freischöpferischer Tätigkeit des Menschengeistes. Ohne diese wäre der Mensch immer ein wurzelgrabendes, früchtesuchendes Tier geblieben.

---

49) Ich muß hierfür auf die ausführlichen Darlegungen in „Arbeit und Rhythmus" verweisen.

50) „Wenn man Hunderte von Gebrauchsgegenständen oder Waffen der Papuas durchmustert, so wird man selten oder nie ein einziges finden, welches nicht wenigstens durch eine kleine Verzierung Zeugnis für den Schönheitssinn seiner Verfertiger ablegt, nicht etwas an sich trägt, was über die gewöhnliche Nützlichkeit hinausgeht." Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeers, S. 426 ff.

Unter diesen Umständen müssen wir darauf verzichten, einen bestimmten Punkt anzugeben, an dem die individuelle Nahrungssuche aufhört und die Wirtschaft anfängt. In der Kulturgeschichte der Menschheit gibt es keine Wendepunkte; alles wächst und verwest hier wie die Pflanze; das Zuständliche ist nur eine Abstraktion, deren wir bedürfen, um unserem blöden Auge die Wunder der Natur und Menschenwelt zugänglich zu machen. Auch die Wirtschaft ist ja selbst wieder fortwährendem Wandel unterworfen. Wo sie aber zuerst in der Geschichte auftritt, erscheint sie als eine von bestimmten Normen des Handelns geleitete materielle Lebensgemeinschaft, welche sich eng an die persönlich-sittliche Lebensgemeinschaft der Familie anschließt.[51]) Unter dieser Form sahen sie die Menschen, welche ihr Wesen zuerst sprachlich fixiert haben. Wirt ist noch im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Hausvater, Wirtin ist Ehefrau, und ähnlich ist das aus dem Griechischen stammende Ökonomie gebildet.

Wir würden also da die Tatsache des Wirtschaftens als gegeben anzunehmen haben, wo wir zusammenhausende Gemeinschaften finden, welche in Beschaffung und Verwendung der ihren Zwecken dienenden Dinge nach dem ökonomischen Prinzip verfahren. Ein solcher Zustand ist gewiß schon bei den höherstehenden Naturvölkern erkennbar. Aber vieles erinnert doch noch an die vorwirtschaftliche Periode der individuellen Nahrungssuche; die Wirtschaft klafft sozusagen noch an verschiedenen Stellen auseinander.

Bei allen Völkern auf niederer Kulturstufe ist die Verteilung der Arbeit auf beide Geschlechter durch die

51) E. Grosse hat in dem Buche „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft", Leipzig 1896, den Zusammenhang der Familienformen und der Wirtschaftsformen untersucht. Er hat sich dabei an die ganz äußerlichen Kategorien: Jäger, Viehzüchter, Ackerbauer angeschlossen, dem innern Leben der Wirtschaft aber, speziell dem Haushalt, kaum rechte Aufmerksamkeit geschenkt.

Sitte fest geregelt, wobei keineswegs die verschiedene natürliche Veranlagung allein maßgebend gewesen sein kann. Wenigstens läßt sich nicht behaupten, daß dem schwächeren Geschlechte überall der leichtere Teil der Arbeit zugefallen wäre. Während in der normalen Einzelwirtschaft der Kulturvölker sozusagen ein Querschnitt gezogen ist, der dem Manne die produktive Arbeit, der Frau die Regelung der Konsumtion zuweist, erscheint die Wirtschaft der Naturvölker wie durch einen Längsschnitt gespalten. Jedes Geschlecht beteiligt sich an der Produktion, und oft hat es auch ein besonderes Gebiet der Konsumtion für sich. Bezeichnend ist dabei, daß dem Weibe durchweg die Gewinnung und Zubereitung der pflanzlichen Nahrungsmittel und meist auch der Hüttenbau obliegt, während dem Manne die Jagd und die Verarbeitung der durch sie gewonnenen tierischen Stoffe zukommt. Wird Viehzucht getrieben, so ist das Hüten der Tiere, die Errichtung der Zäune für sie, das Melken usw. Sache der Männer. Diese Scheidung ist oft so scharf, daß man fast von einer Spaltung der Familienwirtschaft in eine besondere Männerwirtschaft und in eine besondere Frauenwirtschaft reden könnte.

In einer interessanten Ausführung über die Nutzpflanzen der brasilianischen Schingustämme drückt K. von den Steinen[52]) das Ergebnis der älteren Entwicklung dieser Stämme mit den Worten aus: „Der Mann hat die Jagd betrieben, und währenddes hat die Frau den Feldbau erfunden." Bei den auf der niedersten Stufe stehenden Bororo ging die Frau mit einem spitzen Stocke bewaffnet in den Wald und suchte Wurzeln und Knollen; sie holte die Palmnüsse kletternd von den Bäumen und schleppte schwere Lasten davon heim. Unterdessen spürte der Mann den Tieren nach. Bei den weiter fortgeschrittenen Stämmen haben die Frauen den Anbau und die

52) Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, S. 206 ff.

Zubereitung der Mandioka in Händen. „Sie reinigen den Boden mit spitzen Hölzern vom Unkraut, legen Stengelstücke in die Erde, mit denen man die Mandioka verpflanzt, und holen täglich ihren Bedarf, den sie in schwerbepackten Kiepen heimschleppen.“ Hier kochen sie die Früchte, backen Fladen, rösten Palmnüsse, bereiten die Getränke. Die Männer treiben Jagd und Fischfang; aber sie braten auch Fleisch und Fisch und flechten den dazu nötigen Bratrost. Fügen wir noch hinzu, daß die Männer auch die Waffen zur Jagd anfertigten, daß Jagd und Fischfang ihnen alles Werkzeug zum Schneiden, Schaben, Glätten, Stechen, Ritzen und Graben zu liefern haben, während die Frauen das Tongeschirr zum Kochen erzeugen,[53]) so haben wir für jedes Geschlecht ein natürlich abgegrenztes Produktionsgebiet, auf dem seine ganze Arbeitstätigkeit selbständig verläuft. Aber noch mehr! Auch die Konsumtion ist in einem Hauptstücke eine gesonderte; es gibt keine gemeinsamen Mahlzeiten in der Familie. Jedes Individuum ißt für sich, abgewendet von den übrigen, und es gilt für unanständig, andere beim Mahle zu stören oder in Gegenwart Fremder Speise zu sich zu nehmen.[54])

Ähnliche individualwirtschaftliche Züge beobachten wir auch bei den Indianern Nordamerikas, welche bereits zu einem vollen Familienhaushalt gelangt waren. Während sie ein Sondereigentum am Grund und Boden gar nicht kennen, „findet sich nichts in dem Hause oder der Familie eines Indianers, das nicht einen speziellen Eigentümer hätte. Jedes Mitglied der Familie weiß, was ihm zugehört, von dem Pferde oder der Kuh an bis auf den Hund, die Katze, die Kätzchen und Küchlein herab. Eltern machen ihren Kindern Geschenke, und diese wieder ihren Eltern. Ein Vater wird zuweilen seine Frau oder eines seiner

53) A. a. O. S. 197 ff. 207 ff. 318.

54) von den Steinen, a. a. O. S. 69 und Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 17. Über die Eingeborenen von Borneo: Hose im Journ. of the Anthropol. Inst. XXIII, S. 160.

Kinder ersuchen, ihm ihr Pferd zu leihen, um auf die Jagd zu reiten. Ein Nest junger Katzen oder ausgebrüteter junger Hühner hat oft ebensoviele besondere Eigentümer, als einzelne Tierchen dazu gehören. Um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen, muß man oftmals mit mehreren Kindern handeln."[55]) „Wo die Indianer die Vielweiberei gestatteten, pflegte für jede Frau eine besondere Hütte errichtet zu werden; bei Stämmen mit Gemeinschaftshäusern hatte wenigstens jede ihr besonderes Feuer."[56])

Die gleichen Grundzüge weist die Wirtschaft der Polynesier und Mikronesier auf, nur daß hier an Stelle der Jagd der Fischfang und die Kleinviehzucht tritt.[57]) Auch die gesonderte Männer- und Frauenküche findet sich im Bereiche der Südsee, ebenso wie die getrennten Mahlzeiten beider Geschlechter. Auf den Fidschi-Inseln bereiten die Männer solche Speisen, die mittels heißer Steine außerhalb des Hauses hergestellt werden. „Das beschränkt sich heute auf das Braten von Schweinen; früher war auch die Zubereitung des Menschenfleisches den Männern vorbehalten."[58]) Auf den Palau-Inseln liegt das Kochen des Taro und das Bereiten der Süßspeisen den Frauen ob, die Zubereitung der Fleischspeisen den Männern.[59]) An den meisten Orten Ozeaniens „dürfen weder Frauen und Männer zusammenessen noch jene das essen, was diese bereitet haben. Fast ebenso ängstlich scheint es vermieden zu werden, mit einem andern aus dem gleichen Gefäße zu essen."[60])

Auch die Wirtschaften vieler Negervölker zeigen scharfe Trennung der Produktion und vieler Teile der Konsumtion

55) Heckewelder a. a. O. S. 253.
56) Waitz, Anthropologie III, S. 109.
57) Vgl. Parkinson a. a. O. S. 113. 122 (über Neu-Pommern).
58) Bäßler, Südsee-Bilder, S. 226 f.
59) Kubary a. a. O. S. 173.
60) Ratzel, Völkerkunde I, S. 240.

nach Geschlechtern,[61]) ja selbst Ausdehnung dieser Spaltung auf das Vermögen und den vermögensrechtlichen Verkehr. Kurz und bündig sagt einer unserer zuverlässigsten Beobachter, P. Pogge,[62]) von den Songonegern: „Die Frau hält neben der Wirtschaft ihres Mannes eine eigene.“ Und bei der Schilderung der Baschilange bemerkt er:[63]) „Kein Familienglied kümmert sich um das andere bei der Mahlzeit; während die einen essen, kommen oder gehen die andern, wie es ihnen gerade paßt; doch essen die Frauen meist mit den kleinen Kindern gemeinschaftlich.“ Endlich berichtet er noch über die Lunda: „Wenn eine Karawane in einem Dorfe ihr Lager aufgeschlagen hat, so pflegen bei normalen Zuständen die Weiber des Ortes vegetabilische Nahrungsmittel und Hühner zum Verkauf ins Lager zu bringen, während Ziegen, Schweine und Schafe für gewöhnlich nur von Männern verkauft werden.[64]) Ähnlich erzählt L. Wolf,[65]) daß auf dem Markte in Ibanschi alle landwirtschaftlichen Produkte, Stoffe, Matten, Töpferarbeiten von den Weibern, nur Ziegen und Wein von den Männern verhandelt worden seien. Es ist also auch jedes Geschlecht Eigentümer seines speziellen Arbeitsprodukts und verfügt darüber selbständig.[66]) Selbst bei den

61) Gesondertes Essen von Mann und Weib: Stanley, Wie ich Livingstone fand, II, S. 174. Nachtigal, Sahara und Sudan I, S. 664. — Weiteres jetzt bei Thonnar a. a. O. S. 10 f.

62) Im Reiche des Muata Jamwo, S. 40.

63) Bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 387. Im Reiche des Muata Jamwo S. 178. 231.

64) Im Reiche des Muata Jamwo S. 29.

65) Bei Wißmann ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 249; vgl. Livingstone, Neue Missionsreisen, I, S. 115, II, 276 f. Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas, I, S. 314. Pechuel-Loesche, Deutsche Rundschau LIX, S. 290.

66) Von der Familie und dem Haushalt der keineswegs mehr auf niederer Stufe stehenden Wanyamwezi entwirft Burton folgendes Bild (Exp. S. 215 ff.; vgl. S. 356): „Die Kinder werden volle zwei Jahre lang gesäugt. Der Knabe lernt schon nach dem vierten Jahre mit dem Bogen umgehen. Schon sehr frühe hütet er die Herde; nach dem

Völkern mit ausgesprochener Sippenverfassung ist der größte Teil des beweglichen Vermögens Sondereigentum der einzelnen Individuen, mögen sie frei oder unfrei, männlichen oder weiblichen Geschlechts sein.[67])

Die Teilung der Produktionsarbeit zwischen beiden Geschlechtern in Afrika wechselt in Einzelheiten von Stamm zu Stamm; in der Regel aber fällt auch hier der Feldbau, die Zubereitung aller vegetabilischen Nahrungsmittel der Frau, Jagd, Viehzucht, Gerberei und Weberei dem Manne zu.[68]) Oft ist diese Ordnung noch durch abergläubische Gebräuche gestützt. In Uganda fällt das Melken der Kühe ausschließlich den Männern zu: nie darf eine Frau das Euter der Kuh berühren.[69]) Im Lundareiche hinwieder darf bei der Gewinnung von Erdnußöl kein Mann zugegen sein, weil dessen Anwesenheit den Erfolg vereiteln soll.[70]) In der Regel weigern sich die Träger,

---

zehnten Jahre wird er ein selbständiger Hirt, ist unabhängig von seinem Vater, bepflanzt ein Stück Feld mit Tabak und baut sich eine eigene Hütte. Die Mädchen bleiben bis zur Mannbarkeit in der väterlichen Hütte; dann aber bauen sich ihrer 7—12, die von gleichem Alter sind, gemeinschaftlich eine eigene Behausung, in welcher sie ihre Liebhaber empfangen, ohne daß die Eltern etwas darein zu reden hätten... Die Familienanhänglichkeit ist bei diesem Volke überhaupt äußerst schwach. Ein Mann, der z. B. von der Küste her mit einer Ladung Zeug zurückkommt, wird seiner Frau davon auch nicht das geringste geben; sie ihrerseits gibt ihm von einer Erbschaft nichts, und wenn er auch verhungern müßte. Er besorgt Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel; sie hat die Aufsicht über Getreide und Früchte. Tabak baut jeder Teil für sich selbst, und hat der Mann etwa nichts von diesem Kraut, so wird ihm seine Frau von ihrem Vorrat ganz gewiß nichts borgen. — In diesem Lande speisen die beiden Geschlechter nicht gemeinschaftlich. Ein Knabe wird nie mit seiner Mutter essen."

67) Thonnar a. a. O., S. 44 ff.

68) Vgl. besonders Fritsch a. a. O. S. 79 ff. 183. 229. 325. Livingstone, Neue Missionsreisen I, S. 72. 111. 327 ff. Ausführliches jetzt bei H. Schurtz, Das afrikanische Gewerbe (Leipzig 1900), S. 7 ff. und Thonnar a. a. O. S. 5. 37 f.

69) Emin Bey in Petermanns Mitt. XXV (1879), S. 392.

70) Wißmann, Wolf &c., Im Innern Afrikas, S. 63.

im Dienste der Reisenden Frauenarbeit zu tun; ein zwölfjähriger Knabe, den ein Europäer auffordert, etwas Brennholz herbeizutragen, antwortet, er werde seine Mutter rufen; ja Livingstone[71]) berichtet von einer Hungersnot der Männer in einer Gegend, weil keine Weiber dagewesen seien, das vorhandene Korn zu mahlen. Die gesonderte Konsumtion beider Geschlechter wird manchmal noch durch Speiseverbote[72]) von halbreligiösem Charakter befestigt, welche der Frau den Genuß von bestimmten Fleischarten untersagen, die somit den Männern allein vorbehalten bleiben.[73])

Überall werden die Kinder sehr früh selbständig und trennen sich von den Eltern. Oft leben sie dann einige Jahre in eigenen Gemeinschaftshäusern, wie deren auch für die verheirateten Männer vorkommen. Diese Gemeinschaftshäuser für die verschiedenen Altersstufen der männlichen und manchmal auch der unverheirateten weiblichen Bevölkerung finden sich in großer Verbreitung sowohl in Afrika als in Amerika und namentlich in Ozeanien. Sie dienen als Versammlungs-, Arbeits-, Vergnügungs- und für die jüngeren Leute auch als Schlafstätten, sowie zur Beherbergung von Fremden. Natürlich bilden sie ein weiteres Hindernis für die Ausbildung eines gemeinsamen Haushalts, zumal die Familie meist noch in eine Mehrzahl

71) a. a. O. S. 180. 266. — Ähnliches bei den Indianern: Waitz a. a. O. III, S. 100.

72) Häufiger noch in Polynesien. Vgl. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche, S. 114 ff.

73) Über eine eigentümliche Fortbildung dieser Wirtschaft vgl. Nachtigal, Sahara und Sudan III, S. 249. 162. 244. — Stellenweise dehnt sich die Scheidung der Tätigkeitsgebiete beider Geschlechter sogar auf das geistige Leben derselben aus. Bei mehreren karaibischen Stämmen haben die Frauen für viele Dinge andere Namen als die Männer, so daß man von einer besonderen Männer- und Frauensprache glaubte reden zu können. Neuerdings wird diese Erscheinung auf die Verschiedenheit der sozialen Stellung der Geschlechter und auf die scharfe Trennung ihrer Beschäftigungssphären zurückgeführt. Vgl. Sapper, Intern. Archiv f. Ethnogr. X, S. 56 f.

von Wohnparteien zerfällt. Auf der Karolineninsel Yap z. B. findet sich neben den Schlafhäusern der Unverheirateten noch für jede Familie ein Haupthaus, das der Familienvater benutzt, und ein Wohnhaus für jede Frau; endlich ist „die Bereitung der Nahrung aus dem Wohnhause verbannt und in ein für jedes Familienglied separates Häuschen verlegt, das als Feuer- oder Kochhaus dient".[74]) Ebenso auf den Neuen Hebriden in Malekula.[75]) Weiter läßt sich der wirtschaftliche Individualismus kaum treiben.

Überhaupt ist als Regel für polygamisch lebende Naturvölker festzustellen, daß jede Frau ihre eigene Behausung hat.[76]) Bei den Zulu wird sogar fast für jede erwachsene Person eines Hausstandes eine besondere Hütte gebaut: eine für den Mann, eine für seine Mutter, je eine für jedes seiner Weiber und sonstige erwachsene Angehörige. Diese Hütten liegen sämtlich im Halbkreis, so daß die Wohnung des Mannes in der Mitte liegt. Freilich darf nicht übersehen werden, daß eine solche Hütte in wenigen Stunden aufgeschlagen werden kann.

Wie man aus diesen leicht noch vermehrbaren Beispielen erkennt, fehlt überall auch bei den entwickelteren Naturvölkern noch vieles an jener einheitlichen Geschlossenheit der Einzelwirtschaft, mit welcher die Kulturvölker Europas nach allem, was aus ihren Anfängen überliefert ist, bereits in die Geschichte eingetreten sind. Von einem gemeinsamen Haushalt der Familie kann nicht wohl die

---

74) Kubary, Ethnogr. Beiträge zur Kenntnis des Karol.-Archip. (Leiden), S. 39.

75) Journal of the Anthropol. Institute of Great Britain an Ireland XXIII (1894), p. 381.

76) So (um nur wenige Beispiele zu nennen) auf den Antillen: Starcke, Die primitive Familie, S. 43; auf Mindanao: Schadenberg, Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 12; bei den Bakuba: Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 209; bei den Monbuttu: Schweinfurth, Ztschr. f. Ethnol. V, S. 12 u. Im Herzen Afrikas II, S. 19 f. Casalis, Les Basoutos, p. 132.

Rede sein. Überall zeigen sich noch tiefe Risse, und dem Individuum ist ein wirtschaftliches Sonderdasein gewahrt, das uns fremdartig anmutet. So sehr man sich wird hüten müssen, über dieser Vereinzelung die zusammenfassenden Momente des Arbeitens und Sorgens füreinander zu übersehen, und so wenig man die zentrifugalen Kräfte, welche hier walten, übertreiben darf, so wird sich doch nicht leugnen lassen, daß sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen, auf die durch Jahrtausende von allen diesen Völkern geübte individuelle Nahrungssuche.

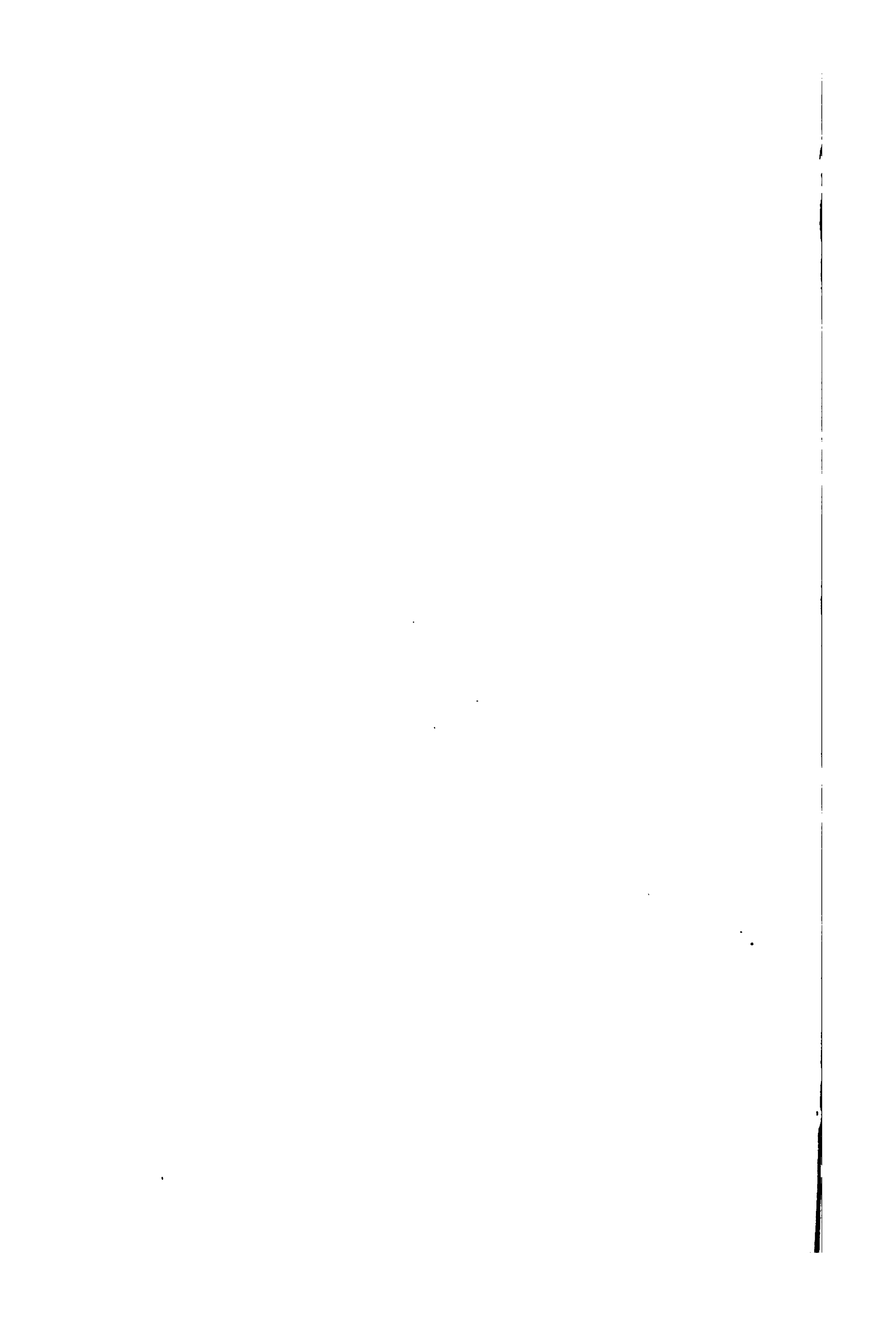
Darin liegt die methodische Begründung für das hier eingeschlagene Untersuchungsverfahren, bei welchem wir Völker sehr verschiedenen Stammes und Kulturstandes zusammengefaßt und die wirtschaftlichen Erscheinungen isoliert betrachtet haben.

Dieses Verfahren ist in der Nationalökonomie wie in allen Wissenschaften vom gesellschaftlichen Menschen vollkommen gerechtfertigt,[77] vorausgesetzt, daß es damit gelingt, aus der ungeheuren Masse disparater Einzeltatsachen, welche die Ethnologie wie eine große Rumpelkammer anfüllen, wieder eine größere Zahl unter einen gemeinsamen Hauptnenner zu bringen und auf einfache Weise zu erklären. Für die Nationalökonomie insonderheit kann auf diesem Wege noch der nicht zu verachtende Vorteil erzielt werden, daß die Spielpuppe des frei erfundenen, vom Kulturmenschen abstrahierten Wilden vom Schauplatze verschwindet und durch Gestalten ersetzt wird, die der Wirklichkeit entnommen sind, mag auch immer noch die Beobachtung, welche sie uns vermittelt hat, an Genauigkeit zu wünschen übrig lassen.

77) L. Wodon, Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif, Brux. 1906, bestreitet dies freilich und verlangt Anwendung der „psychologischen“ Methode. Schade, daß er für diese Entdeckung um 150 Jahre zu spät geboren ist.

II.

Die Wirtschaft der Naturvölker.



Der Name Naturvölker scheint ganz besonders passend, um die niederen Menschenrassen in wirtschaftlicher Hinsicht zu kennzeichnen. Sie stehen der Natur näher als wir; sie sind von ihr abhängiger, empfinden die Naturgewalten unmittelbarer und erliegen ihnen leichter als wir. Der Kulturmensch legt Vorräte an; er hat für die Erhaltung und Verschönerung seines Daseins eine Fülle von Hilfsmitteln; ihm stehen vermöge unserer entwickelten Verkehrseinrichtungen bei Mißwachs die Ernten einer halben Welt zur Verfügung; er zähmt die Naturkräfte und zwingt sie, für ihn zu wirken; unser Handel stellt die Arbeit von tausend anderen Menschen in den Dienst jedes einzelnen unter uns, und in jedem Haushalt walten sorgende Augen über dem schonenden und sparsamen Verbrauch der für unser leibliches Dasein bestimmten Güter. Der Naturmensch legt in der Regel keine größeren Vorräte an; eine Mißernte oder ein sonstiges Versagen seiner natürlichen Nahrungsquellen trifft ihn mit ganzer Schwere; er kennt keine arbeitersparenden Hilfsmittel, keine geordnete Zeitverwendung, keine geregelte Konsumtion; auf seine schwachen natürlichen Kräfte beschränkt, von feindlichen Gewalten rings umdroht, hat er jeden Tag sein Dasein neu zu erkämpfen, und manchmal weiß er nicht, ob er am folgenden Morgen auch nur die Mittel besitzen wird, seinen Hunger zu stillen. Dennoch sieht er der Zukunft nicht mit Bangen entgegen; er ist ein Kind des Augenblicks: ihn quälen keine Sorgen; ein grenzenloser naiver Egoismus erfüllt seine Seele. Darüber hinaus denkt er nicht, sondern

folgt instinktiv seinen Trieben, auch darin der Natur näher stehend als wir.[1])

Man hat früher die Naturvölker gewöhnlich nach der Art ihres Nahrungserwerbes unterschieden in Jägervölker, Fischervölker, Hirtenvölker, Ackerbauvölker. Dabei glaubte man, daß dies ebenso viele Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung seien, die jedes Volk bei seinem Aufsteigen zur Kultur durchlaufen müsse. Man ging hierin von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß der Urmensch mit tierischer Nahrung begonnen habe und erst allmählich im Drange der Not zur Pflanzennahrung übergegangen sei. Man hielt dazu den Erwerb der letzteren für schwerer als den der ersteren, indem man das Bild unseres europäischen Ackerbaues vor Augen hatte, welcher der Zugtiere und einer künstlichen Zurüstung von Werkzeugen und Geräten bedarf.

Allein diese Auffassung ist irrig, wie die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht. Gewiß nimmt alles Wirtschaften seinen Ausgang von der Nahrungsgewinnung, und diese ist durchaus von der örtlichen Verteilung der Naturgaben abhängig. Von Anfang an war der Mensch zunächst auf pflanzliche Nahrung angewiesen, und überall, wo Baumfrüchte, Beeren, Wurzeln zu erlangen waren, hat er zuerst nach diesen gegriffen. Im Notfalle wandte er sich auch kleinen Tieren zu, die roh verzehrt werden konnten: Muscheln, Würmern, Käfern, Heuschrecken, Ameisen usw. Auf steter Nahrungssuche, wie das Tier, verschlang er im Augenblick, was er fand, ohne für die Zukunft vorzusorgen.

1) Man vergleiche im allgemeinen A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker (Leipzig 1896), S. 260 ff. Über den Begriff der Naturvölker auch Panckow, Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXI (1896), S. 158 f. Wer die Unbestimmtheit dieses Begriffes tadeln will, sollte nicht übersehen, daß im Einzelfalle kaum je Streit darüber entstanden ist, ob ein Volk als Naturvolk anzusehen sei oder nicht.

Sucht man von da den Übergang zur nächsten Stufe, so sagt uns einige Überlegung, daß es nicht schwer gewesen sein kann, die Erfahrung zu machen, daß eine vergrabene Knolle oder Nuß eine neue Pflanze liefert — gewiß nicht schwerer, als Tiere zu zähmen oder Angelhaken, Bogen und Pfeil zu erfinden, welche zum Übergang auf die Jagd nötig waren.[2]) In Beziehung auf technische Kunstfertigkeit stehen noch jetzt manche Jäger- und Nomadenvölker weit über sogenannten Ackerbauvölkern. Neuerdings ist man zu der Annahme gekommen, daß die Nomaden eher als verwilderte Ackerbauer zu betrachten seien, und es ist in der Tat recht unwahrscheinlich, daß ein Jägervolk zuerst darauf verfallen sein sollte, Tiere zu zähmen, um Milch, Eier und Fleisch zu gewinnen. Überdies gibt es, wenn wir vom äußersten Norden absehen, kein Fischer-, Jäger- oder Hirtenvolk, das nicht einen, bald mehr, bald minder erheblichen Teil seiner Nahrung dem Pflanzenreiche entnähme. Viele von ihnen sind hierfür schon lange auf den Verkehr mit feldbautreibenden Nachbarnationen angewiesen, entbehren also der wirtschaftlichen Selbständigkeit, deren unsere Betrachtung bedarf, wenn sie zu allgemeingültigen Ergebnissen gelangen soll.

Da nun die als typisch geltenden Beispiele von Jäger-, Fischer- und Nomadenvölkern sich nur unter ganz besonderen geographischen und klimatischen Verhältnissen finden, die eine andere Art des Nahrungserwerbs kaum zulassen (die Jäger und Fischer im äußersten Norden, die Nomaden in den Steppen- und Wüstengebieten der alten Welt), so dürfte es geraten sein, von ihnen in unserer weiteren Betrachtung ganz abzusehen und unser Untersuchungsfeld zu beschränken auf die zwischen den Wendekreisen liegenden

2) Vgl. im allgemeinen E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896. P. R. Vos, Jagd, Viehzucht und Ackerbau als Kulturstufen im Intern. Archiv f. Ethnographie X (1897), S. 187 ff.

Gebiete Amerikas, Afrikas, Australiens, des malaiischen Archipels, Melanesiens und Polynesiens. Das ist immer noch ein ungeheures Gebiet, innerhalb dessen die Verschiedenheit der Naturbedingungen noch Besonderheiten genug im materiellen Dasein der Menschen hervorbringt. Aber die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen sind in diesem Punkte doch bei weitem nicht so groß, wie etwa zwischen dem Eskimo und dem Polynesier. Jedenfalls gibt es bei aller Verschiedenheit der Rassen in Lebensbedingungen und Lebensweise des Gemeinsamen genug, das unsere Aufmerksamkeit fesseln kann. Zugleich haben wir hier die ältesten Verbreitungsgebiete der Menschheit, welche aber auch trotz oder vielleicht wegen des Reichtums der tropischen Natur diejenigen zu sein scheinen, in denen sie sich am langsamsten entwickelt.

Auf allen Stufen seiner Entwicklung findet der Naturmensch jener Breiten ersichtlich in der Pflanzenkost den Grundstock seiner Ernährung — schon aus dem einfachen Grunde, weil von jeher für ihn tierische Speise viel schwerer zu erlangen war. Dem widerspricht es nicht, wenn wir bei vielen wilden Stämmen zuzeiten eine Gier nach Fleisch hervorbrechen sehen, die uns erschreckt, da sie selbst vor der eigenen Gattung nicht zurückscheut. Es rührt dies aller Wahrscheinlichkeit nach daher, daß für die normale Erhaltung des menschlichen Körpers ein bestimmtes Quantum Salz erforderlich ist, das ihm durch rein pflanzliche Nahrung nicht zugeführt werden kann, während es wohl möglich ist, bei zeitweiliger roher Fleischnahrung ohne Salz zu leben. Dieselbe Gier nach Salz haben ja auch die reinen Pflanzenfresser unter unseren Haustieren.

Das *Nahrungsbedürfnis* ist das dringendste und ursprünglich das einzige, das den Menschen zur Tätigkeit treibt, das ihn ruhelos umherschweifen läßt, bis es Befriedigung gefunden hat. Bei den niedrigst stehenden Stämmen unseres Gebietes geschieht dies in der Weise, daß die Männer, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der

Jagd obliegen, während die Weiber die Bäume nach Früchten erklettern, Beeren sammeln oder mit einem zugespitzten Stück Holz den Boden nach Wurzeln durchwühlen. Es findet also schon bei dieser primitiven Nahrungssuche eine Arbeitsverteilung zwischen den beiden Geschlechtern statt, die darin gipfelt, daß die Frau den pflanzlichen, der Mann den tierischen Teil der Nahrung beschafft, und da die erbeutete Speise in der Regel sofort verschlungen wird und kein Individuum auf das andere Rücksicht nimmt, solange es noch selber Hunger hat, so führt dies zu einer Verschiedenheit der Ernährung beider Geschlechter, welche vielleicht zur Differenzierung ihrer körperlichen Entwicklung wesentlich beigetragen hat.

Die Arbeitsverteilung jener primitiven schweifenden Horden, auf deren Lebensweise hier nicht mehr näher eingegangen werden kann, setzt sich auf höheren Stufen der Entwicklung fort und gelangt dann zu einer so scharfen Ausprägung, daß die festbegrenzten Tätigkeitsgebiete des Mannes und der Frau geradezu eine Art sekundärer Geschlechtsmerkmale bilden, deren Verständnis uns den Schlüssel zur Einsicht in die Wirtschaftsweise der Naturvölker in die Hand gibt. Insbesondere wird fast ihre ganze Güterproduktion dadurch beherrscht.

Wenden wir uns jetzt zu dieser letzteren, so ist vorauszuschicken, daß die allermeisten Naturvölker, als sie in den Gesichtskreis der Europäer traten, den Ackerbau kannten und übten. So die sämtlichen Negervölker Afrikas mit verschwindenden Ausnahmen, die Malaien, die Polynesier und Melanesier, die Urbewohner Amerikas mit Ausnahme derjenigen, welche den äußersten Norden und Süden dieses Erdteils bewohnen. Es ist ein durch unsere Jugendlektüre weitverbreiteter Irrtum, der die nordamerikanischen Indianer zu reinen Jägervölkern macht. Alle Stämme östlich vom Mississippi und südlich vom Lorenzostrome kannten den Anbau von Nahrungspflanzen schon vor dem Eintreffen der Europäer, und in den darüber hinausliegen-

den Gebieten sammelte man wenigstens die Körner des Wasserreises (zizania aquatica) und rieb Mehl aus den Früchten des Manzanitastrauches.[3])

Der Ackerbau der Naturvölker ist aber von ganz eigener Art.[4]) Zunächst kennt er ein Gerät nicht, das uns für die Landwirtschaft unerläßlich scheint: den Pflug. Auch Rad und Wagen und Zugtiere sind diesen Völkern unbekannt. Und endlich bildet die Viehzucht für sie keinen Bestandteil der Landwirtschaft. Düngung des Bodens kommt zwar vereinzelt vor, ist aber außerordentlich selten. Häufiger schon finden sich Bewässerungseinrichtungen, namentlich für Reis- und Tarropflanzungen. In der Regel aber muß das Kulturland, wenn seine Nährstoffe erschöpft sind, gewechselt werden, und dies wird dadurch erleichtert, daß kein Sondereigentum an Grund und Boden besteht, sondern dieser Gesamteigentum des Stammes oder der Dorfgemeinschaft ist. Endlich ist die Feldarbeit des Bodens fast ausschließlich Frauensache. Nur bei der Neuanrodung eines Landstückes lassen sich die Männer zur Hilfeleistung herbei.

Man hat neuerdings diesen Ackerbau der Naturvölker als Hackbau bezeichnet, da eine kurzstielige Hacke sein Hauptwerkzeug ist, an deren Stelle sich bei einzelnen Stämmen auch noch der primitive Grabstock erhalten hat. Die Grundlage seiner Pflanzenproduktion bilden die tropischen Knollengewächse: Maniok, Yam, Tarro, Bataten, Erdnuß, sodann Bananen, verschiedene Kürbisarten, Bohnen, und von Getreidearten Reis, Durrha und Mais. Der Reis hat wahrscheinlich seine älteste Heimstätte in Südchina, die Durrha in Afrika und der Mais bekanntlich in Amerika. Endlich gehören in dieses System der Bodenbewirtschaftung die tropischen Fruchtbäume: Sago-, Dattel- und Kokospalme, Brotfruchtbaum usw.

3) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 8 ff.

4) Vgl. E. Hahn a. a. O., S. 388 ff. und jetzt auch die sorgfältigen Untersuchungen von R. Lasch, Ztschr. f. Sozialwissenschaft VII, S. 25 ff. 97 ff. 190 ff. 248 ff.

Wegen der Unvollkommenheit der Werkzeuge können beim Hackbau immer nur kleine Feldstücke in Kultur genommen werden. Er hat äußerlich und auch in der Art seines Betriebes nahe Verwandtschaft mit unserem Gartenbau. Die Felder sind meist in Beete zerlegt, die oft in musterhafter Weise gehäufelt und aufs sauberste gejätet werden. Das Ganze ist mit einem Zaun umhegt, um das Eindringen wilder Tiere zu verhüten; gegen die in tropischen Gegenden für die Ernte besonders gefährlichen körnerfressenden Vögel werden bei den Malaien kunstreich konstruierte Vogelscheuchen ausgestellt; in Afrika werden meist besondere Wachthäuschen bei den Feldern errichtet, von denen aus die jungen Mädchen durch Lärm die Tiere zu verscheuchen suchen. Oft wird das Land schon nach einer Ernte wieder verlassen; in der Regel aber wird schon eine bestimmte Fruchtfolge eingehalten. Im Kongobecken wird z. B. das neu gerodete Feld zuerst mit Bohnen bestellt: sind diese abgeerntet, so wird Kolbenhirse eingesät; zwischen diese werden dann oft schon die Stecklinge des Maniok eingepflanzt, die erst nach 1½ bis 2 Jahren volle Erträge liefern und das Land so lange in Anspruch nehmen, bis die Wurzeln anfangen, holzig zu werden, und neues Rodland in Angriff genommen werden muß. Auf Neu-Pommern werden zuerst Yamswurzeln gepflanzt, dann Tarro, und zuletzt Bananen, Zuckerrohr u. dgl.[5])

Reisende haben oft geschildert, welchen tiefen Eindruck es auf sie gemacht habe, wenn sie, aus dem unwirtlichen Urwald heraustretend, plötzlich auf die wohlge-

---

5) Beschreibungen des Hackbaus in Angola im Kongogebiet: Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 8 f. und bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 331 ff.; bei den Monbuttu: Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, II, S. 91 f.; in Mindanao: Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 19 ff.; in Neu-Guinea: Finsch, Samoafahrten, S. 56 ff.; in Neu-Pommern: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 118 ff.; in Süd-Amerika: Martius: Zur Ethnographie Amerikas, S. 84 f. 489 f. Vgl. jetzt auch Lasch a. a. O., S. 114 f.

pflegten Felder der Eingeborenen stießen. In den dichter bevölkerten Teilen Afrikas ziehen solche Pflanzungen sich manchmal stundenweit hin, und der emsige Fleiß der Negerinnen strahlt in um so hellerem Lichte, wenn wir die Unsicherheit des Lebens, die fortwährenden Fehden und Raubzüge bedenken, bei denen niemand weiß, ob er noch wird ernten können, was er gesät hat. Livingstone schildert einmal in rührender Weise die Verwüstungen der Sklavenjagden: die Menschen lagen erschlagen, die Wohnungen zerstört; auf den Feldern aber reifte die Saat, und niemand war, der sie ernten konnte. Aber die Existenz dieser Völker ist überhaupt noch nicht so fest an den Boden gebunden; selten bleiben ihre Niederlassungen mehrere Menschenalter an der gleichen Stelle;[6]) ihre Häuser sind flüchtige Bauwerke aus Baumstangen und Gras; ihre sonstige Habe läßt sich leicht auf dem Rücken forttragen oder rasch erneuern, und in wenigen Tagen kann an anderer Stelle ein neues Dorf aufgerichtet sein, in welchem von dem alten nichts fehlt als das Ungeziefer.

Gerade für ein solches Leben ist der Hackbau wie gemacht. Er fordert keine stehenden Produktionsmittel außer der kleinen Hacke, und da, wo Körnerfrüchte gebaut werden, etwa noch eine Klinge zum Abschneiden der Ähren. Vorräte brauchen kaum gehalten zu werden, weil das Klima mehrere Ernten im Jahre gestattet. Nur Getreide pflegt in kleinen, auf Pfählen errichteten Vorratshäuschen oder in Erdbehältern oder in großen Tongefäßen aufbewahrt zu werden; aber auch dieses muß bald aufgebraucht werden, wenn es nicht der Vernichtung durch Feuchtigkeit, Kornwurm und Termiten anheimfallen soll. Livingstone erblickt in diesem Umstande den Grund, weshalb die Neger bei reicher Ernte so viel Bier brauen.[7])

---

6) Ratzel, Völkerkunde I, S. 85. Panckow a. a. O. S. 167 ff.

7) Neue Missionsreisen in Süd-Afrika (übers. v. Martin) I, S. 60.

Der Hackbau ist noch heute eines der verbreitetsten Wirtschaftssysteme. Er findet sich in ganz Zentralafrika (18° n. Br. bis 22° s. Br.), in Süd- und Mittelamerika, in der australischen Inselwelt, in großen Teilen Hinterindiens und des ostindischen Archipels. Überall scheint er ursprünglich Frauenarbeit gewesen zu sein, und als solche ist er eine große kulturfördernde Macht. Die Frau ist offenbar durch das Wurzelsuchen, das sie seit uralter Zeit geübt hat, auf den Feldbau geführt worden. Mehlhaltige Knollen und Wurzelgewächse bilden deshalb den Grundstock ihrer Pflanzungen. Sie erlangte auf diesem Wege technische Erfahrungen, die dem Manne fehlten; ihre Arbeit lieferte bald den wichtigsten Teil des Lebensbedarfs, und damit war die Grundlage einer dauernden Familienorganisation gegeben, in welcher der Mann die Funktionen des Schutzes und der Beschaffung von Fleischnahrung übernahm. Nur wo es keine jagdbaren Tiere in größerer Menge gibt, nimmt auch der Mann an der Bodenbearbeitung teil, z. B. bei den Malaien.

Wenden wir uns nunmehr der zweiten Nahrungsquelle zu: der Jagd und dem Fischfang. Die Jagd der Naturvölker hat bei der Unvollkommenheit ihrer Waffen immer viel von der Art behalten, wie das Raubtier seine Beute beschleicht. Durch einen Pfeilschuß oder Speerwurf kann ein größeres Tier nur verwundet, aber nicht getötet werden, und nun ist es Aufgabe des Jägers, dem Wilde so lange zu folgen, bis es ermattet zusammenbricht. Da diese Jagdart unter Umständen aber sehr gefährlich werden kann, so hat man die verschiedensten Fangmethoden (Gruben, Verhaue, Fallbäume) ausgedacht, oder es wird bei direktem Angriff auf das Wild die Jagd von ganzen Stämmen oder Dorfgemeinden gemeinsam betrieben.[8])

8) Vgl. z. B. über die Jagdmethoden der Kaffern G. Fritsch, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, S. 81 ff., der Südamerikaner Martius a. a. O., S. 82. 101.

Früh ist es zur Ausbildung eines Gesamteigentums an den Jagdgründen und zur Feststellung umständlicher Regeln über die Verteilung der Beute gekommen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.[9]) Das Wesentliche für uns ist, daß dieser Teil der Nahrungsbeschaffung eine gewisse Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Arbeitsgemeinschaft bedingt — ein Umstand, der gewiß für die Entstehung primitiver politischer Gemeinschaften von Bedeutung gewesen ist.

Das gleiche ist vom Fischfang[10]) zu sagen, namentlich, wo er an der Meeresküste mit Kähnen und großen Netzen betrieben wird, die nur durch die Arbeit vieler hergestellt und gehandhabt werden können. Die Neuseeländer z. B. flechten Netze von 1000 Ellen Länge, die beim Gebrauch Hunderte von Händen bedürfen. Zahllos sind die Fangweisen, welche die Naturvölker für ihre Fischerei erdacht haben; neben Angel und Netz kommen Pfeile, Speere, Reußen und Betäubungsmittel zur Anwendung. Alles, was wir davon wissen, deutet darauf hin, daß auf dieser Entwicklungsstufe die Fischerei einen viel regelmäßigeren Charakter hat und tiefer in das gesellschaftliche Leben eingreift, als die Jagd; auf manchen Inseln der Südsee sind sogar bestimmte Wochentage ein für allemal den gemeinsamen Fischzügen gewidmet, und die Anführer der Fischereiexpeditionen sind zugleich auch Befehlshaber im Kriege. Die Flußfischerei ist besonders bei den Urbewohnern Südamerikas entwickelt, unter denen es Stämme gibt, die man als Fischnomaden bezeichnet hat, weil sie von Fluß zu Fluß ziehend ihr Dasein fristen. Ähnliches kommt vereinzelt auch in Afrika vor. Überall aber scheint der eigentliche Fischfang Männerarbeit zu sein, nur in einzelnen Gegenden

9) Einiges findet man zusammengestellt bei Post, Afrikanische Jurisprudenz II, S. 162 f. Lubbock, Entstehung der Zivilisation (übersetzt von A. Passow), S. 377 f.

10) Über diesen vgl. im allgemeinen Ratzel, Völkerkunde I, S. 234. 396. 506. 531.

Polynesiens nehmen auch die Frauen in beschränktem Maße teil.

Bei der leichten Verderblichkeit des Fleisches können Jagd und Fischerei in den Tropengegenden meist nur zeitweise Ergänzungen der Pflanzennahrung liefern. Allerdings hat man früh das Trocknen und selbst das Räuchern der Fische und des in Striemen geschnittenen Fleisches kennen und üben gelernt; dasselbe findet sich ebensowohl bei Polynesiern wie Malaien, Amerikanern und selbst Negern und Australiern. Dennoch ist der Teil des Nahrungsbedarfs, der auf diese Weise regelmäßig beschafft werden kann, so gering, daß bei manchen Völkern nur die Vornehmen gewisse Wildgattungen genießen dürfen, und daß in ziemlicher Ausdehnung den Frauen der Genuß bestimmter Fleischarten untersagt ist. Die Grundlage der Wirtschaft bilden Jagd und Fischerei nur bei kleinen Wald- und Uferstämmen, welche das getrocknete Fleisch in den Stand setzt, mit ackerbauenden Nachbarn Tauschverkehr zu unterhalten.

Man sollte danach annehmen, daß die Naturvölker früh darauf verfallen sein müßten, Tiere zu zähmen und zum Zwecke regelmäßiger Gewinnung von Fleischnahrung zu züchten. Allein von einer eigentlichen Viehzucht kann bei den Völkern der Tropengegenden kaum die Rede sein. Allgemein verbreitet ist von unsern Nutztieren nur das Huhn; daneben kommt in Afrika die Ziege vor, bei den Malaien und Polynesiern das Schwein und bei den Amerikanern der Truthahn, die Moschusente und das Meerschweinchen. Das Rind findet sich nur bei einem Teile der Malaien und in einem bald breiteren, bald schmäleren Streifen Ostafrikas, der sich fast durch den ganzen Erdteil hindurchzieht, von den Dinka und Bari am oberen Nil bis zu den Hottentotten und Namaquai im Süden. Aber die meisten dieser Völker benutzen das Rind nicht als Zugtier; manche unter ihnen genießen sogar seine Milch nicht; viele schlachten nie ein Tier, außer wenn sie es von

anderen Stämmen erbeutet haben.[11]) Vereinzelt dient im äquatorialen Afrika der Ochse als Reit- und Packtier; aber im allgemeinen ist den Negervölkern der Rinderbesitz bloß „Repräsentant des Reichtums und Gegenstand einer geradezu schwärmerischen Verehrung“ — bloße Liebhaberei.

Und diesen Charakter trägt die Tierhaltung der Naturvölker im weitesten Umfange. Ein Indianerdorf im Innern Brasiliens gleicht einer großen Menagerie; in und bei den Hütten findet sich vom Papagei und Affen bis zum Tapir, dem Adler und der Eidechse alles, was da kreucht und fleucht; man kennt selbst die Kunst, das Gefieder lebender Vögel zu färben; aber keines dieser Tiere wird des wirtschaftlichen Nutzens wegen gezüchtet; selbst die Eier der zahlreich gehaltenen Hühner werden nicht gegessen.[12]) Die Tiere sind dem Indianer Gespielen, an denen er sein Vergnügen hat; aber ersichtlich steht diese Tierhaltung in viel näherer Verbindung mit der Jagd als mit dem Ackerbau. Es handelt sich um gezähmte Tiere, nicht um Haustiere. Manche Verwandtschaft hat damit die Stellung des Schweines im Haushalt der Ozeanier: es wird von der ganzen Familie gehätschelt; seine Jungen werden nicht selten von den Frauen gesäugt; aber sein Fleisch wird nur an Festtagen von den Vornehmen gegessen. Das einzige Tier, welches bei allen Naturvölkern verbreitet ist, der Hund, ist reines Luxustier; zur Jagd wird er fast nirgends verwendet; einzelne Stämme essen sein Fleisch, und man will beobachtet haben, daß dies durchweg auch solche seien, die dem Kannibalismus ergeben sind.

Im großen und ganzen wird man danach der Viehzucht keine Bedeutung für die Nahrungsmittelproduktion

11) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 176. Livingstone, Expedition to Zambesi S. 528. Pogge a. a. O. S. 23. Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas S. 25. 127.

12) Ehrenreich a. a. O. S. 13 f. 54. Martius a. a. O. S. 672 ff. K. v. d. Steinen a. a. O. S. 210. 379. Ähnlich bei den Ozeaniern: Ratzel, Völkerk. I, S. 236.

der Naturvölker zusprechen können; sie bildet in ihrer Wirtschaft fast nur ein konsumtives Element.

Aber die Bedürfnisse dieser Völker beschränken sich nicht auf die Nahrung. Auch die niedrigst stehenden unter ihnen bemalen oder zieren auf andere Weise ihren Körper, schnitzen Pfeile und Bogen; die weiter fortgeschrittenen bauen Häuser, flechten und weben allerlei Stoffe, schnitzen Geräte, brennen Tongeschirr; alle bereiten Speisen am Feuer und verstehen auch, mit wenigen Ausnahmen, berauschende Getränke herzustellen. Zu dem allen ist mancherlei Arbeit notwendig, die wir schlechthin mit dem Ausdruck Stoffumwandlung oder -veredelung bezeichnen können und die in der Hauptsache das umfaßt, was wir Industrie oder Gewerbe nennen. Wie war und ist nun diese Arbeit bei den Naturvölkern geordnet?

Wenn wir diese Frage beantworten sollen, so müssen wir zwei Dinge scharf unterscheiden: die technische und die wirtschaftliche Seite des Gewerbes.

Die Technik der Stoffumwandlung hängt in erster Linie von den Naturbedingungen ab und ist darum bei den meisten Naturvölkern nur einseitig entwickelt.[13] Ihre Werkzeuge sind anfangs bloße Naturgegenstände: Steine, Tierknochen, Muscheln, zugeschärfte Hölzer, fast nur bestimmt, die Kraftwirkung der menschlichen Gliedmaßen zu verstärken. Von zusammengesetzten Arbeitsinstrumenten sind nur die Handmühle und der Stampfmörser zu nennen. Erstere ist in ihrer Urform ein beweglicher und ein festliegender Stein, auf dem die Getreidekörner in ähnlicher Weise gemahlen werden, wie auf dem Reibstein unserer Handwerker die Farben. Der Mörser ist ein ausgehöhltes Stück Baumstamm mit einer hölzernen Keule. Die einfachsten kraftersparenden mechanischen Hilfsmittel, wie Keil, Hebel, Zange, Schraube, sind ihnen unbekannt. Ihre Kähne sind mit Feuer ausgehöhlte Baumstämme oder zu-

13) Über das Folgende „Arbeit und Rhythmus“, 4. Aufl., S. 10 ff.

sammengenähte Rindenstücke, die Ruder löffelartige Hölzer mit kurzen Stielen, die fast nur eine Verbreiterung der Handfläche darstellen. Die Kunst, Holzstücke oder anderes hartes Material durch Zapfen, Nägel, Verzahnung, Leim zusammenzufügen, ist ihnen verschlossen geblieben; man kennt nur das Zusammenbinden mittels zäher Fasern oder Seile oder auch bloß der Ranken von Schlingpflanzen. Die Samoaner benutzen selbst bei der Anfertigung ihrer großen Kriegskanoes, die mehrere hundert Personen aufnehmen können, keine eisernen Nägel; es werden die einzelnen Planken mit Stricken aus Kokosfasern zusammengebunden. Die Bearbeitung der Metalle ist Australiern, Melanesiern, Polynesiern und den meisten Indianern Amerikas vor dem Eintreffen der Europäer unbekannt; dagegen wird unter den Negervölkern überall die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens und stellenweise auch des Kupfers geübt: eine reicher entwickelte Metalltechnik haben nur die Malaien. Aber gerade an der Eisenarbeit der Neger kann man die ganze technische Unbeholfenheit dieser Völker erkennen. Ihre Schmiede sind nicht einmal darauf verfallen, die eigenen Werkzeuge aus Eisen zu machen. Hammer und Amboß sind Steine, und die Zange ist oft nur eine Palmblattrippe.

Trotz dieser technischen Rückständigkeit erzeugen viele Naturvölker mit ihren armseligen Hilfsmitteln Produkte von einer Güte und unter Betätigung eines künstlerischen Geschmacks, daß sie unsere höchste Verwunderung erregen. Es ist dies nur dadurch möglich, daß sie im Anschluß an die örtliche Verbreitung der Rohstoffe bestimmte Techniken in der einseitigsten und zugleich umfassendsten Weise zur Anwendung bringen, vor allem die Flechtkunst, die Töpferei, die Holzschnitzerei. Was machen die Tropenvölker nicht alles aus dem Bast- und Fasermaterial ihrer Wälder, zähen Gräsern und Binsen — von den Rindenkleiderstoffen und Matten bis zu den wasserdichten Körben, Schüsseln und Flaschen! Was verfertigt der Indonesier und Ost-

asiate nicht aus Bambus, von den Balken des Hauses bis zum Wassergefäße und Musikinstrument! Wie reich ist die Holztechnik der Papuas entwickelt! Und welche Geduld und Ausdauer setzen diese Leistungen voraus! Die Herstellung einer jener feinen Matten, wie sie die Samoaner aus Padanus anfertigen, erfordert mitunter ein ganzes Jahr. Um ein Stück Zeug aus Rafiafaser zu weben, braucht man in Madagaskar oft mehrere Monate. Ebenso lange dauert es in Südamerika, bis die Indianer eine Hängematte fertig bringen. Das Schleifen und Durchbohren der milchweißen Quarzstücke, welche die Uaupes in Brasilien um den Hals tragen, ist oft das Werk zweier Generationen.

Dies führt unmittelbar auf die wirtschaftliche Ordnung der Stoffumwandlung. Eigene Berufsarbeiter gibt es dafür mit wenigen Ausnahmen bei den Naturvölkern nicht. Jede Familie hat alle Bedürfnisse, die nach dieser Richtung unter ihren Gliedern entstehen, durch eigene Arbeit zu befriedigen, und befriedigt sie vermöge jener eigentümlichen Funktionsteilung zwischen beiden Geschlechtern, die wir bereits kennen. Nicht nur daß jedes Geschlecht einen bestimmten Teil der Nahrungsgewinnung für sich hat; jedes besorgt auch für sich alle damit in Verbindung stehenden Umformungsarbeiten: die Frau alles, was mit Pflanzenstoffen zusammenhängt, der Mann die Herstellung der Waffen und Geräte für Jagd, Fischfang und Viehzucht, die Bearbeitung der Tierknochen und Häute, den Bau der Kanoes. In der Regel vollzieht der Mann auch das Braten der Fleischspeisen, das Trocknen der Fische, die Frau das mühsame Mahlen des von ihr geernteten Getreides, das Brauen des Bieres, das Anfertigen und Brennen der irdenen Kochtöpfe und meist auch den Bau der Hütte. Daneben gibt es noch mancherlei Arten der Stoffumwandlung, die bald dem einen, bald dem andern Geschlecht zufallen. So das Spinnen, Weben, Flechten, die Bereitung von Palmwein, Rindenstoff u. dgl. Im

ganzen aber ist die Trennung der Arbeitsgebiete scharf durchgebildet; ja sie setzt sich auch noch bis in die Konsumtion hinein fort.[14])

Wir können auf diesen eigentümlich ausgewirkten Dualismus der Hauswirtschaft bei den Naturvölkern hier nicht näher eingehen. Wohl aber ist festzustellen, daß die so der Vereinzelung anheimgegebene Arbeit der Hausgenossen nicht für alle Aufgaben des Wirtschaftslebens ausreichen kann. Hier hilft man sich zunächst dadurch, daß bei Arbeiten, welche die Kräfte des einzelnen Hauses übersteigen, die Nachbarn zu Hilfe gebeten, oder daß sie gleich für alle zusammen von der ganzen Dorfgemeinde verrichtet werden. So in Afrika die Anrodung von Waldstücken zur Feldbestellung, die Anlegung von Verhauen und Gruben zum Fang wilder Tiere, die Elefantenjagd, in Polynesien die Anfertigung großer Fischnetze, der Bau geräumiger Häuser, das Backen der Brotfrüchte in gemeinsamen Öfen und ähnliches. Wo die Sippenverfassung besteht, gewährt diese die Mittel zu einer Vermehrung der häuslichen Arbeitskräfte und damit auch zu höheren Leistungen, als sie die Einzelkraft vermag.

Dies tritt besonders da hervor, wo die Sippe auf polygamer Grundlage sich aufbaut. Da der Frau herkömmlich ein großer Teil der produktiven Arbeit obliegt, so muß die wirtschaftliche Kraft einer Sippe um so mehr wachsen, je größer die Zahl der Frauen des Hausvaters wird. Wer eine Frau nicht kaufen kann, muß bei der Schutzlosigkeit des einzelnen froh sein, wenn er in einer verwandten Sippe Unterkunft findet, deren Haupt ihm eine Frau zu kaufen bereit ist; unter Umständen tritt er zu einer fremden Sippe in das Verhältnis des Hörigen oder Sklaven. Mit der Zahl der Frauen wächst auch die Zahl der Kinder, und so trägt die Sippe in sich eine natürliche wirtschaftliche Expansionskraft: sie verfügt über zahl-

14) Vgl. oben S. 30 ff.

reiche weibliche und männliche Arbeitskräfte und hat damit die Möglichkeit, Arbeitsgemeinschaft und Arbeitsteilung nach Bedürfnis und Belieben anzuwenden.[15])

So bietet innerhalb der einzelnen Stämme die Umformung und Veredelung der Rohstoffe, da sie in jeder Sippenwirtschaft sich gleich selbständig vollzieht, keine Gelegenheit zur Ausbildung eigener Berufe. Allerdings hat man auf die Berichte von Reisenden hin, die nach dem äußeren Anschein urteilten, das Vorkommen von Handwerkern bei verschiedenen Naturvölkern behauptet. So soll es auf einzelnen Inseln der Südsee eigene Zimmerleute, Bootbauer, Netzstricker, Steinbohrer und Holzschnitzer geben. Bei näherer Prüfung der einzelnen Fälle hat sich diese Aussage nicht bestätigt. Zweifelhaft liegt die Sache bei den Malaien; nachgewiesen scheinen mir nur autochthone Metallarbeiter. In Afrika gibt es nur bei den Halbkulturvölkern des Sudan die Anfänge eines besonderen Standes von Gewerbetreibenden. Sonst aber geht alles, was man unter den Naturvölkern von berufsmäßiger Industrie gefunden haben will, darauf zurück, daß entweder einzelne vorzüglich für eine Technik beanlagte Individuen in das Beobachtungsfeld der Reisenden traten, oder daß ganze Stämme oder Ortschaften eine besondere häusliche Kunstfertigkeit mit Vorliebe betrieben, worüber wir sogleich noch näheres hören werden. Von Berufsarten, die sich erst unter europäischen Einflüssen gebildet haben, muß hier natürlich abgesehen werden.

Von Stamm zu Stamm zeigen sich dagegen gerade auf dem Gebiete der Stoffumwandlung große Verschiedenheiten. Ja man kann behaupten, daß fast jeder Stamm eine bevorzugte gewerbliche Tätigkeit besitzt, in der seine Angehörigen die andern Stämme überragen. Wo sich guter Töpferton findet, da werden die Frauen leicht eine hervorragende Geschicklichkeit in der Töpferei erlangen;

---

15) Vgl. die lichtvolle Darstellung von Thonnar a. a. O. S. 17 ff.

wo Eisenerz zutage liegt, wird die Schmiederei, in waldreichen Küstengegenden der Kahnbau blühen. Andere Stämme oder Orte zeichnen sich wieder durch die Bereitung von Salz aus Pflanzenasche, von Palmwein oder Leder oder Fellkleidern, andere in der Anfertigung von Kalebassen, Körben, Matten, Geweben aus; aber alle diese Kunstfertigkeiten kennt jeder Mann oder jede Frau des betreffenden Stammes oder Ortes und übt sie auch nach Gelegenheit aus, und wenn sie von den Reisenden als Schmiede, Salzbereiter, Korbmacher, Weber usw. bezeichnet werden, so ist das nicht anders zu verstehen, als wenn man bei unseren Bauern von Pflügern, Schnittern, Mähern, Dreschern spricht, je nach der Arbeit, die sie zeitweilig verrichten. Es handelt sich nicht um Berufstätigkeiten, die das ganze Leben bestimmter Menschen in Anspruch nehmen, sondern um Verrichtungen, die unauslösbare Bestandteile der Eigenwirtschaft jeder Familie bilden, was natürlich nicht hindert, daß einzelne Individuen ihre Stammgenossen an Geschicklichkeit überflügeln — ganz so, wie es unter unsern Bauernfrauen besonders geschickte Spinnerinnen, unter den Landwirten Pferde- oder Bienenzüchter gibt, die auf Ausstellungen prämiiert werden.

Diese *stamm- oder dorfweise Verteilung der gewerblichen Technik* ist von den Reisenden oft bemerkt worden. „Die Dörfer der Eingeborenen", schreibt ein belgischer Beobachter vom untern Kongo, „liegen oft gruppenweise zusammen. Sie leben auf Gegenseitigkeit und ergänzen gewissermaßen einander. Jede Gruppe hat ihre mehr oder weniger ausgeprägte Spezialität: die eine betreibt den Fischfang, die andere erzeugt Palmwein; eine dritte widmet sich dem Handel und ist der Bankier der andern, der alles, was von außen kommt, der Gemeinschaft zuführt; die nächste hat sich die Arbeit in Eisen und Kupfer vorbehalten; sie fertigt Kriegs- und Jagdwaffen, verschiedene Gerätschaften usw. Niemand aber kann das Gebiet seiner Sondertätigkeit überschreiten, ohne

sich der Gefahr eines allgemeinen Verrufs auszusetzen.“ Von der Loangoküste berichtet Bastian über eine große Anzahl derartiger Produktionsstätten bestimmter hausgewerblicher Erzeugnisse. Ähnliche Beobachtungen ließen sich mehr anführen, und zwar nicht bloß aus Afrika,[16]) sondern auch von den Südseeinseln und selbst aus Mittel- und Südamerika.[17])

Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß in diesen Stammesgewerben das die wirtschaftliche Entwicklung der Naturvölker beherrschende Prinzip gefunden ist. Erst in ihnen war ein Mittel gegeben, die Bedürfnisbefriedigung der einzelnen und ganzer Gruppen über ihre unmittelbare Produktionsfähigkeit hinaus auszudehnen. Ein nur bei den Verfertigern zu findendes gewerbliches Erzeugnis, zumal wenn es in dem einfachen Leben dieser Wilden einige Bedeutung erlangte, mußte bald die Begehrlichkeit der umwohnenden Stämme erregen. Aber der Weg von der Begierde zum Genuß ist in einer auf den reinen Eigenerwerb aufgebauten Wirtschaftsverfassung weiter, als man unter unserem, auf dem Tauschverkehr begründeten Gesellschaftszustande anzunehmen geneigt sein wird.

In der Tat herrschen über den Tauschverkehr unter den Naturvölkern in weiten Kreisen recht unklare Vorstellungen. Wir wissen, daß in ganz Zentralafrika von den portugiesischen Besitzungen im Westen bis zu den deutschen im Osten alle paar Meilen sich ein Marktort findet, an dem alle 4—6 Tage die umwohnenden Stämme zum gegenseitigen Austausch sich treffen; wir hören von den Malaien in Borneo und Celebes, daß jedes größere Dorf seinen Wochenmarkt besitzt, und schon die ersten

16) Für dieses sind sie jetzt von H. Schurtz, Afrik. Gewerbe, S. 29—65 gesammelt. Vgl. auch Hutter, Wanderungen u. Forsch. im Nord-Hinterland von Kamerun (1902), S. 360 f.

17) Vgl. K. Sapper, Das nördl. Mittel-Amerika (Braunschweig 1897), S. 299 ff. und die weiterhin angeführten Beispiele.

Entdecker der Südseeinseln berichten von weiten „Handelsfahrten", welche die Eingeborenen von Insel zu Insel unternehmen, um ihre Produkte gegeneinander auszutauschen. In Amerika hat man bestimmte Erzeugnisse, zu denen das Rohmaterial nur an einer einzigen Stelle sich findet, z. B. Pfeilspitzen und Steinbeile aus bestimmten Steinarten, durch einen großen Teil des Kontinents verbreitet gefunden,[18]) und selbst unter den Urbewohnern Australiens gibt es Beispiele, daß gewisse, nur an einem Punkte vorkommende Naturgaben (z. B. Pitscheriblätter, Ockerfarbe) durch einen großen Teil des Landes Umlauf gewinnen. Man sieht in solchen Vorkommnissen einen neuen Beleg für die kulturverbreitende Macht des Handels, die man ja auch in der Urgeschichte Europas überall da als wirksam annimmt, wo Kunstprodukte weit von den Fundstätten des Rohmaterials durch Ausgrabungen zutage gefördert wurden. Unsere Prähistorik hat allein aus den Nephritbeilen sich ein ganzes Handelssystem zusammengebaut; sie hat es sogar bis zu vorgeschichtlichen „Industriebezirken" gebracht, und ihr ähnlich spricht unsere ethnographische Literatur von Industrieplätzen für Waffenfabrikation und Mattenflechterei in Borneo, für Töpferei an mehreren Stellen Neu-Guineas, für Schiffbau in einigen Küstendistrikten der Duke of York-Gruppe, für Eisenbearbeitung in den Negerländern usw.

Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß ein Handel im nationalökonomischen Sinne, d. h. ein regelmäßiger, beruflich organisierter Wareneinkauf zum Zwecke des Wiederverkaufs mit Gewinn sich bei den Naturvölkern nirgends nachweisen läßt. Wo wir in Afrika Eingeborene als Händler antreffen, da haben wir es entweder mit einer Vermittlungstätigkeit zu tun, die durch europäische und arabische Kaufleute hervorgerufen ist, oder mit Erscheinungen, die der Halbkulturwelt des Sudan angehören. Unter

18) Waitz, Anthropologie III, S. 75. Märkte in Südamerika: daselbst S. 380, in Mexiko IV, S. 99 ff.

den Eingeborenen besteht sonst überall nur ein Tauschverkehr von Stamm zu Stamm, der allein in der ungleichen Verteilung der Naturgaben und der verschiedenen Entwicklung der Produktionstechnik bei den einzelnen Stämmen seine Ursache hat. Zwischen den Angehörigen desselben Stammes aber kann ein regelmäßiger Tauschverkehr von Wirtschaft zu Wirtschaft nicht stattfinden, weil alle die gleichen Güter produzieren und weil es darum an einer berufsmäßigen Gliederung der Bevölkerung fehlt, die allein ein dauerndes Aufeinanderangewiesensein der Hausstände begründen könnte.

Man denkt sich die Entstehung des Tausches so leicht, weil der Kulturmensch gewohnt ist, alles, was er braucht, fertig auf dem Markte und in den Magazinen vorzufinden und gegen Geld erlangen zu können. Dem Naturmenschen aber sind Wert und Preis, bevor er mit höher entwickelten Nationen Bekanntschaft machte, durchaus nicht geläufige Vorstellungen gewesen. Die ersten Entdecker Australiens machten übereinstimmend sowohl auf dem Festlande als auf benachbarten Inseln die Erfahrung, daß die Eingeborenen vom Tausche keinen Begriff hatten;[19]) die Schmucksachen, welche man ihnen anbot, ließen sie völlig gleichgültig; Geschenke, die man ihnen aufgedrängt hatte, fand man später achtlos in den Wäldern zerstreut. Die gleiche Erfahrung machten Ehrenreich[20]) und K. von den Steinen[21]) noch vor kurzem bei den Indianerstämmen Brasiliens. Und dennoch bestand hier ein lebhafter Verkehr von Stamm zu Stamm, bei welchem Töpfe, Steinbeile, Hängematten, Baumwollfäden, Halsketten aus Muschelstücken und ähnliche Erzeugnisse übertragen wurden. Wie war das möglich ohne Tausch und Handel?

19) Vgl. Büsch, Geldumlauf, 2. A. S. 44. Sartorius von Waltershausen, Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, IV, S. 5ff. und Schurtz, Entstehungsgesch. des Geldes, S. 66.

20) Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 53.

21) Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens (2. Aufl.), S. 287 ff.

Die Lösung dieses Rätsels ist einfach genug. Die Übertragung erfolgte auf dem Wege des Geschenkes, unter Umständen auch des Raubes, der Kriegsbeute, des Tributs, der Vermögensstrafe, der Entschädigung, des Spielgewinnes. Zwischen Angehörigen des gleichen Stammes herrscht für Nahrungsmittel fast Gütergemeinschaft; es gilt dem Diebstahl gleich, bei Schlachtung eines Stückes Vieh dem Nachbar nicht mitzuteilen, oder wenn gegessen wird, den Vorübergehenden nicht einzuladen. Jeder kann in eine beliebige Hütte eintreten und Speise verlangen, die ihm nie verweigert wird. Ganze Gemeinden besuchen im Falle einer Mißernte ihre Nachbarn, um sich von diesen eine Zeit lang unterhalten zu lassen. Für Geräte und Werkzeuge besteht die allgemeine Sitte des Leihens, die geradezu das Gepräge der Verpflichtung annimmt. Am Grund und Boden gibt es kein Sondereigentum. Innerhalb des Stammes, wo alle Hausstände das gleiche produzieren und im Notfalle einander aushelfen, überschüssige Vorräte aber nicht anders zu verwerten sind als durch den Konsum, ist so kein Anlaß, Güter gegen speziellen Entgelt von Wirtschaft zu Wirtschaft zu übertragen, außer etwa beim Frauenkauf und bei der Entrichtung von Gaben an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer, den Spielmann — die einzigen Personen, welche eine Art von abgesondertem Beruf betreiben.

Von Stamm zu Stamm gelten die Regeln der Gastfreundschaft,[22]) die sich ziemlich übereinstimmend bei allen Naturvölkern wiederholen. Der ankommende Fremdling erhält ein Geschenk, das er nach einiger Zeit durch eine Gegengabe erwidert, worauf ihm beim Abschied noch ein zweites Geschenk gereicht wird.[23]) Von beiden Seiten

22) Über diese vgl. K. Haberland, Die Gastfreundschaft auf niederen Kulturstufen: Ausland 1878, S. 282 ff.

23) Das Geschenk ohne Wiedervergeltung gehört überhaupt erst einer höheren Stufe der Kultur an: Richard M. Meyer, Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte V, S. 18 ff.

können bezüglich solcher Gaben Wünsche geäußert werden; das bietet die Möglichkeit, Dinge auf diesem Wege zu erlangen, die man braucht oder wünscht, und man ist des Erfolges um so sicherer, als kein Teil eher seiner Gastpflicht ledig ist, als bis der andere sich zufrieden erklärt hat.

Daß durch die Sitte der wechselseitigen Gastgeschenke sich seltene Produkte eines Landes oder Kunstleistungen eines Stammes von Volk zu Volk übertragen und genau so weite Wege von ihrem Ursprungsorte aus zurücklegen konnten wie heute durch den Handel, wird uns vielleicht eher einleuchten, wenn wir bedenken, wie auf dem gleichen Wege Sagen und Märchen sich über die halbe Welt verbreitet haben. Es ist fast unbegreiflich, daß man dies so lange hat übersehen können, nachdem schon bei Homer jene Sitte durch so manche Beispiele bezeugt ist. Telemachos bringt von Sparta als Gabe des Menelaos ein silbernes Mischgefäß heim, das dieser selbst in Sidon als Gastgeschenk des Königs Phaidimos empfangen hatte, und sein Vater Odysseus erhält von den Phäaken Kleider und Leinwand und Goldgerät, sowie eine ganze Ladung Dreifüße und Becken. Das alles verbirgt er bekanntlich bei seiner Ankunft auf der heimatlichen Felseninsel Ithaka in der heiligen Grotte der Nymphen. Und nun denke man sich die Erzählung des Dichters als geschichtlichen Vorgang und stelle sich vor, was geschehen wäre, wenn Odysseus von den Freiern rechtzeitig erkannt und erschlagen worden wäre; die Geschenke der Phäaken aber hätten bis auf unsere Zeit wohlgeborgen in ihrem Verstecke geruht und wären erst von einem modernen Archäologen wieder ans Licht gefördert worden. Würde er nicht den ganzen Schatz für die Warenniederlage eines reisenden Kaufmanns aus der hellenischen Heroenzeit erklärt haben, zumal er sich darauf hätte berufen können, daß auch der wirkliche Tausch bei Homer vorkommt?

Bei manchen Naturvölkern haben sich eigentümliche Sitten erhalten, welche den Übergang vom Geschenke zum

Tausche veranschaulichen. Unter den Dieri in Zentralaustralien z. B. übernimmt gegen ein Geschenk ein Mann oder eine Frau die Pflicht, einem andern einen von diesem gewünschten Gegenstand als Gegengeschenk zu verschaffen, für ihn zu jagen oder eine sonstige Arbeitsleistung zu verrichten. Der so Verpflichtete heißt Yutschin und trägt der Erinnerung wegen bis zur Erfüllung seiner Obliegenheit einen Strick um den Hals. Der gewünschte Gegenstand ist in der Regel aus der Ferne herbeizuschaffen.[24]) Auf Neuseeland benutzen die Anwohner des Wangauiflusses Papageien, die sie massenhaft fangen, rösten und in Fett einmachen, um von ihren Landsleuten aus andern Teilen der Insel getrocknete Fische oder andere Gegengeschenke zu erlangen.[25]) Bei den Indianerstämmen Zentralbrasiliens ist der Tausch noch ein Auswechseln von Gastgeschenken, und die Bakaïri übersetzen das portugiesische comprar, kaufen, mit einem Worte, welches die Bedeutung hat: sich setzen, weil der Gast sich niederlassen muß, ehe er sein Geschenk empfängt. In den Sudanländern „gehören die Gastgeschenke, welche man im Quartier erhält, zur guten Sitte und sind oft sehr erwünscht. Aber bei jedem Aufenthalt in einer größeren Stadt bekommt man häufig von hoch und niedrig Dinge zugesandt, die scheinbar gegeben sind, um dem Weißen Achtung zu bezeugen, in Wirklichkeit aber nur kommen, weil die Spender von der Freigebigkeit des Europäers eine drei- oder vierfache Erwiderung erwarten."[26])

Einmal entstanden, bewahrt der Tausch noch lange das Zeichen seines Ursprungs in den Regeln, die mit ihm verbunden sind und die man unmittelbar den Ge-,

24) A. W. Howitt im Journal of the Anthrop. Inst. XX (1891) S. 76 ff.

25) Shortland, Traditions and Superstitions of the New-Zealanders (London 1856), S. 214 f.

26) Staudinger, Im Herzen der Haussaländer (2. Aufl.), S. 216 f. Vgl. Sachau, Reisen in Syrien und Mesopotamien, S. 191. v. Hügel, Kaschmir, S. 406 f.

schenksitten entlehnte. Dies zeigt sich zunächst in der bei den Naturvölkern allgemein verbreiteten Gewohnheit der Vorausbezahlung.[27]) Der Medizinmann rührt keine Hand, um dem Kranken zu helfen, ehe er nicht von den Angehörigen sein Honorar empfangen und ausdrücklich seine Zufriedenheit kundgegeben hat. Kein Kauf gilt als vollzogen, ehe nicht Käufer und Verkäufer vor Zeugen mit dem Empfangenen sich zufrieden erklärt haben. Bei vielen Völkern geht herkömmlich dem Tausche ein Geschenk voraus oder folgt ihm;[28]) die Zugabe unserer Dorfkrämer und der Weinkauf sind Reste dieser Sitte. Einen angebotenen Tausch ohne Begründung abzulehnen, gilt bei den Negern genau so als Beleidigung, wie die Zurückweisung eines Geschenkes bei uns. Daß beim Tausche Leistung und Gegenleistung im Werte einander entsprechen müssen, ist dem Naturmenschen schwer begreiflich zu machen; der Knabe erwartet für eine Arbeit die gleiche Bezahlung wie der Mann, wer eine Stunde geholfen hat, ebensoviel wie derjenige, welcher einen ganzen Tag gearbeitet hat, und da die Begehrlichkeit auf beiden Seiten keine Grenzen kennt, so gehen jedem Tauschabschluß lange Verhandlungen voraus Ähnliche Verhandlungen pflegen aber auch bei der Entrichtung von Gastgeschenken stattzufinden, wenn der Empfänger die Gabe seiner Würde nicht entsprechend findet.

Mit der Zeit schafft sich der Tausch von Stamm zu Stamm seine eigenen Einrichtungen, die ihn zu erleichtern

---

27) Auch die europäischen Kaufleute müssen in Afrika den eingeborenen Handelsvermittlern, deren sie sich bedienen, den Preis der zu liefernden Waren voraus entrichten. Vgl. z. B. Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 11. 140 f. M. Buchner, Kamerun, S. 98 f. Ebenso im Orient bei Dienstkontrakten: Sachau a. a. O. S. 34 Selbst das Opfer an die Gottheit erscheint den Völkern dieser Stufe nur als die Vorausbezahlung für eine zu erwartende Leistung: Heckewelder a. a. O., S. 367; vgl. auch S. 405. 411.

28) Schurtz, Entstehungsgesch. d. Geldes S. 67 f. Landor, Auf verbotenen Wegen (Tibet), S. 296. 313.

bestimmt sind. Die wichtigsten unter diesen sind der Markt und das Geld.

Die Märkte werden übereinstimmend bei Negern, Indianern und Polynesiern an den Stammesgrenzen auf freien Plätzen, oft mitten im Urwald, abgehalten. Sie sind neutrale Gebiete, auf welchen alle Stammesfeindschaften ruhen müssen; wer den Marktfrieden bricht, setzt sich den strengsten Strafen aus. Jeder Stamm bringt auf den Markt, was ihm eigentümlich ist, der eine Honig, der andere Palmwein, ein dritter getrocknetes Fleisch, wieder ein anderer Tongeschirr oder Eisengerät oder Matten oder Gewebe.[29]) Der Eintausch bezweckt, Produkte zu erlangen, die im eigenen Stamme gar nicht oder doch nicht so gut und kunstvoll erzeugt werden können, wie bei den Nachbarstämmen. Das muß dann jeden Stamm wieder veranlassen, diejenigen seiner Erzeugnisse in überschüssiger Menge hervorzubringen, welche bei anderen, sie nicht selbst gewinnenden Stämmen geschätzt sind, weil gegen diese das am leichtesten zu erlangen ist, was man nicht selbst besitzt, was jedoch andere im Überflusse erzeugen. In jedem Stamme aber verfertigt jede Einzelwirtschaft die bevorzugte marktgängige Tauschware, und dies bewirkt, wenn es sich um ein hausgewerbliches Erzeugnis wie Tongeschirr oder Rindenzeug handelt, daß ganze Dorfschaften und Stammgebiete den Reisenden wie große Industriebezirke erscheinen, obwohl es keine Berufshandwerker gibt und jede Familie alles selbst herstellt, was sie braucht, mit Ausnahme der wenigen nur bei fremden Stämmen ge-

29) Obwohl viele Naturvölker sich bereit finden lassen, gegen europäische Waren, die sie kennen und schätzen gelernt haben, alles herzugeben, so bleibt doch ihr regelmäßiger Tauschverkehr ein durchaus einseitiger, auf wenige Artikel beschränkter. Vgl. Waitz, Anthropol. IV, S. 100. VI, S. 76 f. Manche Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs sind von ihnen um keinen Preis zu haben, insbesondere Schmuckgegenstände. Vgl. z. B. Finsch, Samoafahrten, S. 108. 119. 236. 282 f. 315. Martius a. a. O. S. 89. 596. Zeitschrift für Ethnographie XVII, S. 24. 62. Livingstone a. a. O. I, S. 257.

machten Artikel, an die man sich gewöhnt hat, und die ihnen der Tausch als bloßer Lückenbüßer der Eigenproduktion verschafft.

Das ist der einfache Mechanismus des Marktes bei den Naturvölkern. Und nun das Geld! Wieviel ist über die mancherlei Geldarten bei den Naturvölkern geschrieben und vermutet worden,[30]) und wie einfach erklärt sich doch ihre Entstehung! Geld ist für jeden Stamm diejenige Tauschware, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmäßig eintauscht. Denn sie wird ihm naturgemäß zum allgemeinen Tauschmittel, gegen das er seine Produkte hingibt; sie ist für ihn das Wertmaß, nach dem er den eigenen Besitz schätzt, der in anderer Weise gar nicht liquidierbar ist; in ihr erblickt er seinen Reichtum, denn er kann sie nicht willkürlich vermehren; sie wird auch bald unter Stammesgenossen zur Wertübertragung benutzt, denn sie ist wegen ihrer Seltenheit allen gleich willkommen. Daher die von unseren Reisenden so häufig beobachtete Erscheinung, daß in jedem Stamme, ja oft von Dorf zu Dorf ein anderes Geld üblich ist, daß eine Sorte Muscheln oder Perlen oder Baumwollzeug, für die man heute alles kaufen kann, schon am Orte des nächsten Nachtlagers von niemand mehr genommen wird, was dann wieder die Folge nach sich zieht, daß sie erst die gangbare Tauschware sich verschaffen müssen, ehe sie auf dem Markte sich versorgen können. Daher auch die weitere Beobachtung, daß Naturprodukte von örtlich beschränktem Vorkommen, wie Salz, Kolanüsse, Kaurimuscheln, Kupferbarren, oder Erzeugnisse seltener Kunstfertigkeit, wie Messingdraht, eiserne

---

30) R. Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 221 ff. O. Lenz, Über Geld bei den Naturvölkern, Hamburg 1895. F. Ilwof, Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit, Graz 1882. H. Schurtz, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes, Weimar 1898. — Vgl. Intern. Archiv für Ethnogr. VI, S. 57.

Spaten, tönerne Tassen, Rindenstoffe, bei vielen Stämmen, die ihrer entbehren, als Geld genommen werden. Vor allem auch die bekannte Erscheinung, daß Gegenstände des Außenhandels, wie europäische Baumwollzeuge, Flinten, Pulver, Messer, zu allgemeinen Tauschmitteln werden.

So entstehen für gewisse Geldarten größere Umlaufsgebiete; sie dringen auch in den inneren Verkehr der Stammgenossen ein, indem sie als Zahlungsmittel bei Brautkauf, Buße, Steuer u. dgl. verwendet werden; gewisse Arten von Verträgen werden nur in ihnen geschlossen; aber es fehlt doch an Beispielen, daß ein Naturvolk ohne europäischen Einfluß zu einer Währung, einem gesetzlichen Zahlungsmittel für Verpflichtungen jeder Art und Höhe, gelangt wäre. Vielmehr bleiben in der Regel verschiedene Geldarten nebeneinander im Gebrauch, die zueinander in herkömmlich feststehenden Austauschverhältnissen stehen; sehr oft können bestimmte Verpflichtungen nur in bestimmten Geldarten gelöst werden. Änderungen im Geldgebrauche sind nicht allzu selten; aber umgekehrt finden wir auch Beispiele, daß eine Geldart lange den völkerschaftlichen Verkehr überdauert, aus dem sie hervorgegangen ist und dann im inneren Gebrauche eines Stammes fortgesetzt eine seltsame, fast dämonische Rolle spielt, obwohl unter sich diese Menschen für ihren Lebensunterhalt nichts zu kaufen und zu verkaufen haben. Aus einem derartig abgebrochenen frühern Stammverkehr erklärt sich wohl der Geldgebrauch alter chinesischer Porzellangefäße bei den Bagobos auf Mindanao und den Dayak auf Borneo, das Muschelgeld (Dewarra) der Melanesier und die sonderbaren Geldarten des Karolinenarchipels, bei denen es eigener Gesetze und Staatseinrichtungen bedarf, um diesen toten Besitz überhaupt in Zirkulation zu erhalten.[31]) Sonst mischt sich der Staat in der Regel nicht in diese Dinge ein, und

31) Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, S. 1 ff. und Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 79. 101 ff.

in den größeren Staatsgebilden Afrikas, wie in dem Reiche des Muata Jamwo, bestehen darum von Stamm zu Stamm verschiedene Geldarten. Aber auch wo eine Geldart ein größeres Umlaufsgebiet gewinnt, schwankt ihr Wert auf den verschiedenen Marktplätzen zwischen sehr weiten Grenzen; im allgemeinen nimmt er aber in dem Maße zu, als man sich vom Ursprungsorte des Geldstoffes entfernt.[32])

Markt und Geld hängen eng zusammen, soweit das Geld in seiner Eigenschaft als Tauschmittel in Betracht kommt; aber nicht jede einzelne Geldart, die sich bei einem Naturvolke findet, muß aus dem Marktverkehre hervorgegangen sein. In seiner vollen Ausbildung ist das Geld eine so verwickelte soziale Erscheinung, daß die Vermutung nahe liegt, es seien in ihr verschiedene Entwicklungsmomente zusammengeflossen. So scheint z. B. das Viehgeld seine Wurzel in der Tatsache zu finden, daß die Haustiere bei den betreffenden Völkern die Repräsentanten des Reichtums und das Mittel der Vermögensansammlung bildeten. Auch die Beobachtung, daß manche Stämme für den Brautkauf und ähnliche Zwecke die gangbare Geldart nicht zulassen, sondern dafür bestimmte andere Vermögensstücke vorschreiben, scheint auf die Zulässigkeit der Annahme hinzuweisen, es möchten neben der Hauptströmung noch verschiedene Nebenströmungen bei der völligen Ausbildung des Geldwesens wirksam gewesen sein.[33])

Für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit bleibt von den Ergebnissen dieser Betrachtung aber doch die Tatsache entscheidend, daß in dem Gelde als der bevor-

32) Vgl. Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika, S. 271.

33) Vielleicht trifft K. Marx, Das Kapital (2. Aufl.), I, S. 67 das Richtige, wenn er mit lapidarer Kürze sagt: „Geldform heftet sich entweder an die wichtigsten Eintauschartikel aus der Fremde, welche in der Tat naturwüchsige Erscheinungsformen des Tauschwertes der einheimischen Produkte sind, oder an den Gebrauchsgegenstand, welcher das Hauptelement des einheimischen veräußerlichen Besitztums bildet, wie z. B. Vieh." Vgl. auch W. Lotz in den Jhb. f. NÖ. u. Stat. III. Folge, Bd. 7, S. 345.

zugten Tauschware ein Mittel gefunden war, welches die Menschen von Stamm zu Stamm in regelmäßigem, friedlichem Verkehre verband und einer Differenzierung der Stämme in Rücksicht der Produktion die Wege bahnte. Darin, daß alle Angehörigen des gleichen Stammes oder Dorfes ein bestimmtes Produktionsgebiet neben dem Nahrungsmittelerwerb mit Vorliebe anbauten, lag allein die Möglichkeit eines Fortschritts der technischen Einsicht und Geschicklichkeit; es war eine internationale oder interlokale Arbeitsteilung im kleinen, der erst viel später die nationale und lokale Arbeitsteilung von einem Individuum zum andern folgte. Und auch die unmittelbare Bedeutung des Marktes für den persönlichen Verkehr darf man auf dieser Stufe nicht unterschätzen, zumal in Ländern, wo ein Gütertausch außerhalb des Marktes so ungewöhnlich ist, daß man selbst die Reisenden, welche etwas aus der Hand kaufen möchten, regelmäßig mit den Worten abweist: „Kommt auf den Markt!“ Er dient gleichermaßen dem Austausch von Nachrichten, der Anknüpfung persönlicher Beziehungen, und man wird dabei unwillkürlich an die hervorragende Stellung erinnert, welche der Markt im sozialen und politischen Leben der Völker des klassischen Altertums einnahm.

Immer aber ist es nur eine sehr *einseitige Fortentwicklung*, welche die eben geschilderte Organisation der Produktion und des Austausches den einzelnen Stämmen gestattet, und es erklärt sich wohl daraus die außerordentlich auffallende Erscheinung, daß im Innern der Kontinente, auch wo keine Verkehrsschwierigkeiten der Übernahme gewisser Kunstfertigkeiten von Stamm zu Stamm im Wege stehen, doch Völkerschaften von sehr altertümlichem wirtschaftlichen Gepräge neben solchen von höherer Entwicklung sich durch die Jahrtausende hindurch erhalten konnten. Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art bietet das zentralafrikanische Zwergvolk der *Batua* oder *Akka*. Es steht noch ganz auf der Stufe

der niederen Jäger, hält sich streng innerhalb der Urwaldzone, stellt sich aber an bestimmten Tagen auf den Marktplätzen der umwohnenden Negerstämme ein, um das Haupterzeugnis seiner Wirtschaft, getrocknetes Wildfleisch, gegen Bananen, Erdnüsse, Mais u. dgl. umzutauschen. Ja an einigen Stellen hat sich noch eine ältere Form des Tauschverkehrs dieser Zwergmenschen mit ihren Nachbarn erhalten, indem die Batua zur Zeit der Fruchtreife in die Felder der Neger einbrechen, Bananen, Knollen und Getreide rauben und dafür ein Äquivalent in Fleisch zurücklassen.[34]) Der Umstand, daß die Batua geschickte Jäger sind, scheint hier die Folge gehabt zu haben, daß die umwohnenden Stämme die Fleischproduktion in Jagd und Viehzucht vernachlässigt haben; umgekehrt sollen die Zwerge nicht einmal ihre Waffen selbst anfertigen, sondern sie von den Momsu und anderen Stämmen eintauschen.

Ein anderes, noch viel weiter reichendes Beispiel dieser einseitigen Entwicklung bieten die Schmiede. Nicht bloß bei vielen Stämmen Afrikas, sondern vereinzelt auch in Asien und im südöstlichen Europa bilden sie eine stammfremde Kaste, deren Angehörige entweder mit scheuer Ehrfurcht betrachtet oder verachtet werden, mit der Masse des Volkes aber weder in eheliche noch sonst eine soziale Verbindung treten können.[35]) Man hat diese seltsame Erscheinung seither damit erklärt, daß es sich um Trümmer unterworfener Stämme handle, welche die ihren Besiegern fremde Kunstfertigkeit der Metallbearbeitung vor der Vernichtung bewahrt habe. Es ließe sich aber auch denken,

---

34) Casati, Zehn Jahre in Äquatoria I, S. 151. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, S. 131 ff. Dr. W. Junkers Reisen in Afrika III, S. 86 ff. Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 256. 258 ff. Burrows, The Land of the Pigmies und Johnston, The Uganda Protectorate, 1902. — Ähnliches berichtet W. Geiger, Ceylon, Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen (Wiesbaden 1897) von den Weddas.

35) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 153 ff.

daß eine freiwillige Zerstreuung solcher Stämme stattgefunden habe, und daß eben die verschiedene Nationalität in Verbindung mit der Ausübung einer Kunst, welche allen anderen fremd war und blieb, sie außerhalb der Volksgemeinschaft stellte, wo immer sie sich niederließen.

Vereinzelt führt der einseitige Betrieb einer solchen Stammesindustrie zur Entstehung von Völkern, welche die Reisenden bald als Industrievölker zu bezeichnen pflegen, weil sie für ihre sämtlichen Nachbarn arbeiten, bald als Handelsvölker, weil man sie auf allen Märkten eines größeren Gebietes trifft und weil sie für die umwohnenden Stämme die Vermittlung gewisser Waren ganz in Händen haben. Der erste Fall tritt ein, wenn die Konsumenten das Gebiet aufsuchen, in dem eine Stammesindustrie blüht, um die begehrte Ware am Produktionsorte einzutauschen, der zweite, wenn die Produzenten die von ihnen über den Eigenbedarf angefertigte Ware den Stämmen zubringen, die ihrer entbehren.

Die erste Form dieser Entwicklung kann der kleine Stamm der Osaka veranschaulichen, der im Stromgebiete des Ogowe, östlich vom Loloflusse, inmitten volkreicher Nachbarstämme wohnt. Die Osaka verteilen sich auf fünf oder sechs Dörfer, von denen jedes 60—100 Hütten zählt. Lenz fand in diesen zahlreiche Fremde vor, den verschiedensten Stämmen angehörig, oft aus recht weit entfernten Gegenden. Die Osaka sind nämlich anerkanntermaßen die besten Schmiede, und alle umwohnenden Stämme kaufen von ihnen einen großen Teil ihrer Jagd- und Kriegswaffen, die dann auf dem Wege des Tausches von Stamm zu Stamm weitergegeben werden und selbst bis zur Meeresküste gelangen. „Als Kaufpreis für die Waffen zahlen den Osaka die Oschebo-Aduma gewöhnlich Palmöl und Erdnüsse, die Fan dagegen, welche die besten Jäger unter all diesen verschiedenen Stämmen sind, tauschen die Speere und schwertartigen Messer gegen getrocknetes und geräuchertes Fleisch ein. So fand ich denn in den Osaka-

dörfern überall ein reges Leben, und wie das beim Zusammenkommen von so verschiedenen Stämmen nicht anders sein kann, waren Streitigkeiten, die oft einen großen Umfang annehmen, ungemein häufig."[36])

Ein typisches Beispiel der zweiten Entwicklungsform bieten die Kioko im südlichen Teile des Kongobeckens. Sie wohnen im Lundareiche, und zwar zerstreut unter den Kalunda, besitzen aber ihre eigenen Häuptlinge, die dem Muata Jamwo tributär sind. Die Kioko lieben es, ihre Dörfer im Walde anzulegen; denn sie sind in erster Linie tüchtige Jäger, beuten ihre Wälder auf Gummi aus und betreiben eine Art wilder Bienenzucht, um Wachs zu gewinnen. Aber sie sind auch geschickte Schmiede und verfertigen als solche nicht nur gute Beile, sondern verstehen es auch, alte Steinschloßgewehre wieder instand zu setzen und sogar mit neuen Schäften und Kolben zu versehen. Sie kleiden sich in Tierfelle; von der Kunst, Gewebe aus vegetabilischen Stoffen herzustellen, verstehen sie wenig. Ihre Weiber pflanzen hauptsächlich Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse und Bohnen. Die Produkte, welche die Kioko durch die Ausbeutung ihrer Wälder gewinnen, tauschen sie an der Westküste gegen Waren, vorzugsweise Pulver, aus, mit welchen sie darauf tief ins Innere ziehen, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen. Das Elfenbein verhandeln sie, während sie die erworbenen Sklaven ihrem Haushalt einverleiben. Auf ihren Jagdzügen sind sie am weitesten nach Osten vorgedrungen, und dort pflegen sie, ehe sie die Rückreise nach ihrer Heimat antreten, stets einen Teil ihrer Gewehre gegen Sklaven umzutauschen. Sie selbst bewaffnen sich inzwischen wieder mit Pfeil und Bogen.[37])

Dieses Bild wiederholt sich öfter in den Negerländern.

---

36) Mitteilungen der geogr. Gesellschaft in Wien 1878, S. 476.

37) Nach Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 45—47 und Wißmann, Wolf ꝛc., Im Innern Afrikas, S. 59. 62. — Vgl. auch Schurtz, Afr. Gew., S. 50. — Ähnlich die Kanjoka: Wißmann, Zweite Durchquerung Afrikas, S. 84.

Man sieht leicht, daß es in keine der gewohnten wirtschaftsgeschichtlichen Kategorien paßt. Die Kioko sind kein Jägervolk, keine Nomaden, keine Ackerbauer, kein Industrie- und Handelsvolk, sondern alles dies zugleich. Sie vermitteln einen Teil des Verkehrs mit den Faktoreien der Europäer an der Küste und treiben dabei auch etwas Zwischenhandel, wobei die natürliche Veranlagung zum Schachern, welche dem Neger eigen ist, zur Entfaltung kommt, gewinnen aber doch den größten Teil ihres Unterhalts unmittelbar durch Jagd und Feldbau.

Beide Entwicklungsformen finden sich nebeneinander auf den zwei Töpfereiinseln Neuguineas, Bilibi und Chas. Auf beiden liegt die Verfertigung der Töpfe in den Händen der Frauen; nach Chas kommen die Bewohner der umliegenden und selbst entfernterer Inseln, um gegen ihre eigenen Produkte das Geschirr einzutauschen; in Bilibi beladen die Männer ganze Boote damit, um es überall längs der Küste zu vertreiben. Jede Töpferin bringt auf ihren Gefäßen ein eigenes Zeichen an; ob man darin aber mit einem europäischen Beobachter eine Handelsmarke erblicken darf, scheint doch recht zweifelhaft.[38])

38) Vgl. Finsch, Samoafahrten, S. 82 f. 281 f. Semon, Im austral. Busch, S. 348 ff. Ähnliche Töpfereibezirke in Afrika sind nachgewiesen bei Schurtz a. a. O. S. 54. — Ähnliches hat sich auch in entlegenen Teilen Europas erhalten. In der Ztschr. für österr. Volkskunde II (1896), S. 62 wird von den Lippowanern in der Bukowina berichtet: „Ohne eigentlich ein Handwerk gelernt zu haben, verfertigen sie sich die meisten Gebrauchsgegenstände selbst. Sie sind Maler, Schmiede, Kürschner, Seiler, Wagner, Holzschnitzer rc. zugleich. Auch die unter ihnen existierenden Handwerker von Beruf waren bei keinem Meister in der Lehre. Nur das Schlosserhandwerk wird in neuester Zeit regelrecht gelernt. Die Lippowaner sind aber auch als tüchtige Erdarbeiter weit und breit bekannt. Ihre Hauptbeschäftigung ist jedoch der Handel mit Obst Zu diesem Zwecke lassen sie nicht nur ihren eigenen Obstgärten die beste Pflege angedeihen, sondern sie kaufen auch, und zwar in der Regel noch vor beginnender Reife alle Gattungen von Obst, um damit später Stadt und Land zu versorgen.“ — Vgl. die sehr interessante Schilderung des Hauswerks der Bojken daselbst XI (1905), S. 106 ff. Ähnliches aus Böhmen: V (1899), S. 145 ff.

Um keinen wichtigen Teil der Wirtschaft der Naturvölker unberührt zu lassen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf ihr *Verkehrswesen* und ihren *öffentlichen Haushalt*. Beide hängen eng zusammen. Denn der Verkehr ist im wesentlichen öffentliche Angelegenheit; private Verkehrseinrichtungen sind bei diesen Völkern überhaupt nicht zu finden; ja man kann kühn behaupten, daß der Verkehr auf dieser Stufe noch kaum wirtschaftlichen Charakter trägt.

Verkehrs*wege* gibt es auf dem festen Lande nur dann, wenn sie der Fuß des Menschen oder der wilden Tiere getreten hat; die einzigen künstlichen Anlagen, um den Landverkehr zu erleichtern, sind primitive Brücken, oft nur aus einem einzigen Baumstamm bestehend, oder Fähren bei Flußübergängen, für deren Benutzung der Reisende an den Dorfherrn eine Abgabe zu zahlen hat, die in der Regel zu schweren Erpressungen Anlaß gibt.[39]) Dagegen werden die natürlichen *Wasserwege* überall fleißig benutzt, und es gibt kaum ein Naturvolk in Meeres- oder Flußlage, das nicht auf den Gebrauch irgend eines ihm eigentümlichen Fahrzeuges geführt worden wäre. Die Aufzählung und Beschreibung dieser Vehikel könnte ein ganzes Buch füllen; von dem Einbaum und Rindenkahn der Indianer bis zu den kunstvoll geschnitzten Ruder- und Segelbooten der Südseeinsulaner sind alle Typen vertreten; im ganzen aber ist die Technik des Schiffbaues und der Schiffahrt bei diesen Völkern doch unentwickelt geblieben; keines ihrer Fahrzeuge verdient im eigentlichen Sinne den Namen eines Schiffes, und so sind sie denn auch zunächst viel mehr als Produktionsinstrumente denn als Verkehrsmittel anzusehen. Sie dienen dem Fischfang, dem Seeraub, dem Krieg; erst später erlangen sie einige Bedeutung für den *Personenverkehr*, während es zu

39) Vgl. *Pogge* a. a. O. S. 64. 70. 78. 95. 97. 115. 169. *Wißmann*, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 343. 361. 364. 394 und Zweite Durchquerung, S. 56.

einem Güterverkehr von einigem Belang nirgends gekommen ist.

Merkwürdigerweise ist derjenige Zweig des Verkehrswesens bei den Naturvölkern am reichsten entwickelt, der uns leicht nur als Ergebnis höchster Kultur möglich erscheint: der Nachrichtenverkehr. Ja, er bildet die einzige Verkehrsart, für welche die Naturvölker dauernde Organisationen geschaffen haben. Ich meine das Botenwesen und die Fernsprecheinrichtungen. Beide sind wesentlich als Mittel primitiver Regierungskunst und Kriegführung aufzufassen.

Die Entsendung von Boten und Gesandtschaften an Nachbarstämme im Krieg und Frieden führt bereits auf sehr niederer Entwicklungsstufe zur Ausbildung eines ganzen Systems symbolischer Zeichen und Verständigungsmittel.[40]) So finden wir schon bei den rohen Stämmen im Innern Australiens verschiedene Arten der Körperbemalung, des Kopfschmuckes und andere konventionelle Zeichen, um einem Nachbarstamme den Eintritt eines Todesfalles, die Abhaltung eines Festes oder eine drohende Gefahr anzuzeigen, die Stammgenossen zu irgend einem Zwecke zusammenzurufen u. dgl.[41]) Bei den Eingeborenen Südamerikas verrichten künstlich verknotete Stricke oder Lederriemen (Quippus), bei den Nordamerikanern der bekannte Wampum dieselben Dienste;[42]) in Afrika sind Botenstäbe mit oder ohne eingeschnittene Zeichen gebräuchlich, und ähnliches findet sich bei Malaien und Polynesiern. Im Notfalle haben die Boten ihren Auftrag auswendig zu

---

40) Im allgemeinen vgl. R. Andree, „Merkzeichen und Knotenschrift" in s. Ethnogr. Parallelen u. Vergl., S. 184 ff. — Waitz, Anthropol. IV, S. 89.

41) Näheres im Journal of the Anthropological Institute XX, S. 71 ff.

42) Martius, Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens, S. 98 f. 694. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, S. 138 ff. Knotenschrift in Westafrika: Bastian, D. Exp. n. d. Loango-Küste I, S. 181.

lernen und mündlich zu übermitteln.[43]) In den Negerreichen, wo die Regierungsgewalt des Herrschers nur so weit reicht, als er persönlich oder durch seine Sippengenossen einzugreifen imstande ist,[44]) haben die Häuptlingsboten eine sehr wichtige Stellung: durch sie ist das Oberhaupt gleichsam überall gegenwärtig, und neue Ereignisse gelangen mit überraschender Schnelligkeit zu seiner Kenntnis. Aber auch für die Verständigung der Stammgenossen untereinander, z. B. auf der Jagd, im Kriege, besteht eine oft sehr kunstreich ausgedachte Verkehrssymbolik, die dem Uneingeweihten in der Regel verborgen bleibt.

Nicht minder merkwürdig sind die Fernsprecheinrichtungen, welche auf dem kunstvollen Gebrauche der Trommel, des verbreitetsten Musikinstrumentes der Naturvölker, beruhen. Bald handelt es sich dabei um ein ausgebildetes Signalsystem, wie bei den Indianern[45]) und Melanesiern,[46]) bald um eine richtige Wortsprache, durch welche auf weite Entfernungen hin ausführliche Unterredungen geführt werden können, wie vielfach in Afrika.[47])

---

43) Livingstone, Neue Missionsreisen, übers. v. Martin, I, S. 297. Man vergleiche auch die hübsche Schilderung von Casalis, Les Basoutos p. 234 f.: Ces messagers sont généralement doués d'une mémoire prodigieuse, et l'on peut s'attendre à ce qu'ils transmettent textuellement les depêches orales, dont ils se chargent.

44) Gilt übrigens auch von den politischen Zuständen der Halbkultur. G. Rohlfs, Land und Volk in Afrika, S. 163: „Der Abessinier ist gewohnt, nur in der Nähe zu gehorchen; einmal aus dem Bereich der Stimme seines Herrn, kümmert er sich wenig um ihn. Dasselbe ist mit allen halbzivilisierten Völkern der Fall; die Türkei, Marokko, Ägypten, Bornu zeigen dieselbe Erscheinung."

45) Martius a. a. O. S. 65. Über einen merkwürdigen Fernsprech-Apparat der Catuquinaru-Indianer vgl. Archiv f. Post u. Telegraphie, 1899, S. 87 f.

46) Parkinson a. a. O. S. 127, vgl. S. 72. 121. F. Krause im Jahrb. des Mus. f. Völkerk. zu Leipzig I, S. 143 f. Finsch, Samoafahrten, S. 68. — Vgl. Schweinfurth, Im Herzen Afrikas I, S. 94, II, S. 27.

47) Näher beschrieben von M. Buchner, Kamerun, S. 37 f. Wißmann, Wolf 2c, Im Innern Afrikas, S. 4. 298. 232. Betz in d. Mitt. aus d. deutschen Schutzgebieten XI (1898), S. 1—86. Wißmann,

In der Regel sind nur die Häuptlinge und ihre Anverwandten dieser Trommelsprache kundig, und der Besitz des dazu verwandten Instrumentes bildet ein Zeichen ihrer Würde, wie Krone und Zepter in den zivilisierten Ländern. In geringerer Verbreitung werden Feuerzeichen zur Sammlung des Stammes oder zur Mitteilung von Nachrichten verwendet.[48])

Einen öffentlichen Haushalt in unserem Sinne gibt es nicht. Allerdings empfangen die Häuptlinge, wo ihre Macht einigermaßen befestigt ist, allerlei Abgaben in Gestalt von herkömmlich feststehenden Anteilen an der Jagdbeute, Erzeugnissen des Landbaues, Gebühren von der Benutzung von Brücken, Fähren, Marktplätzen, und bei größeren Reichen sind die Unterhäuptlinge zu Tributsendungen verpflichtet.[49]) Aber alles dieses kleidet sich mehr oder weniger deutlich in die Form des Geschenkes, für das der Häuptling ein Gegengeschenk zu gewähren hat, bestünde es auch nur in der Bewirtung, die er dem Überbringer zuteil werden läßt. Selbst bei den Marktgebühren, die dem Herrn des Marktplatzes von den Verkäufern zu entrichten sind, wird im Kongogebiet eine Gegenleistung gewährt, indem der Häuptling vor den Augen und zur Ergötzung der Marktbesucher einen Tanz aufführt. Von besonderem Interesse für uns sind die Geschenke, welche durchziehende Reisende den Dorfherren, deren Gebiete sie durchqueren, zu entrichten haben, indem aus diesen unser Zoll entstanden ist. Nicht minder wichtig ist, zu beachten, daß in größeren Reichen die Tribute der unterworfenen

---

Unter deutscher Flagge, S. 215. Hübbe-Schleiden, Ethiopien, S. 203. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil, S. 250. 261. Livingstone a. a. O. I, S. 88. — Signalpfeifensprache in Timor: Jacobsen, Reise in der Inselwelt des Banda-Meers, S. 262.

48) Vgl. z. B. Petermanns Mitteilungen XXI (1875), S. 381. Weitere Zusammenstellungen über diese Signal-Systeme bei Frobenius, Aus den Flegeljahren der Menschheit (Hannover 1901), S. 49—62.

49) Näheres bei Post, Afrikanische Jurisprudenz I, S. 261 ff.

Stämme in denjenigen Produkten bestehen, welche jedem Stamme eigentümlich sind und von ihm auf den Markt gebracht zu werden pflegen. Im Lundareiche z. B. liefern einzelne Gebiete Elfenbein oder Tierfelle, andere Salz oder Kupfer, der Norden des Reiches Flechtwaren aus Stroh, die der Küste näher wohnenden Unterhäuptlinge auch wohl einmal Pulver und europäische Baumwollenzeuge.[50]) Dies hat nicht selten dazu geführt, daß solche Oberhäuptlinge einen Handel mit derartigen Produkten, die sich massenweise in ihren Händen sammelten, betrieben oder ein Monopol für sie in Anspruch nahmen. Das Wort, welches die Könige zu den ersten Kaufleuten macht, gewinnt also hier eine tiefere Bedeutung.

Im allgemeinen sind die Finanzrechte der Häuptlinge nur durch ihre materielle Macht begrenzt, und das Vermögen der Untertanen entbehrt des Schutzes, den der Kulturstaat ihm durch das Gesetz gewährt. Die Expeditionen, welche die Negerkönige zur Einsammlung der Tribute und Steuern entsenden, arten nur zu oft in Raubzüge aus; ihr Anrecht auf die Vermögensbußen macht die Rechtspflege häufig zur Erpressungsanstalt, und das Geschenkwesen, welches in allen öffentlichen Beziehungen herrscht, wird zu leicht zu einem wahren Bestechungssystem.

Das muß natürlich auf die Privatwirtschaft nachteilig zurückwirken. Bei dem fortgesetzten Fehdezustand, unter dem die kleineren Stämme leben, bei der Willkürherrschaft im Innern, welche der Bildung größerer Staaten zu folgen pflegt, stehen die meisten Naturvölker unter steter Bedrohung des Lebens und der Habe. Dieser Zustand wird zwar durch die lange Gewohnheit erträglich, muß aber doch die wirtschaftliche Entwicklung niederhalten. Das

50) Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 226 f. Vgl. Wißmann, Im Innern Afrikas, S. 171 f. 202. 249. 267. 286. 289. 308. Unter deutscher Flagge, S. 95. 332. 339. Ebenso im Marutse-Reiche nördlich vom Zambesi: E. Holub, Sieben Jahre in Südafrika II, S. 173. 187. 253 f. 257. 268. 271.

Gesamteigentum am Grund und Boden, die Verpflichtung, immer und überall zu schenken, die Sitte, Lebensmittel fast als freie Güter zu betrachten, lassen dem Selbstinteresse nur ungenügenden Spielraum. Ein Engländer bemerkt — vom Standpunkte europäischer Wirtschaft gewiß nicht mit Unrecht —, daß dieses durch die Sitte erzwungene Mitteilen die Leute in der Gewohnheit bestärke, der Freßgier zu frönen, da nur das ihnen sicher sei, was sie glücklich hinuntergewürgt haben; auch verhindere es eine verständige Vorsorge für die Zukunft, weil es schwer sei, Vorräte irgend welcher Art zu erhalten.[51]) Mit einigem Grund hat man auch die „Bettelhaftigkeit" und die „Neigung zum Diebstahl", welche viele Naturvölker im Verkehr mit Europäern betätigen, mit den Geschenksitten und der ungenügenden Unterscheidung von Mein und Dein in Beziehung gebracht.[52]) Ihre Völlerei im Genuß alkoholischer Getränke ist ebenfalls eine Folge geringer Lebensfürsorge. Wenn man aber alle diese Dinge aus den Kulturverhältnissen heraus, aus denen sie hervorgehen, zu würdigen versucht, so erkennt man leicht, daß sie „jenseits von Gut und Böse" liegen, und daß, was vom Standpunkte des modernen Engländers als Laster erscheint, die schönen Tugenden der Uneigennützigkeit, der Mildtätigkeit, der Freigebigkeit in sich birgt.

Für viele, die sich heute als Kulturbringer ihren schwarzen und braunen Mitmenschen gegenüber gebärden, ist der Naturmensch ein Ausbund aller wirtschaftlichen Untugenden: faul, unordentlich, sorglos, verschwenderisch, unzuverlässig, habsüchtig, diebisch, herzlos, genußsüchtig. Es ist richtig, er lebt nur für den Augenblick, scheut jede regelmäßige Arbeit, er kennt nicht den Begriff der Pflicht, des Berufes als einer sittlichen Lebensaufgabe. Aber nicht

---

51) Tindall bei Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 351; vgl. auch S. 362. Waitz, Anthropologie II, S. 402. III, S. 80.

52) Vgl. Waitz, Anthropologie III, S. 163 ff.

minder wahr ist es, daß er mit seinen ärmlichen Hilfsmitteln im ganzen doch eine Summe von Arbeit leistet, die unsere höchste Bewunderung erregen muß, mögen wir nun an Ort und Stelle die sauberen Fruchtfelder der Frauen oder in unseren Museen die mit unendlicher Mühsal hergestellten Waffen und Geräte der Männer betrachten. Und vor allem seine Art zu wirtschaften sichert dem Naturmenschen ein Maß von Lebensfreude und immerwährender Heiterkeit, um das der arbeitgeplagte und sorgengedrückte Europäer ihn beneiden muß.

Wenn manche Naturvölker, seitdem sie mit der europäischen Kultur Bekanntschaft gemacht haben, zurückgegangen und einzelne sogar völlig ausgestorben sind, so liegt nach der Ansicht unserer besten Kenner die Ursache hauptsächlich in dem zersetzenden Einfluß, den unsere Wirtschaftsweise und Technik auf sie ausgeübt hat. Wir trugen in ihr Kinderdasein die nervöse Unruhe unseres Erwerbslebens, das hastige Jagen nach Gewinn, unsere zerstörenden Genüsse, unsere religiösen Streitigkeiten und Gegensätze. Unsere vollkommenen Werkzeuge nahmen ihnen plötzlich eine gewaltige Arbeitslast ab; was sie mit ihren Steinbeilen in Monaten bewältigt hatten, das leisteten sie mit der eisernen Axt in wenig Stunden, und einige Flinten ersetzten in der Wirkung Hunderte von Pfeilen und Bogen. Damit fiel die wohltätige Spannung hinweg, in der die alte Arbeitsweise Körper und Geist des Naturmenschen fortgesetzt erhalten hatte, zumal sein Bedürfnisstand auf dem gleichen niederen Niveau verharrte. Und darunter ist er zugrunde gegangen, wie die Schattenpflanze verdorrt, die der jähen Mittagssonne ausgesetzt wird.

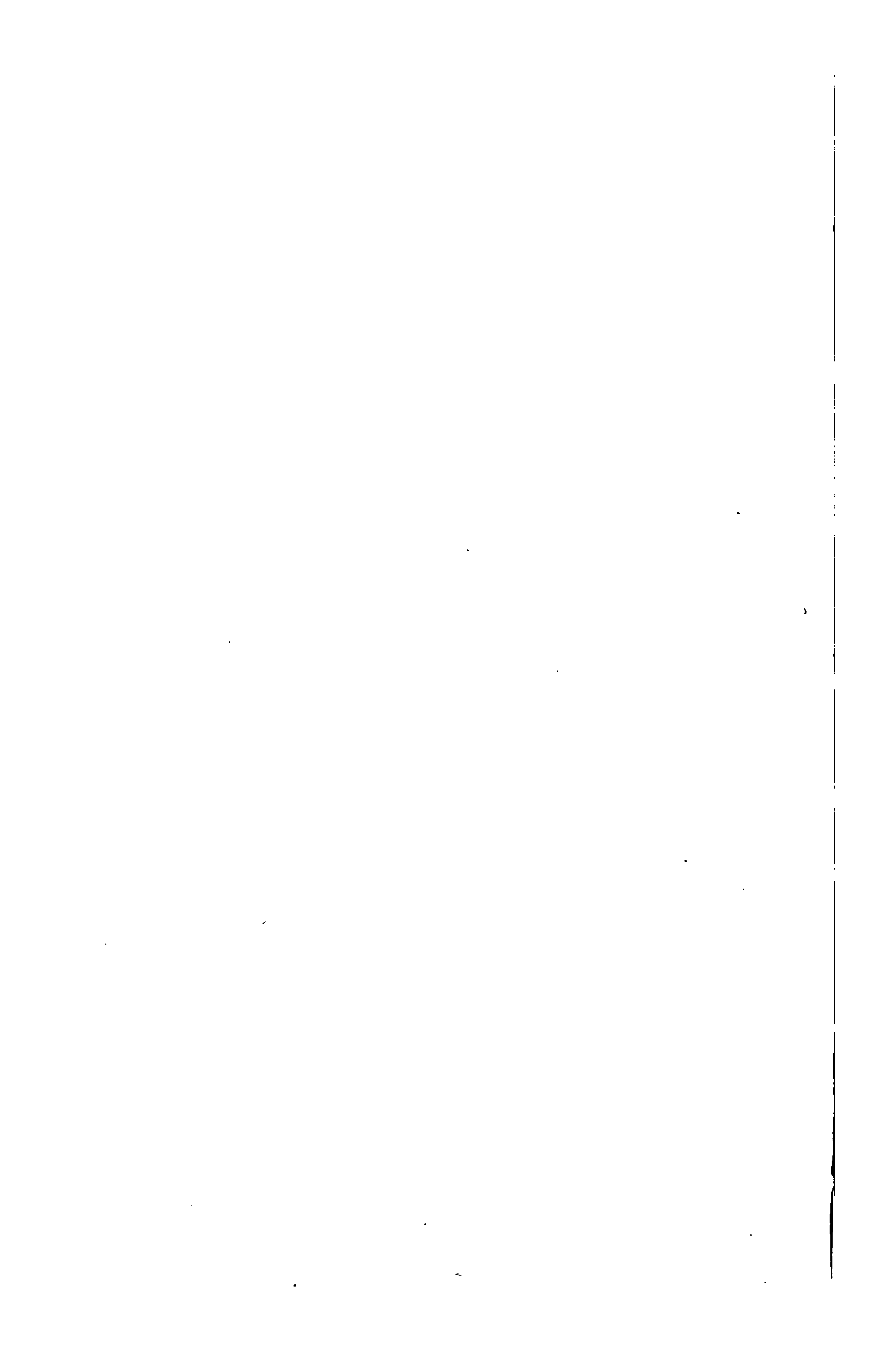
Nicht alle Naturvölker unterliegen so traurigem Geschicke. Ganze Rassen, wie die Negervölker, haben sich als widerstandsfähig gegen jene Einflüsse erwiesen. Wollen aber die Kulturnationen, die sie ihrer Botmäßigkeit unterwarfen, sich in der Tat und Wahrheit als ihre Freunde erweisen, so werden sie die seit Jahrtausenden eingewurzelten

Wirtschaftsformen, Arbeitsweisen und Gütergebrauchssitten dieser Völker zum Gegenstande eingehender und ernster wissenschaftlicher Beobachtung machen und den Ergebnissen dieser Erforschung ihre kolonisatorischen Maßnahmen anpassen müssen. Man sollte erwarten, daß sie dies in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse schon längst getan hätten.

Aber die Reisenden, auf deren Aussagen wir zumeist angewiesen sind, haben gerade der Wirtschaft der Naturvölker kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Sie haben sich andere Ziele gesteckt. Über der Beobachtung von Kult, Göttergelauben, Ehegewohnheiten, Schmuck, Kunst, Technik haben sie das Nächstliegende oft übersehen, und in den geschwätzigen Registern der ethnographischen Sammelwerke hat das Stichwort „Wirtschaft" ebensowenig eine Stelle gefunden, wie in denjenigen der zahlreichen Untersuchungen über die Familienverfassung das Wort „Haushaltung". Aber vielleicht liegt in diesem Umstande doch auch für Arbeiten, wie sie hier versucht wurden, ein gewisser Vorzug. Da die hier verwerteten Beobachtungen meist nur beiläufig und nicht von gelehrten Volkswirten gemacht worden sind, wohnt ihnen ein hohes Maß von Glaubwürdigkeit inne; denn sie sind darum doch auch in der Regel dem Schicksal entgangen, in ein Kategorienschema hineingepreßt zu werden, das unseren Kulturverhältnissen entnommen ist und das darum dem anders gearteten Leben kulturarmer Völker nicht gerecht zu werden vermag.

III.

Die Entstehung der Volkswirtschaft.



Jedermann weiß, daß die Art, wie der moderne Mensch seine zahlreichen Bedürfnisse befriedigt, fortgesetztem Wandel unterworfen ist. Viele Veranstaltungen und Einrichtungen, welche wir zu diesem Zwecke nötig haben, kannten unsere Großeltern nicht, und unsere Enkel wieder werden manches ungenügend finden, was vielleicht noch vor kurzem unsere Bewunderung erregte.

Die Gesamtheit der Veranstaltungen, Einrichtungen und Vorgänge, welche die Bedürfnisbefriedigung eines ganzen Volkes hervorruft, bildet die Volkswirtschaft. Die Volkswirtschaft zerfällt wieder in zahlreiche Einzelwirtschaften, welche durch den Verkehr miteinander verbunden und dadurch voneinander mannigfach abhängig sind, daß jede für alle andern gewisse Aufgaben übernimmt und von andern für sich solche Aufgaben übernehmen läßt.

In dieser Ausgestaltung des allseitigen Aufeinanderangewiesenseins ist die Volkswirtschaft ein Ergebnis der gesamten hinter uns liegenden Kulturentwicklung; sie ist ebenso dem Wandel unterworfen, wie es jede Sonderwirtwirtschaft ist, mag diese Privatwirtschaft oder öffentliche Wirtschaft sein, mag sie einer größeren oder geringeren Zahl von Menschen unmittelbar dienen. Und auch alle volkswirtschaftlichen Erscheinungen sind historisch-kulturelle Erscheinungen. Wer sie für wissenschaftliche Zwecke begrifflich bestimmt und in ihrem gesetzmäßigen Verlaufe erklärt, muß sich klar darüber sein, daß ihre wesentlichen Merkmale und das Gesetz ihrer Bewegung nicht absoluter Natur sind, d. h., daß sie nicht für alle Zeiten und Kulturzustände passen.

Demgemäß wird die Aufgabe, welche der Wissenschaft gegenüber der Volkswirtschaft erwächst, zunächst gewiß darin bestehen, das, was *ist*, zu erkennen und zu erklären. Aber sie wird sich nicht mit einer bloß dynamischen Behandlung der wirtschaftlichen Vorgänge begnügen; sie wird auch suchen müssen, sie genetisch herzuleiten. Zum vollen Verständnis eines historisch-kulturellen Tatsachenbestandes gelangt man erst, wenn man weiß, wie er geworden ist, und so werden wir uns auch der Aufgabe nicht entschlagen dürfen, zu untersuchen, durch welche Entwicklungsphasen die Wirtschaft der Kulturvölker hindurchgegangen ist, ehe sie die Gestalt der heutigen Volkswirtschaft angenommen hat und welche Abwandlungen dabei jede einzelne Wirtschaftserscheinung erfahren hat. Das Material für diesen zweiten Teil der Aufgabe hat die Wirtschaftsgeschichte der europäischen Kulturvölker zu liefern; denn diese letzteren weisen allein einen durch die historische Forschung genügend aufgeschlossenen, in seinem Verlaufe von gewaltsamen äußeren Störungen nicht aus dem Geleise geworfenen Entwicklungsgang auf, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß dieser Entwicklungsgang sich stets in aufsteigender Linie bewegt habe, ohne Unterbrechungen und ohne Rückschläge.

Die erste Frage, welche sich der Nationalökonom zu stellen hat, der die Wirtschaft eines Volkes in einer weit zurückliegenden Epoche verstehen will, wird die sein: Ist diese Wirtschaft *Volks*wirtschaft; sind ihre Erscheinungen wesensgleich mit denjenigen unserer heutigen Verkehrswirtschaft, oder sind beide wesentlich voneinander verschieden? Diese Frage aber kann nur beantwortet werden, wenn man es nicht verschmäht, die ökonomischen Erscheinungen der Vergangenheit mit denselben Mitteln der begrifflichen Zergliederung, der psychologisch-isolierenden Deduktion zu untersuchen, die sich an der Wirtschaft der Gegenwart in den Händen der Meister der alten „abstrakten" Nationalökonomie so glänzend bewährt haben.

Man wird der neuern „historischen“ Schule den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie, anstatt durch derartige Untersuchungen in das Wesen früherer Wirtschaftsepochen einzudringen, fast unbesehen die gewohnten, von den Erscheinungen der modernen Volkswirtschaft abstrahierten Kategorien auf die Vergangenheit übertragen, oder daß sie an den verkehrswirtschaftlichen Begriffen so lange herumgeknetet hat, bis sie wohl oder übel für alle Wirtschaftsepochen passend erschienen. Ohne Zweifel hat sie sich vielfach damit den Weg zu einer wissenschaftlichen Beherrschung jener historischen Erscheinungen versperrt. Das massenhaft zutage geförderte wirtschaftsgeschichtliche Material ist darum zu einem guten Teile ein toter Schatz geblieben, der erst seiner wissenschaftlichen Nutzbarmachung harrt.

Nirgends ist dies deutlicher zu erkennen als an der Art, wie man die Unterschiede der gegenwärtigen Wirtschaftsweise der Kulturvölker gegenüber der Wirtschaft vergangener Epochen oder kulturarmer Völker charakterisiert. Es geschieht das durch die Aufstellung sogenannter *Entwicklungsstufen*, in deren Bezeichnung man schlagwortartig die Grundzüge des wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungsganges zusammenfaßt.

Die Aufstellung solcher „Wirtschaftsstufen“ gehört zu den unentbehrlichen methodischen Hilfsmitteln. Ja sie ist der einzige Weg, auf dem die Wirtschaftstheorie die Forschungsergebnisse der Wirtschaftsgeschichte sich dienstbar machen kann. Aber jene Entwicklungsstufen sind nicht zu verwechseln mit den Zeitepochen, nach denen der Historiker seinen Stoff abteilt. Der Historiker darf in einem „Zeitalter“ nichts zu erzählen vergessen, was sich in ihm wichtiges ereignet hat, während die Stufen des Theoretikers nur das Normale zu bezeichnen brauchen, das Zufällige aber getrost außer acht lassen dürfen. Bei der langsamen, meist über Jahrhunderte sich erstreckenden Umbildung, welcher alle wirtschaftlichen Erscheinungen und

Einrichtungen unterliegen, kann es nicht fehlen, daß die Entwicklung an der einen Stelle rasch vorauseilt, an der andern träge zurückbleibt, und gerade solche anormalen Erscheinungen können dem Historiker besonders wichtig vorkommen. Für den Theoretiker aber kann es nur darauf ankommen, die Gesamtentwicklung in ihren Hauptphasen zu erfassen, während die sogenannten Übergangsperioden, in welchen alle Erscheinungen sich im Flusse befinden, unberücksichtigt bleiben müssen. Nur so ist es möglich, die durchgehenden Züge oder, sagen wir kühn: die Gesetze der Entwicklung zu finden.

Alle älteren derartigen Versuche leiden an dem Übelstande, daß sie nicht in das Wesen der Dinge hineinführen, sondern an der Oberfläche haften bleiben.

Am bekanntesten ist die von Friedrich List zuerst aufgestellte Stufenfolge, welche von der Hauptrichtung der Produktion ausgeht. Sie unterscheidet fünf Perioden, welche die Völker der gemäßigten Zone bis zum ökonomischen Normalzustande nacheinander durchlaufen sollen: 1. die Periode des Jägerlebens, 2. die Periode des Hirtenlebens, 3. die Periode des Ackerbaus, 4. die Agrikultur-Manufakturperiode und 5. die Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode. Eine andere, von Bruno Hildebrand ersonnene Stufenreihe macht den Zustand des Tauschverkehrs zum Unterscheidungsmerkmal. Sie nimmt demgemäß drei Entwicklungsstufen an: Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kreditwirtschaft.

Beide aber setzen voraus, daß es zu allen Zeiten, soweit die Geschichte zurückreicht, bloß vom „Urzustand" abgesehen, eine auf der Grundlage des Güteraustausches ruhende Volkswirtschaft gegeben habe, nur daß die Formen der Produktion und des Verkehrs zu verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen seien. Sie bezweifeln auch gar nicht, daß die Grunderscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu allen Zeiten im wesentlichen gleichartige sind. Es ist ihnen nur darum zu tun, nachzuweisen, daß die ver-

schiedenen wirtschaftspolitischen Maßregeln und Einrichtungen früherer Zeiten in der abweichenden Art der Produktion oder des Verkehrs ihre Rechtfertigung gefunden hätten, und daß auch in der Gegenwart verschiedene Zustände verschiedene Maßregeln erforderten.

Noch die neuesten zusammenhängenden Darstellungen der Volkswirtschaftslehre, welche aus dem Kreise der historischen Schule hervorgegangen sind, beruhigen sich bei dieser Auffassung, obwohl sie kaum wesentlich höher steht als die in der abstrakten Nationalökonomie der Engländer beliebten, durchaus rationalistischen Geschichtskonstruktionen. Es sei mir gestattet, dies mit wenigen Sätzen zu beweisen.

Der Zustand, auf welchen Adam Smith und Ricardo die ältere Theorie begründet haben, ist derjenige der arbeitsteiligen Verkehrswirtschaft, oder sagen wir lieber gleich der Volkswirtschaft im eigentlichen Sinne des Wortes. Es ist das derjenige Zustand, bei welchem jeder einzelne nicht die Güter erzeugt, welche er braucht, sondern diejenigen, welche (nach seiner Meinung) andere brauchen, um dafür durch Tausch alle die mannigfachen Dinge und Dienste zu erwerben, deren er selbst bedarf, oder kürzer gesagt: der Zustand, bei welchem das Zusammenwirken vieler oder aller nötig ist, um den einzelnen zu versorgen. Die englische Nationalökonomie ist darum im wesentlichen Verkehrstheorie. Die Erscheinungen und Gesetze der Arbeitsteilung, des Kapitals, des Preises, des Arbeitslohnes, der Grundrente, des Kapitalprofits bilden ihren Hauptinhalt. Die ganze Lehre von der Produktion, namentlich aber von der Konsumtion wird stiefmütterlich behandelt. Alle Aufmerksamkeit konzentriert sich auf die Güterzirkulation, in welche auch die Güterverteilung einbegriffen wird.

Daß es einmal einen Gesellschaftszustand ohne Verkehr gegeben haben könne, kommt ihnen nicht in den Sinn; wo sie einen solchen als methodischen Behelf gebrauchen,

greifen sie zu der von den Neueren so viel verspotteten Fiktion der Robinsonade. Gewöhnlich aber leiten sie sogar verwickelte Verkehrsvorgänge unmittelbar aus dem Urzustande ab.[1]) Adam Smith läßt dem Menschen von Natur eine Neigung zum Tausche angeboren sein und betrachtet selbst die Arbeitsteilung erst als deren Folge. Ricardo behandelt den Jäger und Fischer der Urzeit wie zwei kapitalistische Unternehmer. Er läßt sie Arbeitslohn zahlen und Kapitalprofit machen; er erörtert das Steigen und Fallen ihrer Produktionskosten und des Preises ihrer Produkte. Um auch einen hervorragenden Deutschen dieser Richtung zu nennen, so geht Thünen bei seiner Konstruktion des isolierten Staates ganz von den Voraussetzungen der Verkehrswirtschaft aus. Selbst die entfernteste Zone, welche noch nicht die Stufe des Ackerbaus erreicht hat, wirtschaftet lediglich mit Rücksicht auf den Absatz ihrer Produkte in der Zentralstadt.

Wie weit derartige Fiktionen von den tatsächlichen Wirtschaftsverhältnissen primitiver Völker abweichen, hätte die historische und ethnographische Forschung längst sehen müssen, wenn sie nicht selbst in den Vorstellungen der modernen Verkehrswirtschaft befangen gewesen wäre und diese auch auf die Vergangenheit übertragen hätte. Ein eindringendes Studium, das den Lebensbedingungen der Vergangenheit wirklich gerecht wird und ihre Erscheinungen nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart mißt, muß zu dem Resultate gelangen, daß die Volkswirtschaft das Produkt einer jahrtausendelangen historischen Entwicklung ist, das nicht älter ist als der moderne Staat, daß vor ihrer Entstehung die Menschheit große Zeiträume hindurch ohne Tauschverkehr oder unter Formen des Austausches von Produkten

1) Ähnlich freilich schon die Physiokraten. Vgl. Turgot, Réflexions § 2 ff.

und Leistungen gewirtschaftet hat, die als volkswirtschaftliche nicht bezeichnet werden können.

Wollen wir diese ganze Entwicklung unter *einem* Gesichtspunkte begreifen, so kann dies nur ein Gesichtspunkt sein, der mitten hineinführt in die wesentlichen Erscheinungen der Volkswirtschaft, der uns aber auch zugleich das organisatorische Moment der früheren Wirtschaftsperioden aufschließt. Es ist dies kein anderer als das Verhältnis, in welchem die Produktion der Güter zur Konsumtion derselben steht, erkennbar an der Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen. Unter diesem Gesichtspunkte gelangen wir dazu, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung, wenigstens für die zentral- und westeuropäischen Völker, wo sie sich mit hinreichender Genauigkeit historisch verfolgen läßt, in drei Stufen zu teilen:

1. die *Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft* (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), auf welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind;

2. die *Stufe der Stadtwirtschaft* (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), auf welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen;

3. die *Stufe der Volkswirtschaft* (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufes), auf welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen.

Wir wollen diese drei Wirtschaftsstufen näher zu kennzeichnen versuchen, und zwar so, daß wir jede in ihrer typischen Reinheit zu erfassen streben, ohne uns durch das zufällige Auftreten von Übergangsbildungen oder von einzelnen Erscheinungen beirren zu lassen, die als Nachbleibsel früherer oder Vorläufer späterer Zustände in eine Periode hineinragen und in ihr etwa historisch nachgewiesen

werden können. Nur wenn wir so verfahren, sind wir imstande, die tiefgreifenden Unterschiede der drei Stufen und die einer jeden eigentümlichen Erscheinungen uns klar zum Bewußtsein zu bringen.

1. Die Hauswirtschaft.

Die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft kennzeichnet sich, wie bereits angedeutet, dadurch, daß der ganze Kreislauf der Wirtschaft von der Produktion bis zur Konsumtion sich im geschlossenen Kreise des Hauses (der Familie, des Geschlechts) vollzieht. Jedem Hause ist Art und Maß seiner Produktion durch den Verbrauchsbedarf der Hausangehörigen vorgeschrieben. Jedes Produkt durchläuft seinen ganzen Werdegang von der Gewinnung des Rohstoffes bis zur Genußreife in der gleichen Wirtschaft und geht ohne Zwischenhand in den Konsum über, in dem es schließlich wieder untergeht. Gütererzeugung und Güterverbrauch fließen ineinander über; sie bilden einen einzigen ununterbrochenen und ununterscheidbaren Prozeß. Erwerbswirtschaft und Haushalt sind nicht voneinander zu trennen. Der Erwerb jeder gemeinsam wirtschaftenden Menschengruppe ist eins mit dem Produkt ihrer Arbeit, und dieses ist wieder eins mit ihrer Bedarfsdeckung, ihrem Konsum.

Der Tausch ist ursprünglich ganz unbekannt (oben S. 63 f.). Der primitive Mensch, weit entfernt, eine angeborene Neigung zum Tauschen zu besitzen, hat im Gegenteile eine Abneigung gegen dasselbe. Tauschen und täuschen ist in der älteren Sprache eins. Es gibt keinen allgemein anerkannten Wertmaßstab. Man muß deshalb fürchten, im Tausche betrogen zu werden. Außerdem ist das Arbeitsprodukt sozusagen ein Teil des Menschen, der es erzeugt hat. Wer es einem anderen überläßt, entäußert sich eines Teiles seiner selbst und gibt den bösen Mächten Gewalt über sich. Bis tief in das Mittelalter hinein ist

der Tausch unter den Schutz der Öffentlichkeit, des Abschlusses vor Zeugen, der Anwendung symbolischer Formeln gestellt.

Eine solche autonome Wirtschaft ist zunächst abhängig von dem Boden, über den sie verfügt. Mag der Wirt als Jäger oder Fischer die freiwillig von der Natur dargebotenen Gaben sich aneignen, mag er als Nomade mit seinen Herden wandern, mag er daneben den Acker bauen, oder gar ausschließlich von der Landwirtschaft sich nähren: immer wird sein Arbeiten und Sorgen durch das Stückchen Erde bestimmt werden, das er sich untertan gemacht hat. Und je weiter er an Einsicht und technischem Geschick voranschreitet, je planvoller und reicher sich seine Bedürfnisbefriedigung gestaltet, um so größer wird diese Abhängigkeit, so daß der Boden sich schließlich den Menschen unterwirft, der über ihn zu herrschen geboren ist. Man hat dies wohl als Verdinglichung bezeichnet: wir dürfen uns an dieser Stelle damit begnügen, festzustellen, daß auf dieser Entwicklungsstufe nur der eine eigene Wirtschaft zu führen imstande ist, der aus eigenem Rechte über den Boden verfügt. Wer nicht in dieser Lage ist, kann seine Existenz nur fristen, wenn er Knecht des Grundeigentümers und als solcher an den Boden gefesselt wird.

In der geschlossenen Hauswirtschaft haben die Hausgenossen nicht bloß dem Boden seine Gaben abzugewinnen; sie müssen auch alle dabei nötigen Werkzeuge und Geräte mit eigener Arbeit herstellen; sie müssen endlich die Rohprodukte durch Umformung und Veredelung zum Gebrauche geschickt machen. Dies alles ergibt eine Mannigfaltigkeit der Arbeitsaufgaben und erfordert bei der Einfachheit der Werkzeuge eine Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens, von der sich der Kulturmensch der Neuzeit schwer eine rechte Vorstellung macht.[2]) Für die einzelnen Glieder der

2) Wir müssen schon ältere Schilderungen des Bauernlebens in entlegenen Gegenden Europas zur Hand nehmen, um uns solche Zu-

autonom wirtschaftenden Hausgemeinschaft kann der Umfang dieser Aufgaben nur vermindert werden, wenn sie die Arbeit untereinander nach Alter und Geschlecht, nach individueller Kraft und Anlage teilen; auf diesen Umstand wird mit jene scharfe Trennung der häuslichen Produktion nach Geschlechtern, wie wir sie bei primitiven Völkern allgemein finden, zurückzuführen sein. Auf der anderen Seite aber ist bei der Unergiebigkeit der alten Arbeitsverfahren in zahlreichen Fällen das gleichzeitige Zusammenwirken vieler einzelnen notwendig, um gewisse Wirtschaftszwecke zu erreichen. Die Arbeitsgemeinschaft spielt darum auf dieser Stufe noch eine wichtigere Rolle als die Arbeitsteilung.

Beiden aber hätte die Familie nur geringen Spielraum gewähren können, wenn sie unserer heutigen Familie ähnlich organisiert gewesen wäre, d. h. sich auf ein Ehepaar mit Kindern und etwa noch Dienstboten beschränkt hätte; sie würde auch sehr geringe Haltbarkeit und Entwicklungsfähigkeit gehabt haben, wenn in der Familie das Individuum eine ähnlich selbständige Existenz zu führen imstande gewesen wäre, wie in der Gegenwart.

Da ist es denn bedeutungsvoll, daß zu der Zeit, wo die jetzigen Kulturvölker Europas am Horizont der Ge-

---

stände zu vergegenwärtigen. Vgl. z. B. H. F. Tiebe, Lief- und Esthlands Ehrenrettung (Halle 1804), S. 100. Ähnliches bei M. A. Pogio, Korea (Wien und Leipzig 1895), S. 222: „In ganz Korea wird seit undenklichen Zeiten das unumgänglich Notwendige im Bereiche des Hauses erzeugt. Die Frau und Tochter spinnen nicht nur Hanf, sondern auch Seide, zu welch letzterem Zwecke in vielen Häusern die Seidenraupe gezogen wird. Das Haupt der Familie muß zu allen Verrichtungen greifen und nach Bedarf Maler, Steinmetz oder Tischler sein. Die Gewinnung von Branntwein, Pflanzenfetten und Farbstoffen, sowie die Erzeugung von Strohmatten, Hüten, Körben, hölzernen Schuhen und Feldgeräten gehört zur Hausarbeit. Mit einem Worte, jeder arbeitet nur für sich und bloß für seine eigenen Bedürfnisse. Dank diesen Verhältnissen ist der Koreaner ein Universal-Handwerker, der zur Arbeit nur für die unerläßlichen Dinge greift."

schichte auftauchen, bei ihnen die Sippenverfassung[3]) herrscht. Die Sippen (Geschlechter, gentes, Clans, Hausgemeinschaften) sind größere, aus mehreren Generationen blutsverwandter Personen bestehende Gruppen, die anfangs nach dem Mutterrecht, später nach dem Vaterrecht organisiert sind, gemeinsames Grundeigentum haben, gemeinsame Wirtschaft führen und einen gemeinsamen Rechtsschutzverband bilden. Bei monogamischen Völkern, wie sie hier allein in Betracht kommen, setzt sich jede Sippe aus mehreren kleineren Verwandtschaftsgruppen zusammen, deren jede aus einem Ehepaare mit ihren Kindern gebildet wird. Der Mensch außerhalb der Sippe ist vogelfrei; er hat keine rechtliche und wirtschaftliche Existenz, keine Hilfe in der Not, keinen Rächer, wenn er erschlagen wird, kein Grabgeleite, wenn er zur letzten Ruhe eingeht.[4])

Alle hier in Rede stehenden Nationen kannten, als sie sich fest ansässig machten, bereits den pflugmäßigen Ackerbau. Ihre Niederlassung erfolgte gewöhnlich in der Weise, daß die Geschlechtsgenossen zusammen große Gemeinschaftshäuser, Höfe, Dörfer gründeten. Im gesicherten Besitze des Bodens lockerte sich der Gemeinsinn; es schieden sich aus dem großen Verbande engere patriarchale Hausge-

3) Über diese vgl. Fustel de Coulanges, La cité antique, Paris 1864. E. de Laveleye, Das Ureigentum, Leipzig 1879 und E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, bes. Kap. VIII.

4) Afrika bietet noch heute das Bild solcher Zustände. „Es ist ein Hauptmoment in den Rechtsbegriffen der Neger, daß als Rechtsindividuum nicht die Person, sondern die Gemeinde, Familie, Verwandtschaft gilt. Rechte und Pflichten sind innerhalb der Gemeinde fast unbegrenzt übertragbar. Ein Schuldner, ein Missetäter kann an seinen Gemeindegenossen gestraft werden, und die Haftbarkeit der Gemeinde für das Verbrechen eines ihr angeborenen Mitglieds erlischt selbst nach der Auswanderung und Lostrennung nicht. Sogar die Todesstrafe kann an einem andern als dem Schuldigen vollzogen werden.“ M. Buchner, Kamerun, S. 188. Vgl. Thonnar, Essai sur le système économique des primitifs, p. 17 sqq. Ähnliches bei den Südsee-Insulanern: Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 80 f.

meinschaften mit geringerer Personenzahl aus, wie sie noch heute die Zadruga der Südslawen, die Großfamilie der Russen, der Kaukasusvölker, der Hindu repräsentieren. Aber noch jahrhundertelang besaßen die Hausgemeinschaften des Dorfes den Boden im Gesamteigentum, bebauten ihn auch wohl noch eine Zeitlang in gemeinsamer Arbeit, während jede die Früchte gesondert verbrauchte.

In solchen größeren Familienverbänden läßt sich die Gemeinschaft und Verteilung der Arbeit in ziemlich weitem Umfange durchführen. Männer und Frauen, Mütter und Kinder, Väter und Großväter, jede Gruppe erhält ihre besondere Rolle in Produktion und Haushalt, und wo sich individuelle Geschicklichkeit hervortut, findet sie in der Betätigung für die eigene Sippe ihre Aufgabe, aber auch ihre Schranke. Die Gefühle der Brüderlichkeit, des kindlichen Gehorsams, der Achtung vor dem Alter, der Unterordnung und Fügsamkeit gelangen in solcher Gemeinschaft zur höchsten Entfaltung. Wie die Sippe für den einzelnen Schuld oder Wergeld zahlt oder ihm widerfahrene Unbill rächt, so weiht wieder der einzelne der Sippe sein ganzes Leben und opfert ihr jede Regung der Selbständigkeit.

Selbst wenn die Stärke dieser Gefühle nachläßt, tritt nicht sofort die moderne Kleinfamilie mit voller Sonderwirtschaft auf. Denn ihre Entstehung hätte eine Schwächung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, ein Aufgeben der autonomen Hauswirtschaft, vielleicht ein Zurücksinken in die Barbarei zur sichern Folge gehabt. Um dies zu vermeiden, gab es zwei Mittel.

Das *eine* bestand darin, daß man für solche Wirtschaftsaufgaben, denen die kleiner gewordene Familie nicht mehr gewachsen war, die älteren großen Geschlechtsverbände als örtliche Organisationen fortbestehen ließ. Diese bildeten auf der Grundlage gemeinsamen Eigentums und gemeinsamer Nutzung desselben partielle Gemeinwirtschaften, die unter Umständen Aufgaben übernahmen, deren Wahr-

nehmung in jedem einzelnen Hause zu unwirtschaftlicher Kräfteverschwendung geführt haben würde (z. B. das Bewachen der Felder, das Hüten des Viehes). Aber es gab auch Wirtschaftsaufgaben, die nicht alle Sonderhaushalte der örtlichen Gruppe gleichmäßig berührten und doch für den einzelnen zu schwer waren. Es sollte ein Haus oder Schiff gebaut, ein Waldstück gerodet, ein Bach abgeleitet werden; man wollte auf größere Entfernungen hin der Jagd oder dem Fischfang obliegen, oder es hatte auch nur die Jahreszeit ein außergewöhnliches Arbeitsbedürfnis für dieses oder jenes Haus heraufgeführt. In allen solchen Fällen half die Bittarbeit,[5]) d. h. es bildeten sich auf Einladung des Hausvaters unter den Nachbarn freiwillige temporäre Arbeitsgemeinschaften, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder verschwanden. Manches dieser Art hat sich später umgebildet, anderes ist erhalten. Ich erinnere an die Arbeitsgemeinschaften der slawischen Stämme: das Artel bei den Russen, die Tscheta oder Druzina bei den Bulgaren, die Moba bei den Serben, an die gegenseitige Hilfeleistung unserer Bauern beim Hausbau, bei der Schafschur, dem Flachsreffen u. ä.

Wieweit solche Einrichtungen immer gehen mögen, derjenige Teil des Bedarfs, welcher durch sie gedeckt werden kann, ist verhältnismäßig gering und beeinträchtigt die wirtschaftliche Autonomie des einzelnen Hauses ebensowenig, wie heute die bei unseren Landwirten fortdauernde Eigenproduktion der Herrschaft der Tauschwirtschaft Eintrag tut. Auch jene temporären Arbeitsgemeinschaften sind keine Unternehmungen, sondern Veranstaltungen zur unmittelbaren Bedarfsdeckung. Man hilft heute diesem, morgen jenem der Teilnehmer oder verteilt das Ergebnis gemeinsamer Arbeit zum sonderwirtschaftlichen Verbrauch. Ein speziell entgeltlicher Tausch findet nirgends statt. Ja selbst dort nicht, wo, wie in der indischen Dorfgemein-

5) Vgl. „Arbeit und Rhythmus" (4. Aufl.), S. 256 ff.

schaft, eine Anzahl gewerblicher Arbeiter als Gemeindefunktionäre, ähnlich unseren Dorfhirten, sich einstellt. Sie arbeiten für alle und werden dafür von allen ernährt.

Das andere Mittel, um den aus der Auflösung der Sippengemeinschaft entspringenden Nachteilen zu entgehen, bestand darin, daß man künstlich den Kreis der Familie erweiterte, bez. weit erhielt. Es geschah dies durch Aufnahme und Eingliederung fremder (nicht blutsverwandter) Elemente. So entstanden die Institutionen der Sklaverei und der Hörigkeit.

Wir können unentschieden lassen, ob die Tatsache, daß man den hilflosen Stammgenossen oder den unterworfenen Feind unfrei machte und ihn zur Arbeit zwang, mehr die Ursache oder die Folge der Auflösung der älteren Geschlechtsgemeinschaft war. Sicher ist, daß durch die Sklaverei ein Mittel gefunden war, um die geschlossene Hauswirtschaft mit der gewohnten Arbeitsgliederung aufrecht zu erhalten und zugleich auf dem Wege der Erweiterung und Verfeinerung der Bedürfnisse voranzuschreiten. Denn nun ließ sich die Arbeit des Hauses um so leichter dem Bedarf anpassen, je zahlreicher die zu einem Hause gehörigen Sklaven oder Hörigen waren. Es konnten im Ackerbau größere Flächen durch ganze Arbeiterscharen bestellt werden; es konnten bestimmte technische Verrichtungen, wie das Mahlen des Getreides, das Backen, Spinnen, Weben, die Anfertigung von Gerätschaften, die Besorgung des Viehes, einzelnen Unfreien für ihr ganzes Leben übertragen, sie konnten für diesen Dienst besonders ausgebildet werden. Und je angesehener das Haus, je reicher der Herr, je größer seine Wirtschaft war, um so mannigfaltiger und reicher konnte die Technik der Stoffgewinnung und Stoffveredelung sich in seiner Wirtschaft entfalten.

Dieser Art war die Wirtschaft der Griechen, der Karthager, der Römer. Rodbertus, der das schon vor einem Menschenalter gesehen hat, bezeichnet sie als Oiken-

wirtschaft, weil der *οἶκος*, das Haus, die Einheit der wirtschaftlichen Verfassung bedeutet. Das Haus ist nicht bloß die Wohnstätte, sondern auch die gemeinsam wirtschaftende Menschengruppe; ihre Angehörigen sind die „Hausgenossen“ (*οἰκέται*) — ein Wort, das bezeichnenderweise im historischen Sprachgebrauch seine Bedeutung auf die Wirtschaftssklaven einschränkt, auf welchen damals die ganze Arbeit des Hauses lastete. Einen ähnlichen Sinn hat das römische familia: die Gesamtheit der famuli, der Haussklaven, des Gesindes. Der pater familias ist der Sklavenherr, in dessen Händen der ganze Ertrag der Wirtschaft zusammenfließt; in der patria potestas ist die eheherrliche und väterliche Gewalt mit dem Herrenrecht des Sklavenbesitzers begrifflich verschmolzen. Kein Hausangehöriger erwirbt für sich, sondern für den pater familias; gegen jeden übt er die gleiche Gewalt über Leben und Tod.

In dem Herrenrecht des römischen Hausvaters, das sich gleichmäßig über blutsfremde und blutsverwandte Hausgenossen erstreckt, findet die geschlossene Hauswirtschaft eine viel straffere Zusammenfassung und größere Leistungsfähigkeit, als in der matriarchalen oder selbst in der älteren patriarchalen Sippe, die lediglich aus Blutsverwandten bestand, möglich war. Alles individuelle Dasein ist verschwunden; der Staat, das Recht kennen nur Familiengemeinschaften; sie regeln die Verhältnisse von Haus zu Haus, nicht von Mensch zu Mensch. Um das, was innerhalb des Hauses geschieht, kümmern sie sich nicht.

Aus der wirtschaftlichen Autonomie des sklavenbesitzenden Hauses erklärt sich die ganze soziale und ein guter Teil der politischen Geschichte des alten Rom. Es gibt keine produktiven Berufsstände, keine Landwirte, keine Handwerker. Es gibt nur große und kleine Besitzer, Reiche und Arme. Drängt der Reiche den Armen aus dem Besitze des Grund und Bodens, so macht er ihn zum Proletarier. Der landlose Freie ist so gut wie erwerbsunfähig.

Denn es gibt kein Unternehmungskapital, das Arbeit um Lohn kaufte; es gibt keine Industrie außerhalb des geschlossenen Hauses. Die artifices der Quellenschriften sind keine freien Gewerbetreibenden, sondern Handwerkssklaven, welche aus den Händen der Acker- und Hirtensklaven das Korn, die Wolle, das Holz empfangen, um sie zu Brot, zu Kleidung, zu Geräten zu verarbeiten. „Du darfst nicht glauben, daß er etwas kauft", heißt es bei Petron von dem reichen Emporkömmling, „alles wird bei ihm erzeugt."[6]) Daher jene kolossale Latifundienbildung, jene unermeßlichen Sklavenscharen, die sich in den Händen einzelner Besitzer konzentrierten, und unter denen die Arbeitsgliederung eine so vielseitige war, daß ihre Erzeugnisse und Leistungen auch den verwöhntesten Geschmack zu befriedigen vermochten.

Der Holländer T. Popma, welcher im 17. Jahrhundert ein fleißiges Büchlein über die Beschäftigungen der Sklaven bei den Römern schrieb,[7]) zählt 146 verschiedene Funktionsbenennungen dieser unfreien Arbeiter der reichen römischen Häuser auf. Heute ließe sich aus Inschriften die Zahl noch bedeutend vermehren. Man muß sich in die Einzelheiten dieser raffinierten Arbeitsgliederung vertiefen, um den Umfang und die Leistungsfähigkeit jener Riesenhaushaltungen zu verstehen, die dem Eigentümer Güter und Dienste unbedingt zur Verfügung stellten, wie sie heute nur die zahlreichen Geschäfte einer Großstadt in Verbindung mit den Anstalten der Gemeinde und des Staates zu liefern vermögen. Zugleich aber bot

6) Auch in Rußland war es vor Aufhebung der Leibeigenschaft „für einen Grundbesitzer Sache des Ehrgeizes, alles, was für den Haushalt nötig war, im Hause und von eigenen Leuten anfertigen zu lassen". Fürst Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs, übers. v. Pannwitz I, S. 35 ff., wo interessante Einzelheiten mitgeteilt sind. Vgl. P. Milukow, Skizzen russischer Kulturgeschichte (Lpz. 1898) I, S. 51.

7) Titi Popmae Phrysii de operis servorum liber. Editio novissima. Amstelodami 1672.

dieses massenhafte Menscheneigentum ein Mittel zur Vermehrung der großen Vermögen, das sich nur mit den Riesenkapitalien der modernen Millionäre vergleichen läßt.

Die ganze unfreie Arbeiterschaft eines reichen römischen Hauses zerfiel in zwei Hauptgruppen: die familia rustica und die familia urbana. Die familia rustica dient produktiven Zwecken. Auf jedem größeren Landgut ist ein Verwalter und ein Unterverwalter mit einem Stab von Aufsehern und Werkmeistern, welche über eine ansehnliche Schar von Feld- und Weinbergsarbeitern, Hirten und Viehwärtern, Küchen- und Hausgesinde, Spinnerinnen, Weber und Weberinnen, Walkern, Schneidern, Zimmerleuten, Schreinern, Schmieden, Arbeitern zum Betrieb der landwirtschaftlichen Nebengewerbe gebieten. Auf den größeren Gütern ist jede Arbeitergruppe wieder in Rotten von je 10 (decuriae) geteilt, die einem Führer oder „Treiber" (decurio, monitor) unterstellt sind.[8])

Die familia urbana läßt sich in das Verwaltungspersonal, das Personal zum inneren und äußeren Dienst des Hausherrn und der Herrin teilen. Da ist zunächst der Vermögensverwalter mit dem Kassier, den Buchhaltern, Miethäuserverwaltern, Einkäufern u. dgl. Übernimmt der Herr Staatspachtungen oder treibt er Reedereigeschäfte, so hält er dafür einen besonderen Stab unfreier Beamten und Arbeiter. Den inneren Dienst des Hauses versehen der Hausverwalter, die Türsteher, Zimmer- und Saalwärter, Möbelaufseher, Silberbeschließer, Kleiderbewahrer; über der Verpflegung walten der Haushofmeister, der Kellermeister, der Aufseher der Vorratskammer; in der Küche drängt sich eine Schar von Köchen, Heizern, Brot-, Kuchen- und Pastetenbäckern; besondere Tafeldecker, Vorschneider, Vorkoster, Weinschenken bedienen die Tafel,

---

8) Man vergleiche die anschauliche Schilderung eines römischen Gutsbetriebs der Kaiserzeit bei M. Weber in der Ztschr. „Die Wahrheit" Bd. VI, S. 65 f.

TO VIVU AMMOHLIAO

bei der eine Schar schöner Knaben, Tänzerinnen, Zwerge und Possenreißer die Gäste amüsieren. Für den persönlichen Dienst des Herrn sind angestellt: ein Zeremonienmeister, der die Besucher einführt, verschiedene Kammerdiener, Badewärter, Salber, Abreiber, Leibchirurgen, Ärzte fast für jedes Körperglied, Bartscherer, Vorleser, Privatsekretäre u. dgl. Man hält sich einen Gelehrten oder Philosophen zum Hausgebrauch, Architekten, Maler, Bildhauer, eine Musikkapelle; in der Bibliothek sind Kopisten, Pergamentglätter, Buchbinder beschäftigt, durch welche der Bibliothekar die Bücher in eigener Regie des Hauses herstellen läßt. Selbst unfreie Zeitungsschreiber und Stenographen dürfen in einem vornehmen Hause nicht fehlen.[9]) Zeigt sich der Herr in der Öffentlichkeit, so schreitet ihm eine große Schar Sklaven voraus (anteambulones), eine andere folgt ihm (pedisequi); der nomenclator nennt ihm die Namen der Begegnenden, die begrüßt sein wollen; eigene distributores und tesserarii teilen Bestechungen unter das Volk aus und geben die Wahlparole aus. Es sind die Camelots des alten Rom, und was sie am schätzbarsten macht, sie sind das Eigentum des vornehmen Strebers, der sie benutzt. Dieses politische Beeinflussungssystem wird ergänzt durch die Veranstaltung von Schauspielen, Wagenrennen, Tierkämpfen und Gladiatorenspielen, für welche besondere Sklaventruppen abgerichtet werden. Geht der Herr als Statthalter in eine Provinz oder weilt er auf einem seiner Landgüter, so unterhalten unfreie Kuriere und Briefboten den täglichen Verkehr mit der Hauptstadt. Und was sollen wir erst von dem Sklavenhofstaat der Herrin sagen, über den B ö t t i g e r ein eigenes Buch („Sabina") geschrieben hat, von dem unendlich spezialisierten Wart- und Erziehungspersonal der Kinder! Es war eine unglaubliche Menschenverschwendung, die hier getrieben wurde; schließlich aber wurde mittels dieses viel-

---

9) Vgl. unten den sechsten Vortrag

armigen, durch ein großartiges Züchtungs- und Erziehungssystem erhaltenen Organismus der geschlossenen Hauswirtschaft die persönliche Kraft des Sklavenherrn vertausendfacht, und dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, die Herrschaft einer Handvoll Aristokraten über eine halbe Welt zu ermöglichen.[10])

Auch der Staat selbst wirtschaftet nicht anders. In Athen wie in Rom sind alle unteren Beamten und Dienerstellen mit Sklaven besetzt. Sklaven bauen die Straßen und Wasserleitungen, die in eigener Regie ausgeführt werden, arbeiten in Steinbrüchen und Bergwerken, reinigen die Kloaken; Sklaven sind die Polizeidiener, Scharfrichter und Gefängniswärter, die Ausrufer bei Volksversammlungen, die Austeiler bei den öffentlichen Kornspenden, die Tempel- und Opferdiener der Priesterkollegien, die Staatskassiere, die Schreiber, die Boten der Magistrate; ein Gefolge von Staatssklaven begleitet jeden Provinzialbeamten oder Feldherrn nach dem Schauplatz seiner Tätigkeit. Die Mittel zur Unterhaltung des Personals flossen in der Hauptsache aus den Staatsdomänen, den Tributen, in Athen der Bundesgenossen, in Rom der Provinzen, von denen Cicero sagt, daß sie sind quasi praedia populi Romani, endlich aus gebührenartigen Abgaben.

Die gleichen Grundzüge zeigt die Wirtschaft der romanischen und germanischen Völker im früheren Mittelalter. Auch hier führt das Bedürfnis des ökonomischen Fort-

10) Natürlich findet sich diese höchst entwickelte Sklavenwirtschaft immer nur bei den Reichsten; aber sie kehrt unter gleichen Verhältnissen überall wieder. So berichtet Ellis in seiner History of Madagascar I, p. 194: When slaves in a family are numerous, some attend to cattle: others are employed in cultivating esculents roots; others collect fuel, and of the femals some are employed in spinning, weaving and making nets, washing and other domestic occupations. — Selbst im Reiche des Muata Jamwo, wo es außer Schmieden keine eigenen Handwerker gegeben zu haben scheint, hatte der Herrscher in seinem Haushalt seine eigenen Musiker, Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler und Köchinnen. Pogge, Im Reiche des M. J., S. 231. 187.

schritts zu einem weiteren Ausbau der geschlossenen Hauswirtschaft, der in jenen großen Hofwirtschaften seinen Ausdruck fand, welche auf dem ausgedehnten Grundbesitze der Könige, des Adels und der Kirche mit Leibeigenen und Hörigen betrieben wurden. Diese Fronhofswirtschaft lehnt sich in den Einzelheiten vielfach an die Ausgestaltung an, welche die Landwirtschaft des römischen Reiches in der späteren Kaiserzeit durch den Kolonat gefunden hatte. Sie hat aber auch manche Ähnlichkeit mit dem konzentrierten Plantagenbetrieb, wie wir ihn aus der letzten Zeit der römischen Republik vorhin geschildert haben. Aber in einem wichtigen Punkte unterscheidet sich diese Entwicklung der arbeitsteiligen Großwirtschaft von der römischen. In Rom verschlingt der große Grundbesitz den kleinen und ersetzt den Arm des Bauern durch den des Sklaven, um diesen später in den Kolonen umzuwandeln. Der wirtschaftliche Fortschritt, der in der großen Oikenwirtschaft liegt, mußte erkauft werden mit der Proletarisierung des freien Bauernstandes. In der Fronhofsverfassung des Mittelalters wird der freie Kleingrundbesitzer zwar dinglich abhängig; aber er wird nicht aus dem Besitze gedrängt; er bewahrt eine gewisse persönliche und wirtschaftliche Selbständigkeit und nimmt zugleich teil an der reicheren Güterversorgung, die im System der geschlossenen Hauswirtschaft der Großbetrieb gewährleistet.

Woher kam das?

Im alten Italien ging der kleine Bauer zugrunde, weil er gewisse öffentliche Lasten, namentlich die Heerespflicht, nicht tragen konnte, weil Kriegs- und Hungersnöte ihn in die Schuldknechtschaft und ins Elend trieben. Im germanisch-romanischen Mittelalter stellte er aus dem gleichen Grunde seine Landstelle unter den großen Grundherrn und empfing von diesem Schutz und Hilfe in der Zeit der Not.

Man wird die mittelalterliche Fronhofsverfassung am besten verstehen, wenn man sich die Wirtschaft eines ganzen

Dorfes als eine Einheit vorstellt, deren Mittelpunkt durch den Herrenhof gebildet wird.[11]) In diesem waltet der kleine Grundherr persönlich, der große durch einen Meier. Das unmittelbar zum Hofe gehörige Salland wird durch dauernd mit ihm verbundene Eigenleute bewirtschaftet, die in den Hofgebäuden Wohnung und Unterhalt empfangen und in vielseitiger landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeitsgliederung für die Produktion, den Haushalt und den persönlichen Dienst der Herrschaft Verwendung finden. Das Salland liegt im Gemenge mit den Landstellen einer größeren oder geringeren Zahl grundhöriger Bauern, von denen jeder seine Hufe selbständig bewirtschaftet, während alle mit dem Hofe den Genuß von Weide, Wald und Wasser gemein haben. Zugleich aber verpflichtet jede

11) Wenn es auch zahlreiche Dörfer gab, deren Bauern verschiedenen Grundherren verpflichtet waren und zahlreiche Fronhöfe, zu welchen Bauernstellen aus verschiedenen Dörfern geschlagen waren, so muß doch der im Texte angenommene Fall als der normale angesehen werden. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß das meiste Quellenmaterial, das wir über diese Dinge besitzen, sich auf den Streubesitz der Klöster bezieht, für welchen die Fronhöfe die Kristallisationspunkte abgaben, während wir für die Gutshöfe der großen und namentlich der kleinen weltlichen Grundherren aus älterer Zeit fast kein Material haben. Bei diesen aber ist unser Fall als der regelmäßige anzusehen, soweit die Dörfer durch Ansetzung von Kolonisten um einen Einzelhof entstanden waren. Für den Zweck unserer Darstellung dürfen wir auch die mancherlei Unterschiede in der rechtlichen Stellung der Zins- und Dienstpflichtigen, namentlich den Unterschied von Hof- und Markhörigen beiseite lassen. Auch die letzteren waren durch das Obereigentum des Herrn an der Allmende in den Wirtschaftsorganismus des Fronhofes hineingezogen. Endlich verkenne ich zwar nicht den Unterschied zwischen der Villenverfassung Karls d. Gr. und der späteren Verwaltungsorganisation der großen Grundherren, meine aber, daß er die Wirtschaft des einzelnen Gutshofes nur an der Oberfläche berührt. Für alles weitere muß auf Maurer, Gesch. der Fronhöfe, Inama-Sternegg, Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland und Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im MA., besonders I, S. 719ff. verwiesen werden. — Ähnliche Verhältnisse im alten Transkaukasien schildert Gogitschayschwili, Das Gewerbe in Georgien, S. 2f.

Bauernstelle ihren Inhaber zur Leistung gewisser Dienste und Naturalzinsen an den Hof. Die Dienste sind anfangs nach Bedürfnis, später nach Zeit bemessene Arbeiten, sei es auf dem Felde zur Saat- und Erntezeit, auf der Wiese, im Weinberg, im Garten, im Walde, sei es in den Werkstätten des Hofes oder im Frauenhause desselben, wo auch die unfreien Mägde mit Spinnen, Weben, Nähen, Backen, Bierbrauen u. dgl. beschäftigt werden. An den Frontagen erhalten die hörigen Arbeiter die Kost auf dem Hofe, wie die Eigenleute. Auch sind sie verpflichtet, die Umzäunung des Hofes und seiner Felder imstande zu halten, für den Hof Wachdienste, Botengänge und Frachtfuhren zu übernehmen. Die an den Hof abzuliefernden Naturalzinse sind teils Landwirtschaftsprodukte wie Getreide aller Art, Wolle, Flachs, Honig, Wachs, Wein, Rindvieh, Schweine, Hühner, Eier, teils zugerichtete Hölzer, die im Markwalde gefällt werden (Brennholz, Bauholz, Weinbergspfähle, Kienspäne, Schindeln, Faßdauben, Reifen), teils gewerbliche Erzeugnisse, wie Wollen- und Leinentuch, Socken, Schuhe, Brot, Bier, Tonnen, Teller, Schüsseln, Becher, Eisen, Kessel, Messer. Das setzt unter den grundhörigen Bauern, wie unter den leibeigenen Knechten der Höfe eine gewisse gewerbliche Spezialisierung voraus, die sich erblich mit den betreffenden Hufen verbinden mußte und die naturgemäß nicht bloß der Wirtschaft des Herrn, sondern auch der Güterversorgung der Hüfner zugute gekommen ist. Zwischen Dienst und Zins stehen gemischte Leistungen, wie das Liefern von Mist aus des Bauern Hofe auf den herrschaftlichen Acker, die Durchwinterung von Vieh, die Bewirtung der Gäste des Fronhofes. Und umgekehrt unterstützt der letztere die Wirtschaft der Bauern durch das Halten des Faselviehes, durch die Herstellung von Fähren, Mühlen, Backöfen, Keltern für den gemeinen Gebrauch,[12])

---

12) Es wird gewöhnlich übersehen, daß die Errichtung dieser Anstalten, die nur bei gemeinsamer Benutzung sich lohnen konnte, ursprüng-

durch den Schutz, den er allen gewährt gegen Gewalttat und Rechtsbruch und durch die Beihilfen, die er bei Mißwachs und sonstiger Notlage aus seinen Vorräten den Bauern zu reichen verpflichtet ist.

Wir haben hier einen kleinen Wirtschaftsorganismus, der sich vollkommen selbst genügt und der, eben weil er die straffe Konzentration der römischen Sklavenwirtschaften vermeidet und die Verwendung unfreier Arbeiter auf das für die Eigenwirtschaft des Grundherrn im engsten Sinne[13]) notwendige Maß beschränkt, imstande ist, der Masse der Fronarbeiter die Führung einer eigenen Landwirtschaft für den Hausgebrauch ihrer Familien und damit eine gewisse persönliche Unabhängigkeit zu sichern. Es ist dies ein ähnlicher Fall kleiner partieller Sonderwirtschaften innerhalb der geschlossenen Hauswirtschaft, wie er — freilich in weit geringerem Umfange — auch innerhalb der südslawischen Zadruga für die einzelnen zu einer Hauskommunion vereinigten Ehepaare vorkommt.[14]) Wo die Hofgenossenschaft mit einer Markgenossenschaft zusammenfällt, ist sie in gewissem Sinne nach außen wirtschaftlich abgeschlossen durch die Bestimmungen, welche die Veräußerung von Grundeigentum und Marknutzungen an Nichtmärker verbieten. Der innere Zusammenschluß wird hergestellt durch ein eigenes Maß und Gewicht, welches aber nicht für die Sicherung des Tauschverkehrs, sondern zur Messung der Naturalabgaben an den Grundherrn dient.

Denn das wird man festhalten müssen: das wirt-

---

lich eine Pflicht des Grundherrn und ein Recht des Bauern bedeutete, während später die Zwangs- und Bannrechte fast nur unter dem finanziellen Gesichtspunkte betrachtet wurden, unter dem sie als Belastung der Bauern und als Recht der Herrn erschienen.

13) Nach Lamprecht I, 782 wären die Ackerfronden der Hörigen auf die Bewirtschaftung der Beunden oder gutsherrlichen Bifänge in der Allmende verwendet worden, während die unfreien Hofknechte nur für die Bewirtschaftung des Sallandes gebraucht wurden.

14) Vgl. Laveleye, Ureigentum, S. 377.

schaftliche Verhältnis zwischen Grundherren und Grundhörigen, so sehr es unter dem allgemeinen Gesichtspunkte von Leistung und Gegenleistung steht, entzieht sich doch vollständig den ökonomischen Kategorien, die aus der Tauschwirtschaft hervorgegangen sind. In dieser Wirtschaft gibt es keine spezielle, sondern nur generelle Entgeltlichkeit, darum auch keinen Preis, keinen Arbeitslohn, keinen Pacht- oder Mietzins, keinen Kapitalprofit, keine Unternehmer und keine Lohnarbeiter. Es sind wirtschaftliche Vorgänge und Erscheinungen eigener Art, denen die historische Nationalökonomie nicht Gewalt antun darf, nachdem sie so oft beklagt hat, daß sie seinerzeit von der Jurisprudenz vergewaltigt worden sind.

In den Händen des Grundherrn sammeln sich die Überschüsse der Fronhofswirtschaft. Es sind durchweg Verbrauchsgüter, welche sich nicht lange aufspeichern, nicht kapitalisieren lassen. Sie werden auf den Krongütern in der Regel so für die Bedürfnisse des Hofhaltes verwendet, daß der König, mit seinem Gefolge von Palatium zu Palatium ziehend, sie direkt als Bedarfsdeckung in Anspruch nimmt; die großen Grundherrschaften der kirchlichen Korporationen und des hohen Adels lassen sie durch einen festgeordneten Transportdienst der Hörigen nach ihren Hauptsitzen befördern, wo sie in der Regel ebenfalls in den Verbrauch übergehen.

Wir haben also in dieser Wirtschaft doch mancherlei Verkehrserscheinungen: Maß und Gewicht, Personen-, Nachrichten- und Gütertransport, Herbergswesen, Übertragung von Gütern und Leistungen; aber allen fehlt das Charakteristische des tauschwirtschaftlichen Verkehrs: der spezielle Rapport jeder einzelnen Leistung mit ihrer Gegenleistung und die freie Selbstbestimmung der miteinander verkehrenden Sonderwirtschaften. Es sind Herrschafts-, aber nicht Vertragsverhältnisse.

Soweit sich nun aber auch durch Eingliederung unfreier oder höriger Arbeit die geschlossene Hauswirtschaft

entwickeln mag, eine völlige, für alle Fälle ausreichende Anpassung an das menschliche Bedarfsleben wird sie nicht erreichen, nicht einmal in ihren höchsten Ausgestaltungen, geschweige denn in ihren schwächeren Bildungen. Hier werden Lücken der Bedarfsdeckung bleiben; dort werden Überschüsse auftreten, die in der Wirtschaft, in welcher sie entstanden sind, nicht verbraucht, stehende Produktionsmittel, qualifizierte Arbeitskräfte, die in ihr nicht völlig ausgenutzt werden können.

Daraus entspringen wieder neue Verkehrsvorgänge eigener Art. Der Wirt, dem die Ernte mißraten ist, leiht von dem Nachbar Korn und Stroh bis zur nächsten Ernte, wo er den gleichen Betrag wiedergibt.[15]) Wer durch Brand oder Viehsterben heimgesucht ist, wird von den anderen unterstützt mit der stillen Voraussetzung, daß er ihnen im gleichen Falle die gleiche Liebe erweisen werde. Wer einen Sklaven von besonderer Geschicklichkeit hat, leiht ihn dem Nachbar zur Aushilfe, wobei er von diesem beköstigt wird, in ähnlicher Weise, wie man von dem andern ein Pferd, eine Pfanne oder Leiter entlehnt. Wer eine Kelter besitzt, eine Malzdarre, einen Backofen, gestattet dem ärmeren Dorfgenossen zeitweilig die Mitbenutzung, wogegen dieser ihm bei Gelegenheit einen Rechen schnitzt, beim Schafscheren aushilft oder eine Botschaft besorgt. Es ist ein wechselseitiges Aushelfen; niemand wird solche Vorgänge unter die Kategorie des Tausches einreihen wollen.[16])

Endlich aber treten auch eigentliche Tauschhandlungen auf. Den Übergang bilden Vorgänge wie die folgenden: der Sklavenherr überläßt dem Nachbar zeitweise seinen unfreien Weber oder Zimmermann und empfängt dafür ein

15) Schon Hesiod singt (Werke und Tage 349ff; vgl. 396ff.):
„Laß gut messen vom Nachbar, und gib's ihm reichlich gemessen
Heim im selbigen Maß, ja besser noch, wenn du es tun kannst,
Daß du in Zeiten der Not auch später das Nötige findest."

16) Vgl. Plautus' Aulul. I, 2, 17: Cultrum, securim, pistillum, mortarium, quae utenda vasa semper vicini rogant.

Quantum Wein oder Holz, an dem der Nachbar Überfluß hat. Oder der unfreie Schuster oder Schneider wird von der Fronhofsverwaltung, die seine Arbeitskraft nicht voll ausnutzen kann, auf einer Landstelle angesetzt unter der Bedingung, jährlich eine bestimmte Zahl Tage auf dem Hofe zu arbeiten. In Zeiten, wo er keine Frontage zu leisten und auch in der eigenen Wirtschaft nicht viel zu tun hat, läßt er seinen hörigen Genossen in den Bauernhäusern seine Kunst zugute kommen, empfängt dort die Kost und darüber ein Quantum Brot oder Speck für die Seinen. War er früher bloß der Knecht des Herrenhofes, so wird er jetzt reihum der Knecht aller, aber für jeden nur eine kurze Zeit.[17]) Früh auch stellt sich der eigentliche Naturaltausch zur gegenseitigen Ausgleichung von Mangel und Überfluß ein: Korn um Wein, ein Pferd um Getreide, ein Stück Leinentuch um ein Quantum Salz. Dieser Tauschverkehr wird zur Notwendigkeit bei beschränktem Vorkommen mancher Naturgaben und örtlich gebundener Produktion vielbegehrter Güter; ja er kann einen ziemlich beträchtlichen Umfang annehmen, wenn die einzelne Hauswirtschaft klein, die natürliche Ausstattung benachbarter Gebiete auffallend ungleich ist.[18]) Bestimmte Artikel dieses Verkehres werden in oft geschilderter Weise zu allgemeinen Tauschmitteln: Pelze, Wollenzeug, Matten, Vieh, Schmuckgegenstände, endlich Edelmetall. Es entsteht das Geld; die Märkte, der Wanderhandel treten auf; es zeigen sich die Keime des entgeltlichen Kreditverkehrs.

---

17 Über die entsprechenden Verhältnisse in Griechenland und Rom vgl. meine Ausführungen im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", 2. Aufl. IV, S. 369. 370 f.

18) Diesem Umstande ist der verhältnismäßig reich entwickelte Wochenmarktverkehr des alten Griechenland und der heutigen Negerländer zuzuschreiben; in Ozeanien ruft die verschiedene natürliche Ausstattung der kleinen Inseln und die ungleiche Entwicklung des Hauswerks bei ihren Bewohnern sogar stellenweise einen lebhaften Seeverkehr hervor. Ähnlich ist der vielberufene „Seehandel" der Mittelmeervölker im Altertum zu beurteilen.

Aber dies alles berührt die geschlossene Hauswirtschaft nur an der Oberfläche, und so wenig uns auch die seitherige Literatur über die ältere Geschichte des Handels und der Märkte an eine richtige Schätzung dieser Dinge gewöhnt hat, so wird doch aufs entschiedenste betont werden müssen, daß weder bei den antiken Völkern noch im früheren Mittelalter die Gegenstände des täglichen Bedarfs einem regelmäßigen Austausch unterlagen. Seltene Naturprodukte und vereinzelt auch gewerbliche Erzeugnisse von hohem spezifischen Wert bilden die wenigen Handelsartikel. Gehen solche in den allgemeinen Konsum über, wie im Altertum Bernstein, Metallgeräte, keramische Erzeugnisse, Gewürze und Salben, im Mittelalter Wein, Salz, getrocknete Fische, Wollenzeug, so werden auch Wirtschaften auftreten müssen, welche eine Überschußproduktion in diesen Dingen sich zur Aufgabe machen, und das wird die weitere Folge haben, daß die anderen Wirtschaften die Tauschäquivalente jener Artikel in einer den Eigenbedarf übersteigenden Menge hervorbringen, wie die Nordländer ihre Pelze und ihr Wadhmâl und die heutigen Afrikaner ihre Rinden- und Baumwollstoffe, ihre Kolanüsse und Salzscheiben. Wo die Bevölkerung in städtischen Mittelpunkten sich verdichtet, kann sogar ein lebhafter Marktverkehr in Lebensmitteln Platz greifen, wie im klassischen Altertum und heute in manchen Negerländern. Ja, es ist selbst ein berufsmäßiger Gewerbe- und Handelsbetrieb in gewissem Umfange möglich.

Aber die innere Struktur des Wirtschaftslebens wird dadurch nicht berührt. Anstoß und Richtung empfängt jede Einzelwirtschaft nach wie vor durch den Eigenbedarf ihrer Angehörigen; was sie zur Befriedigung desselben selbst erzeugen kann, muß sie hervorbringen. Ihr einziger Regulator ist der Gebrauchswert. „Der Landwirt taugt nichts“, sagt der ältere Plinius, „der da kauft, was eigene Wirtschaft ihm gewähren kann“, und dieser Grundsatz ist noch viele Jahrhunderte nachher in Geltung geblieben.

Man darf sich durch die Tatsache anscheinend reichlichen Geldgebrauches in frühen historischen Perioden an der richtigen Auffassung dieser Wirtschaftsstufe nicht irremachen lassen. Geld ist nicht bloß Tauschmittel, sondern auch Wertmaß, Zahlmittel und Mittel der Wertaufbewahrung. Zahlungen aber ergeben sich massenhaft auch abseiten des Tausches (Geldbußen, Tribute, Sporteln, Steuern, Entschädigungen, Ehren- und Gastgeschenke) und werden ursprünglich in Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft (Getreide, getrocknetes Fleisch, Gewebe, Salz, Vieh, Sklaven) geleistet, die sofort in den Haushalt des Empfängers übergehen. Dementsprechend zirkulieren alle älteren Geldarten, lange Zeit selbst das Edelmetall, in der Gebrauchsform, in der sie von der einzelnen Wirtschaft ebensowohl zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung als zum tauschmäßigen Erwerb anderer Gebrauchsgüter verwendet werden können. Wo sie besonders wertbeständig sind, dienen sie in hervorragendem Maße der Schatzbildung. Dies gilt namentlich vom Edelmetall, das in günstigen Zeiten ebenso rasch die Form roher Prunkgeräte annahm, als es sie in ungünstigen wieder verlor. Daß endlich der Wertmesserdienst durch das Metallgeld versehen werden kann, auch wenn tatsächlich die Umsätze in anderen Gütern erfolgen, zeigt der Gebrauch des Uten im alten Ägypten, eines gewundenen Stücks Kupferdraht, nach dem die Preise bestimmt wurden, während die Zahlungen selbst in den verschiedenartigsten Bedarfsartikeln erfolgten.[19]) Das gleiche ergibt sich aus den zahlreichen mittelalterlichen Urkunden, in denen — weit über den hier ins Auge gefaßten Zeitraum hinaus — die Preise zum Teil in Geld, zum Teil in Pferden, Hunden, Wein, Getreide u. dgl. festgesetzt sind, oder wo es dem Käufer freigestellt wird, eine Geldsumme zu zahlen, „womit er kann“ (in quo potuerit).

---

19) Erman, Ägypten u. ägypt. Leben im Altertum, S. 179. 657. So noch heute unter ähnlichen Verhältnissen. Buchner, Kamerun, S. 93.

Wenn man im französischen Wirtschaftsleben des elften Jahrhunderts nur im Notfalle kaufte,[20] so gilt das in der Hauptsache auch vom Verkaufe. Der Tausch ist ein der geschlossenen Hauswirtschaft fremdes Element, dessen Eindringen sie so lange und so zäh als möglich Widerstand entgegengesetzt. Der Kauf ist regelmäßig Barkauf, an feierliche, schwerfällige Formen gebunden. Das älteste römische Stadtrecht schreibt vor, daß er vor fünf mannbaren römischen Bürgern als Zeugen stattzufinden hat: dem Verkäufer wird das Rohkupfer, in welchem der Preis besteht, durch einen gelernten Wagmeister (libripens) zugewogen; der Käufer ergreift mit solennen Worten von der gekauften Sache Besitz. Man halte damit zusammen die umständliche Symbolik des alten deutschen Verkehrsrechts, und man wird sich leicht überzeugen, daß in der Wirtschaftsepoche, welche diesen starren Rechtsformalismus geschaffen hat, Kauf und Verkauf, Pacht und Miete nicht Geschäfte des täglichen Lebens sein konnten. In die innere Ordnung der Einzelwirtschaft drang demgemäß auch der Tauschwert nicht bestimmend ein; diese kannte nur Bedarfsproduktion und, wo solche nicht ausreichte, das Geschenk, welches in der Erwartung eines Gegengeschenkes gegeben wird, das Leihen von Gerät und Werkzeug, nötigenfalls auch den Raub. Die Ausbildung der Gastfreundschaft, die Legitimierung des Bettelns, die Verbindung des Nomadenlebens und des ältesten Seehandels mit dem Raub, die Verbreitung des Feld- und Viehdiebstahls sind darum gewöhnliche Begleiterscheinungen der geschlossenen Hauswirtschaft.

Nach dem Gesagten wird es klar geworden sein, daß bei dieser Art der Bedürfnisbefriedigung die wesentlichen wirtschaftlichen Erscheinungen sich verschieden gestalten müssen von den Erscheinungen der modernen Volkswirt-

20) Lamprecht, Französ. Wirtschaftsleben, S. 132. Vgl. auch dessen Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, II, S. 374 ff.

schaft. Bedürfnis, Arbeit, Produktion, Produktionsmittel, Produkt, Gebrauchsvorrat, Gebrauchswert, Konsumtion: das sind die wenigen Begriffe, die im regulären Gang der Dinge den ökonomischen Erscheinungskreis erschöpfen. Es gibt keine volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und darum keine Berufsstände, keine Unternehmungen, kein Kapital im Sinne eines nur dem Erwerb dienenden Gütervorrats. Will man den Ausdruck Kapital nach verbreiteter Übung auf Produktionsmittel schlechthin anwenden, so muß man ihn jedenfalls auf Werkzeuge und Geräte (das sog. stehende Kapital) beschränken. Was man in der neueren Theorie als umlaufendes Kapital zu bezeichnen pflegt, ist in der geschlossenen Hauswirtschaft lediglich Gebrauchsvermögen, das der Genußreife entgegengeht: unfertiges oder halbfertiges Produkt. Es gibt im regelmäßigen Verlauf der Wirtschaft auch keine Waren, keinen Preis, keinen Güterumlauf, keine Einkommensverteilung und demgemäß keinen Arbeitslohn, keinen Unternehmergewinn, keinen Zins als besondere Einkommensarten.[21]) Nur die Grundrente beginnt bereits sich aus dem Bodenertrage abzuscheiden, erscheint aber noch nirgends rein, sondern mit anderen Einkommenselementen vermischt.

Vielleicht ist es aber unangebracht, auf dieser Stufe überhaupt von Einkommen zu sprechen. Was wir Einkommen nennen, ist normaler Weise ein Ergebnis des Ver-

21) Für die meisten hier angeführten Begriffe fehlt es in der griechischen und lateinischen Sprache an Ausdrücken. Sie müssen entweder umschrieben oder mit sehr allgemeinen Worten bezeichnet werden. Das gilt zunächst schon von dem Begriff Einkommen. Das lateinische reditus bezeichnet das, was vom Acker zurückkommt. Einer ähnlichen Übertragung bedient sich Tacitus Ann. IV, 6. 3, wenn er die Staatseinkünfte als fructus publici bezeichnet. Man vergleiche damit die zahlreichen, fein unterscheidenden Ausdrücke für den Begriff Vermögen! Merces heißt sowohl Lohn als Pachtzins, Mietzins, Kapitalzins, Preis. Ähnlich das griechische μισθός. Für die Ausdrücke Beruf, Geschäft, Unternehmung, Gewerbe haben beide klassische Sprachen nichts Entsprechendes.

kehrs; in der geschlossenen Hauswirtschaft ist es die Summe der Gebrauchsgüter, welche aus der Wirtschaft selbst hervorgehen, der gesamte Wirtschaftsertrag des Hausherrn. Dieser Ertrag läßt sich aber von seinem Vermögen um so weniger abscheiden, je mehr die Abhängigkeit der Wirtschaft von elementaren Zufällen das Ansammeln von Vorräten gebietet. Einkommen und Vermögen bilden eine ununterscheidbare Masse, von der fortwährend ein Teil in der Aufwärtsbewegung zur Genußreife, ein anderer in der Abwärtsbewegung zum Verbrauch sich befindet, während ein dritter in Kasten und Truhe, in Keller und Speicher als eine Art Versicherungsfonds lagert.

Zu dem letzteren gehört auch das Geld. Soweit es im Tausche gebraucht wird, ist es für den Empfänger in der Regel nicht vorläufiger, sondern definitiver Gegenwert. Seine Hauptrolle spielt es nicht auf dem Boden der Tauschvermittlung, sondern auf dem der Wertaufbewahrung, der Wertmessung und Wertübertragung. Darlehen von einer Wirtschaft an die andere finden zwar statt; aber sie sind in der Regel unverzinslich und dienen konsumtiven Zwecken. Der Produktivkredit verträgt sich mit dieser Wirtschaftsweise nicht. Wo sich das verzinsliche Gelddarlehen eindrängt, erscheint es als etwas Unnatürliches und zieht, wie man aus der griechischen und römischen Geschichte weiß, das Verderben des Schuldners nach sich. Das kanonische Zinsverbot entsprang darum nicht moraltheologischer Beliebung, sondern ökonomischer Notwendigkeit.

Wo sich eine direkte Staatssteuer ausgebildet hat, ist es regelmäßig eine Vermögenssteuer, meist von grundsteuerartigem Charakter. So die athenische εἰσφορά, das römische tributum civium, der mittelalterliche Schoß oder die Bede. Daneben werden unmittelbare Leistungen aus dem Vermögen des einzelnen an Staat und Gemeinde (Stellung von Schiffen, Veranstaltung von Festen und Bewirtungen: Leiturgien) in Anspruch genommen. Die Idee der Einkommensbesteuerung, so naturgemäß und selbst-

8*

verständlich sie uns erscheint, würde für unsere Vorfahren schlechterdings unfaßbar gewesen sein.

2. Die Stadtwirtschaft.

Die geschlossene Hauswirtschaft wird durch eine Jahrhunderte dauernde Umbildung übergeführt in die Wirtschaft des direkten Austausches: an die Stelle der reinen Eigenproduktion tritt die Kundenproduktion. Wir haben diese Entwicklungsstufe als Stadtwirtschaft bezeichnet, weil sie durch die mittelalterlichen Städte in den deutschen und romanischen Ländern in typischer Weise zum Ausdruck gebracht wird. Es darf aber dabei nicht übersehen werden, daß sich auch bereits im Altertum Ansätze dieser Entwicklung nachweisen lassen.[22])

Der Übergang zu dieser Wirtschaft zeigt sich noch auf der Stufe der Hauswirtschaft darin, daß die auf den Anbau des Bodens gegründete Einzelwirtschaft einen Teil ihrer Selbständigkeit verliert, indem sie nicht mehr imstande ist, ihren gesamten Güterbedarf mit eigenen Kräften zu erzeugen, und dauernd und regelmäßig der Ergänzung aus fremder Arbeit bedarf. Es bilden sich aber nicht sofort vom Boden losgelöste Wirtschaften, deren Träger etwa die industrielle Veredelung von Stoffen für andere oder die berufsmäßige Leistung von Diensten oder die Besorgung des Austausches zur ausschließlichen Erwerbsquelle machen. Vielmehr sucht nach wie vor ein jeder Wirt soweit als möglich dem Boden seinen Unterhalt abzugewinnen; hat er darüber hinaus Bedürfnisse, so benutzt er eine besondere Geschicklichkeit seiner Hand oder einen Produktionsvorteil seines Wohnorts, der in Feld, Wald oder Wasser ihm entgegentritt, um ein spezielles Erzeugnis im Überfluß hervorzubringen: der eine Getreide, der andere Wein, der dritte Salz, der vierte Fische, ein fünfter Leinwand oder ein sonstiges Produkt des Hausfleißes. Auf

22) Vgl. unten Vortrag X.

diese Weise entstehen einseitig entwickelte Sonderwirtschaften, welche auf den regelmäßigen gegenseitigen Austausch ihrer Überschußprodukte angewiesen sind. Solcher Austausch bedarf zunächst nicht eines organisierten Handels. Wohl aber bedarf er leichterer Verkehrsformen, als sie das ältere Recht bot, und diese liefert die Ausbildung des Marktwesens, welche in der Hauptsache noch auf dem Boden der Hauswirtschaft sich vollzieht.

Markt ist das Zusammentreffen zahlreicher Käufer und Verkäufer an einem bestimmten Orte zu bestimmter Zeit. Mag derselbe sich an Kultfeste und Volksversammlungen anschließen, mag er der günstigen Verkehrslage folgen, immer ist er eine Gelegenheit, wo Produzent und Konsument mit ihren entgegengesetzten Tauschbedürfnissen einander gegenübertreten, und er ist das in der Hauptsache bis auf den heutigen Tag geblieben. Markt und stehender Handel schließen einander aus. Wo es einen Berufsstand von Kaufleuten gibt, braucht man keine Märkte; wo es Märkte gibt, braucht man keine Kaufleute. Nur da, wo ein Land begehrte Erzeugnisse nicht selbst hervorbringt und diese aus dem Auslande herzugeführt werden müssen, wird sich schon auf der Stufe der Hauswirtschaft dafür ein eigener Berufsstand bilden, der Aufkauf, Transport und Vertrieb jener Waren in seiner Hand vereinigt, für den letzteren aber ebenfalls und fast ausschließlich die Verkehrsgelegenheit der Märkte benutzt. So im griechisch-römischen Altertum und im frühern Mittelalter.

Was hat nun die Stadt an diesem Zustande geändert, und worin besteht die Wirtschaftsordnung, die wir als geschlossene Stadtwirtschaft bezeichnet haben?

Die mittelalterliche Stadt ist in erster Linie eine Burg, d. h. ein mit Mauer und Graben befestigter Ort, der den Bewohnern der umliegenden offenen Landorte als Zuflucht dient. Jede Stadt setzt also einen Schutzverband voraus, der die ländlichen Ansiedelungen eines engeren oder weiteren Umkreises zu einer Art militärischer Ge-

meinschaft mit bestimmten Rechten und Pflichten zusammenfügt. Alle diesem Verbande angehörenden Orte haben die Verpflichtung, die Befestigungswerke der Stadt durch gemeinsame Arbeits- und Gespannleistungen zu unterhalten und im Kriegsfalle mit gewaffneter Hand zu verteidigen. Sie haben dafür das Recht, sich mit Weib und Kind, mit Vieh und Fahrhabe, so oft es not tut, hinter den Mauern zu bergen. Dieses Recht heißt **Burgrecht**, und der es genießt, ist ein Burger (burgensis).

Anfangs sind die dauernden Einwohner der Stadt auch hinsichtlich ihrer Beschäftigung in keiner Weise von den Bewohnern der Landorte unterschieden. Sie treiben Landwirtschaft und Viehzucht wie diese; sie nutzen Wald und Wasser und Weide gemeinsam; ihre Wohnungen sind, wie noch heute an der baulichen Anlage vieler alten Städte zu ersehen, Bauernhöfe mit Scheunen und Stallungen und weiten Hofräumen dazwischen. Aber ihr Gemeindeleben erschöpft sich nicht in der Regelung der Allmendnutzung und in den sonstigen landwirtschaftlichen Interessen. Sie sind ja sozusagen als eine stehende Besatzung in die Burg gelegt und haben reihum auf Türmen und Toren den täglichen Wachdienst zu versehen. Wer in der Stadt sich dauernd niederlassen will, muß darum nicht bloß Grundeigentum (zum mindesten ein Haus) besitzen, er muß auch mit Wehr und Harnisch gerüstet sein.

Der Wachdienst und die durch das Burgrecht gebotene Weitläufigkeit der Stadtanlagen erforderten eine größere Menschenzahl, und bald reichte die Feldmark nicht mehr aus, sie zu ernähren. Hier trat nun die vorhin beschriebene einseitige Fortbildung der Hauswirtschaften ins Mittel: die Stadt wurde der Sitz der Gewerbe und zugleich der Märkte; auf diesen setzte der Bauer vom Lande auch fernerhin noch seine Überschüsse ab und erwarb dafür von dem Stadtbewohner, was er nicht mehr selbst erzeugen konnte, was aber dieser jetzt ausschließlich oder fast ausschließlich hervorbrachte: Industrieprodukte.

Das Burgrecht erfuhr infolgedessen eine Erweiterung. Alle, welche es genossen, hatten Markt- und Zollfreiheit in der Stadt. Das Recht des freien Kaufs und Verkaufs auf dem städtischen Markte ist also ursprünglich ein Ausfluß des Burgrechtes. Damit ist aus dem militärischen Schutzverband eine territoriale Wirtschaftsgemeinschaft geworden, welche auf gegenseitigem direkten Austausche landwirtschaftlicher und gewerblicher Produkte zwischen den jedesmaligen Erzeugern und Verbrauchern beruht.

Alle Besucher eines Marktes erfreuten sich — zweifellos schon in der vorstädtischen Periode — auf dem Hin- und Rückwege eines besonders kräftigen königlichen Schutzes, der sich auch auf den Markt selbst und den ganzen Marktort ausdehnte. Dieser Marktfrieden hatte die Wirkung, daß die Marktleute für die Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt gegen gerichtliche Verfolgung wegen früher entstandener Schuldforderungen sichergestellt, und daß Schädigungen, die ihnen an Leib und Gut zugefügt wurden, als qualifizierte Friedensbrüche mit doppelter Strafe bedroht wurden. Die Marktleute heißen allgemein Kaufleute, mercatores, negotiatores, emptores.[23])

23) Die neuere Literatur über die Entstehung der deutschen Städteverfassung hat die sehr weite Bedeutung des Wortes Kaufmann übersehen, und die zahllosen Städte, welche auf dem Boden des Deutschen Reiches gegen Ende des Mittelalters bestanden, von Köln und Augsburg bis Medebach und Radolfzell, mit Kaufleuten im modernen Sinne, also einem berufsmäßig entwickelten Stande von Händlern bevölkert, die man sich in der Regel noch als Großhändler vorzustellen pflegt. Die ganze Wirtschaftsgeschichte empört sich gegen diese Auffassung. Womit haben denn diese Leute gehandelt und womit haben sie ihre Waren bezahlt? Und erst der Sprachgebrauch! Das hervorstechendste Merkmal des Berufs-Kaufmanns in seinem Verhältnis zum Publikum ist nicht seine Gewohnheit, zu kaufen, sondern zu verkaufen. Und doch ist der mittelalterliche „Kaufmann" nach dem Kaufen benannt. Urkunden Ottos III. für Dortmund von 990 und 1000 sprechen von den emptores Trotmanniae, deren Recht (gleich dem von Köln und Mainz) für andere Städte als Muster gelten soll, in demselben Zusammenhang wie andere Urkunden von den mercatores oder negotiatores. Wenn 1075 der

Da die Bewohner der Stadt selbst vorzugsweise darauf angewiesen waren, auf dem Markte zu kaufen und zu verkaufen, so heftete sich der Name der Markt- oder Kaufleute in dem Maße mehr an sie an, als die Bedeutung des Marktes für ihren Nahrungszustand zunahm. In demselben Maße aber dehnte sich das Zufuhr- und Absatzgebiet dieses Marktes weiter in das Land hinein aus. Es fiel nun nicht mehr mit dem Burgrechtsverband zusammen, dessen Bedeutung für die Landbevölkerung ohnehin mit der wachsenden Sicherheit des ganzen Landes gegen äußere Einfälle sich hatte abschwächen müssen. Auf der andern Seite wurde mit der Zunahme der Gewerbe die ganze Stadt, nicht bloß der ursprünglich allein dafür bestimmte abgegrenzte Raum, zum Markte; der Marktfrieden wurde zum Stadtfrieden, und zur Aufrechterhaltung des letzteren wurde die Stadt als besonderer Gerichtsbezirk aus dem Landrechtsverbande ausgeschieden. Es bildete sich der Grundsatz: „Städtische Luft macht frei", und damit entstand eine sozialrechtliche Kluft zwischen Bürger und Bauer, die man im XIII. und XIV. Jahrhundert vergebens durch das Aus- und Pfahlbürgertum zu überbrücken suchte. Der Name **Bürger** beschränkte sich schließlich auf die ansässigen Glieder der Stadtgemeinde, und die Zeit gab diesem Namen einen rechtlichen und sittlichen Inhalt, in welchem die Staatsidee der alten Hellenen wieder lebendig geworden zu sein schien.

Uns darf hier weder die Entwicklung der Stadtver-

Abt von Reichenau mit einem Federstrich die Bauern von Allensbach und ihre Nachkommen in Kaufleute verwandeln kann (ut ipsi et eorum posteri sint mercatores), so ist keine Interpretationskunst der Welt imstande, das zu erklären, wenn man an den berufsmäßigen Händler denkt. Dennoch fällt Sieveking, Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte II (1904), S. 191ff. in diesen alten Irrtum zurück. Er übersieht, daß in den Quellen unter dem „Kaufmann" jeder, der mit seiner Ware zu Markte stand; verstanden wurde, einerlei, ob Bürger oder Bauer, Handwerker oder Händler, ja daß auch derjenige, welcher als Einkäufer den Markt besucht, dem Mittelalter als „Kaufmann" gilt.

fassung mit ihrer genossenschaftlich abgestuften Selbstverwaltung noch die politische Machtstellung weiter beschäftigen, zu welcher die Städte in Deutschland, Frankreich und Italien im späteren Mittelalter gelangten. Wir haben es nur mit der ausgereiften wirtschaftlichen Organisation zu tun, deren Kernpunkte diese Städte bildeten.

Wenn wir eine Karte des alten Deutschen Reiches zur Hand nehmen und auf ihr die Orte bezeichnen, welchen bis zu Ende des Mittelalters Stadtrecht verliehen worden ist (es mögen ihrer etwa 3000 sein), so erblicken wir das ganze Land in Abständen von durchschnittlich 4—5 Wegstunden im Süden und Westen, von 6—8 Stunden im Norden und Osten mit Städten übersäet. Nicht alle haben gleiche Bedeutung gehabt; aber alle waren doch zu ihrer Zeit (oder bemühten sich wenigstens zu sein) die Mittelpunkte territorialer Wirtschaftsgebiete, welche ebenso ein für sich abgeschlossenes Leben führten wie früher der Fronhof. Um von der Größe dieser Gebiete eine Vorstellung zu gewinnen, denken wir uns das gesamte Territorium gleichmäßig auf die vorhandenen Stadtrechte verteilt. Es kommen dann im Südwesten von Deutschland durchschnittlich 2—2½ Quadratmeilen auf eine Stadt, im mittleren und nordwestlichen Deutschland 3—4, im östlichen 5—8. Stellen wir uns die Stadt immer im Mittelpunkte eines solchen Gebietsabschnitts vor, so überzeugen wir uns, daß fast überall in Deutschland der Bauer aus der entferntesten ländlichen Niederlassung den städtischen Markt in einem Tage erreichen und am Abend wieder daheim sein konnte.[24])

24) Obwohl seit dem Mittelalter manche Orte ihr Stadtrecht veroren, andere dasselbe neu gewonnen haben, so gibt doch die Zahl der Orte, welche heute noch den Namen Stadt führen, eine ungefähr richtige Vorstellung. Im Durchschnitt kommen gegenwärtig auf eine Stadt Quadratkilometer: in Baden 132, in Württemberg 134, in Elsaß-Lothringen 137, in Hessen 118, im Königr. Sachsen 105, in Hessen-Nassau 145, in der Rheinprovinz 193, in Westfalen 196, in der Provinz Sachsen 175, in Brandenburg 291, im Königr. Bayern 328, in

Das ganze städtische Marktrecht, wie es in älterer Zeit die Stadtherren, später die Stadträte geregelt haben, läuft auf die beiden Grundsätze hinaus, daß, soweit als irgend möglich, öffentlich und aus erster Hand gekauft werden müsse, und daß alles, was in der Stadt selbst produziert werden könne, darin auch produziert werden solle. Der Handel mit einheimischen Industrieprodukten war jedermann, auch den Handwerkern selbst, untersagt; für die auswärtige Zufuhr war er nur dann gestattet, wenn sie bereits zu Markte gestanden hatte und unverkauft geblieben war. Das Ziel war immer die reichliche und preiswürdige Versorgung der einheimischen Konsumenten und die volle Befriedigung der fremden Kunden des städtischen Gewerbes.

Zufuhr- und Absatzgebiet des städtischen Marktes fielen zusammen. Die Bewohner der Landschaft brachten Lebensmittel und Rohstoffe herein und kauften für den Erlös die Arbeit des städtischen Handwerkers, entweder unmittelbar in Gestalt des Lohnwerks oder mittelbar in Gestalt fertiger Produkte, die vorher stückweise bestellt oder auf dem offenen Markte am Stande des Preiswerkers entnommen wurden. Bürger und Bauer standen so in einem gegenseitigen Kundenverhältnis: was der eine erzeugte, brauchte immer wieder der andere, und ein großer Teil dieses Wechselverkehrs vollzog sich ohne das Dazwischentreten des Geldes, oder so, daß das Geld nur zur Ausgleichung der Wertunterschiede herangezogen wurde.

Das städtische Handwerk hatte ein ausschließliches Absatzrecht auf dem Markte. Handwerksprodukte aus fremden Städten wurden nur dann zugelassen, wenn das

Hannover 341, in Schleswig-Holstein 350, in Pommern 412, in Westpreußen 473 und in Ostpreußen 552. — Das Stadtgründungsfieber, das im Mittelalter bei vielen Territorialherren beobachtet werden kann, hat lebensunfähige Städte genug ins Dasein gerufen. Bekanntlich verbietet der Sachsenspiegel: „Man enmuz cheinen markt buwen deme andern einer mîle nah." Weiske III, 66 § 1.

betreffende Gewerbe in der Stadt keine Vertreter hatte. Sie pflegten von den auswärtigen Erzeugern an den Jahrmärkten zum Verkauf gebracht zu werden, und an dieser einen Stelle greifen wohl die verschiedenen städtischen Marktgebiete in einander über. Aber, was das wesentliche ist: der direkte Absatz des Produzenten an den Konsumenten ist auch hier gewahrt, und es sind Ausnahmefälle. War ein Gewerbe in der Stadt nicht vertreten, das seinen Mann dort hätte nähren können, so berief der Rat einen geschickten Meister von außen und bewog ihn durch Steuererlaß und andere Vorteile zur Ansiedlung. Brauchte er größeres Anlagekapital, so trat die Stadtgemeinde selbst ins Mittel, baute Werkstätten und Verkaufsläden, legte Mühlen, Schleifwerke, Tuchrahmen, Bleichen, Färbehäuser, Walkmühlen u. dgl. auf ihre Kosten an — alles in der Absicht, möglichste Vielseitigkeit der Bedarfsdeckung durch einheimische Produktion zu gewährleisten.

Mußte an sich schon der direkte Verkehr des Handwerkers mit dem Verbraucher seiner Erzeugnisse das Gefühl der persönlichen Verantwortung in dem ersteren rege erhalten, so suchte man dieses ethische Moment doch noch durch besondere Maßnahmen zu stärken. Das Handwerk ist ein Amt, das zum allgemeinen Besten verwaltet werden muß. Der Meister soll „gerechte" Arbeit liefern. Soweit der Handwerker den Kunden noch mit seiner persönlichen Arbeitskraft zur Verfügung steht, setzt man ihm eine Taxe für das, was er auf der Stör an Taglohn und Kost beanspruchen darf. Wo ihm der Rohstoff vom Besteller ins Haus gegeben wird (z. B. bei Kannengießern das Zinn, bei Goldschmieden das Silber und Gold, bei Webern das Garn), sorgt man, daß er nicht verfälscht werde. Wo dagegen der Handwerksmann den Stoff liefert, sind öffentliche Verkaufsstellen auf dem Markte, um die Kirchen, an den Toren, in einzelnen Straßen errichtet, die oft auch als Werkstätten dienen (Brottische, Fleischbänke, Gewandhäuser, Tuchgaden, Kürschnerlauben, Schuhbänke usw.). Es

ist Marktregel, daß die Verkäufer desselben Produktes nebeneinander in gegenseitigem offenen Wettbewerb und unter der Überwachung der Marktmeister und Schaubeamten feilhalten, und diese Regel dehnt sich auch insofern auf die Handwerker aus, welche bloß in ihren Häusern auf Bestellung arbeiten, als sie meist in der gleichen Straße nebeneinander wohnen. Manche Städte haben bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an diesen Zustand in den Namen ihrer Straßen erhalten (Schuster-, Gerber-, Weber-, Böttcher-, Fleischer-, Fischergassen), von denen viele direkt auf den alten Marktplatz ausmünden. So erschien auch äußerlich der größte Teil der Stadt oder gar diese im ganzen als *ein* großer Markt. Daß außerdem die vielfachen Vorschriften über den zu verwendenden Rohstoff, das Arbeitsverfahren, die Länge und Breite der Tücher und direkte Preisregulierung zum Schutze des Konsumenten dienen mußten, ist bekannt.

Wie der städtische Produzent in Stadt und Bannmeile ein ausschließliches Absatzrecht für seine Handwerksarbeit, so hat der städtische Konsument innerhalb dieses Gebietes ein ausschließliches Kaufrecht auf die fremde Zufuhr. Das letztere kann freilich nur Wirkung haben, wenn die Zufuhr auch wirklich zu Markte kommt und hier die gehörige Zeit feilsteht. Damit dies geschieht, ist das Stapelrecht eingeführt, der Vorkauf in den Landorten oder vor den Stadttoren verboten, der Verkauf an Wiederverkäufer, Handwerker und Fremde nur gestattet, nachdem die Konsumenten befriedigt sind, und auch hier gewöhnlich mit der Einschränkung, daß den letzteren auf Verlangen Anteil gegeben werden muß, endlich die Wiederausfuhr einmal eingebrachter Marktgüter untersagt oder nur nach dreitägigem vergeblichen Feilhalten gestattet.

Immer aber waltet gegen den *fremden Verkäufer* ein tiefgewurzeltes Mißtrauen ob. Diesem verdankt die eigentümliche Art der Tauschvermittlung durch obrigkeitliche Unterkäufer, Messer und Wieger ihr Dasein.

Heute kontrolliert der Staat durch Eiche und polizeiliche Revisionen Maß und Gewicht und überläßt es den Tauschlustigen selbst, sich gegenseitig zu finden. Im Mittelalter fehlten die technischen Mittel zur Herstellung vollkommener Maße und zu deren Sicherung. Wurden doch gewöhnliche Feldsteine (auf der Frankfurter Messe sogar Holzklötze noch im XV. Jahrh.) als Gewichte benutzt. Um dennoch eine sichere Bestimmung der ausgetauschten Gütermengen zu erzielen, entzog man den Beteiligten die Handhabung der Maße und legte sie in die Hände besonderer Beamten, die bei jedem Verkaufe eines Fremden herangezogen werden mußten. Das Amt dieser Unterkäufer war es, Käufer und Verkäufer zusammenzubringen, bei der Preisbestimmung zu vermitteln, die Ware auf etwaige Fehler zu prüfen, dem Käufer auszusuchen, soviel er gekauft hatte, und für die richtige Lieferung besorgt zu sein. Eigene Geschäfte waren dem Unterkäufer verboten; er durfte nicht einmal von dem fremden Verkäufer, den er zu beherbergen pflegte, unverkauft gebliebene Warenreste bei der Abreise erwerben.

Dieses System des direkten Austausches findet sich, bis auf die feinsten Einzelheiten durchgebildet, wenn auch mit manchen lokalen Besonderheiten, in allen mittelalterlichen Städten. Man muß daraus schließen, daß die tatsächlichen Verhältnisse, denen seine Grundgedanken entsprungen sind, zwingender Natur waren. Wie weit es wirklich durchführbar war, läßt sich nur übersehen, wenn wir die Frage beantworten können, wie weit der Handel dabei Raum gefunden hatte.

Außer Zweifel steht, daß es in den Städten einen ansässigen Kleinhandel gab. Zu ihm gehörten alle, welche „Pfennwerte verkaufen für den armen Mann". Um das zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß wohlhabende Leute auf den Wochen- und Jahrmärkten direkt ihren Bedarf von den fremden Marktleuten zu kaufen pflegten. Der Arme konnte sich nicht auf längere Zeit versorgen; er lebte, wie heute noch, „aus der Hand in den

Mund". Für ihn übernahm darum der Kleinhändler das Halten von Vorräten zum allmählichen Verschleiß.

Man kann drei Gruppen solcher Kleinhändler unterscheiden: Krämer, Hocken und Gewandschneider oder Gadenleute. Die letzteren waren in der früheren städtischen Zeit die angesehensten, da es in vielen Städten keine einheimische Wollweberei gab. Mit dem Heranwachsen einer solchen wurde ihre Tätigkeit auf den Vertrieb der feineren niederländischen Tücher, der Seiden- und Baumwollstoffe beschränkt, oder sie machten im Kaufhause den Webern Platz.

Der Großhandel war ausschließlich Wander- und Markt- oder Meßhandel, und die meisten Städte werden bis zum Ende des Mittelalters ansässige Kaufleute, die den Großhandel ständig und ausschließlich ausübten, nicht in ihren Mauern gesehen haben. Ihm unterlagen nur Güter, welche in dem nähern Zufuhrgebiet einer Stadt nicht erzeugt wurden. Ich weiß deren nur fünf zu nennen: 1. Gewürze und Südfrüchte, 2. getrocknete und gesalzene Fische, welche damals allgemeines Volksnahrungsmittel waren, 3. Pelze, 4. feine Tücher, 5. für die norddeutschen Städte: Wein. In einzelnen Teilen Deutschlands dürfte auch das Salz hierher zu rechnen sein. Meist aber pflegte das der Rat im großen direkt von den Produktionsstätten zu beziehen, es in eigenen Salzhäusern niederzulegen und mit einem Monopolaufschlag den Hocken oder Salzstößern gegen Verschleißgebühr in Vertrieb zu geben. Die fremden Großhändler[25]) durften gewöhnlich ihre Waren nur in

---

25) Auch G. v. Below sucht jetzt in den Jhb. f NÖ. u. Stat. 3. F. Bd. XX (1900), S. 1 ff. nachzuweisen, daß es im Mittelalter einen Großkaufmannsstand nicht gegeben habe; das Charakteristische für diese Periode sei die Verbindung von Groß- und Kleinhandel in einer Person. Er tadelt deshalb den Gebrauch des Wortes Großhändler an dieser Stelle, ohne beweisen zu können, daß es überhaupt Großhändler, die nicht zugleich Kleinhändler gewesen seien, nicht gegeben habe. Vgl. F. Keutgen, Der Großhandel im MA. in d. Hansischen Geschichtsbl. 1901, S. 67 ff. und gegen diesen wieder Below, Histor. Ztschr. N. F. Bd. LV, S. 455 ff.

ganzen Gebinden oder nicht unter einer bestimmten Gewichtsmenge (bei Spezereien z. B. nicht unter 12½ Pfd.) verkaufen. Den Verschleiß besorgten dann die ansässigen Krämer und Hocken. Das gleiche gilt auch von manchen großen Produzenten, wie z. B. den Hammerschmieden, die das Eisen, das sie nicht an Schmiede und Private hatten absetzen können, an die Eisenmenger verkaufen durften.

Läßt sich auch das Zufuhr- und Absatzgebiet des Marktes einer mittelalterlichen Stadt nicht topographisch genau abgrenzen, da es für verschiedene Marktgüter naturgemäß verschiedene Ausdehnung hatte, so war dasselbe nichtsdestoweniger im wirtschaftlichen Sinne ein geschlossenes Gebiet. Jede Stadt bildete mit ihrer „Landschaft" eine autonome Wirtschaftseinheit, innerhalb deren sich der ganze Kreislauf des ökonomischen Lebens nach eigener Norm selbständig vollzog. Diese Norm ist gegeben durch eigne Münze, eignes Maß und Gewicht für jedes städtische Wirtschaftsgebiet. Das Verhältnis zwischen Stadt und Land ist *tatsächlich* ein Zwangsverhältnis wie zwischen Haupt und Gliedern und offenbart starke Neigungen, sich auch zu einem rechtlichen Zwangsverhältnis auszuwachsen. Die Bannmeile, die bereits vorkommenden Aus- und Einfuhrverbote, die Differentialzölle, die Erwerbung eigner Territorien durch die größeren Städte weisen deutlich darauf hin.

Soviel man auch gegen die Herleitung der Stadtverfassung aus der Hofverfassung einwenden kann, die Wirtschaftsordnung der Stadt ist nur als Fortbildung der Fronhofsordnung recht zu verstehen und zu erklären. Was in dieser bloß in Keimpunkten und Ansätzen vorhanden war, hat sich zu fertigen Organen und Organsystemen ausgewachsen; was in der geschlossenen Hauswirtschaft in primitiver Ungestalt beisammen lag, ist auf dem Wege der Teilung und Verselbständigung auseinandergetreten. Die gebundene Arbeitsteilung des Fronhofs hat sich zu einer freien Produktionsteilung zwischen Bauern und Bürgern

und bei letzteren wieder zu einer bunten Mannigfaltigkeit von Berufsarten entfaltet. Der Hauswerksarbeiter des Fronhofs ist zum Lohnhandwerker geworden und erlangt mit der Zeit zum eignen Werkzeug auch eigne Betriebsmittel. Die Nabelschnur ist zwischen Hof- und Hübnerwirtschaft zerschnitten; die Sonderwirtschaften haben eignes Leben gewonnen; der Verkehr unter ihnen regelt sich nicht mehr nach dem Prinzip der generellen, sondern nach dem der speziellen Entgeltlichkeit von Leistung und Gegenleistung. Freilich haben sie sich auch in der Stadt noch nicht völlig vom Boden losgelöst; die Produktion steckt noch tief in den Fesseln der Haushaltung; aber es haben sich die Berufe des Landwirts, des Handwerkers, des Händlers gebildet, welche die Wirtschaften und das Leben ihrer Träger in eine besondere Richtung gelenkt haben. Die Gesellschaft hat sich differenziert; es bestehen jetzt Stände, die es vorher nicht gab.

Der ganze wirtschaftliche Erscheinungskreis ist gegenüber der geschlossenen Hauswirtschaft reicher und mannigfaltiger geworden; die Sonderwirtschaften sind an Menschenzahl kleiner; sie sind von einander abhängig; sie übernehmen gewisse Funktionen für einander; der Tauschwert dringt bereits bestimmend in ihr inneres Leben ein. Aber die Produktionsgemeinschaft fällt noch immer mit der Konsumtionsgemeinschaft zusammen: auch die fremden Gehilfen des Handwerkers und selbst des Händlers sind Glieder seines Haushaltes, seiner Disziplinargewalt unterworfen. Er ist ihr Herr, sie seine „Knechte“.

Noch immer verläßt der größte Teil der Güter die Wirtschaft nicht, in der er entsteht. Ein kleinerer Teil tritt auf dem Wege des Tausches in andere Wirtschaften über; aber der Weg, den er zurücklegt, ist ein sehr kurzer: vom Erzeuger zum Verbraucher. Es gibt keinen Güterumlauf. Ausgenommen sind die wenigen Artikel des auswärtigen Handels und die Pfennwerte; nur sie werden Waren; nur sie müssen mehrfach die Geldform durch-

laufen, ehe sie in dem Haushalt ihre Bestimmung erfüllen. Aber es handelt sich hier um eine Ausnahme von dem System des direkten Austausches, nicht um ein konstitutives Element der ganzen Wirtschaftsordnung.

Sind auch volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und Berufsgliederung jetzt vorhanden, so gibt es doch noch keine stehenden Unternehmungen und kein Unternehmungskapital. Höchstens ließe sich von Handelskapital sprechen. Das Handwerk ist Übernehmen von Arbeit, kein Unternehmen. In der Form der Stör und des Heimwerks ist es fast kapitallos. Es verkörpert Arbeit gegen Lohn in fremdem Material, und auch wo der Handwerker bereits mit eignen Betriebsmitteln arbeitet, vollzieht sich die Werterhöhung des Produktes nicht in der Weise, daß dasselbe in der Fabrikation fortgesetzt neue Kapitalteile einschluckt, die ihrem Eigentümer Profit bringen, sondern so, daß Arbeit in ihm investiert wird, die direkt im Verkaufspreise ihren Lohn findet.

Außerordentlich gering ist auch die Menge des Leih- und Nutzkapitals. Ja man kann zweifeln, ob im mittelalterlichen Verkehr überhaupt von Kreditgeschäften gesprochen werden kann. Das Jugendalter der Tauschwirtschaft hängt am Bargeschäft; es gibt nicht, wo nicht zugleich präsenter Gegenwert genommen werden kann. Fast das ganze Kreditwesen kleidet sich in die Form des Kaufes. So schon bei der bäuerlichen Erbleihe und der Vergabung städtischer Bauplätze gegen Grundzins, wo das Gut als Kaufpreis für die Zinsberechtigung erscheint.[26]) Ferner bei der älteren Satzung, wo das dem Geldgeber zur Nutzung überlassene Grundstück als vorläufiger Gegenwert in die Gewere des „Gläubigers" übergeht und ihm verfällt, wenn der Schuldner das Darlehen nicht zurückzahlt. Wirt-

26) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt die lichtvollen Darlegungen von A. Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts II, S. 128 ff. und Kuske, Das Schuldenwesen der deutschen Städte im Mittelalter (Ergänzungsheft XII zur Ztschr. f. d. ges. Staatsw.).

schaftlich unterscheidet sich dieser Verkehrsakt in keiner Weise von dem Verkauf auf Wiederkauf, und es ist anerkannt, daß auch ein juristischer Unterschied zwischen beiden kaum mehr aufzufinden ist. Den gleichen Charakter trägt das gebräuchlichste städtische Kreditgeschäft: der Renten- oder Gültkauf, den schon der Name als Kaufgeschäft erweist. Preisgut ist das hingegebene Kapital, Tauschgut ist das Recht auf den Bezug einer jährlichen Rente, welche der Empfänger des Kapitals auf ein ihm gehöriges Haus mit der Wirkung einräumt, daß der jedesmalige Eigentümer desselben die Rente abzuführen hat. Die Rente trägt Reallastcharakter und ist zuerst unablösbar; der Verpflichtete haftet für sie mit dem Hause oder Grundstück, auf dem sie liegt, nicht auch mit seinem übrigen Vermögen. Der Rentenberechtigte hat den gezahlten Kaufpreis definitiv aufgegeben; der Rentenbrief, der zum Bezug der Rente berechtigt, kann in formloser Weise wie ein Inhaberpapier übertragen werden. Es ist also jede persönliche Beziehung ausgetilgt, und es fehlt das Moment des Vertrauens, das dem Kredit eigentümlich ist. Denselben Charakter trägt die Wiederkaufsgülte; sie ist Rentenverkauf mit Vorbehalt des Rückkaufs.

Wie im Immobiliarverkehr, so ist auch im Mobiliarverkehr das Kreditgeschäft nur eine „Abschwächung des Bargeschäfts". Die Pfandsicherung ist, wie Heusler sagt, eine provisorische, seitens des Schuldners noch auslösbare Ersatzleistung (Verfallpfand), nicht eine eventuell vom Gläubiger in Anspruch zu nehmende und durch Versilberung zu realisierende Deckung (Verkaufspfand). Das Pfandleihgeschäft der Juden[27]) ist tatsächlich gleichbedeutend mit dem modernen Rückkaufshandel, und der „Warenkredit", den heute Handwerker und Krämer gewähren, kleidet sich im Mittelalter in die Form des Kaufes gegen Pfand.[28]) Hält man damit zusammen, daß auch

27) Vgl. meine Bevölkerung von Frankf. I, S. 573 ff.

28) Vgl. Stieda, Jhb. f. NÖ. u. Stat. XXVII, S. 104.

beim damaligen Personalkredit fast immer der Schuldner sich dem Pfandrecht des Gläubigers vertragsmäßig zu unterwerfen hatte, daß er meist nur unter vielfacher Bürgschaft, mit Verpflichtung zum Einlager und ähnlichen lästigen Bedingungen Geld erhalten konnte, daß der Gläubiger sich obendrein vorbehielt, das Geld im Verzugsfalle zu Schaden des Schuldners bei Juden aufzunehmen, daß die Mitbürger oder Hintersassen des fremden Schuldners für die Forderung gepfändet werden konnten, so überzeugen wir uns leicht, daß von einem Kreditwesen im modernen Sinne in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft nicht die Rede sein konnte.[29])

Zwei Dinge müssen auf diesem Gebiete den an den Kategorien der modernen Volkswirtschaft geschulten Kopf besonders befremden; die Häufigkeit, mit der unkörperliche Sachen („Verhältnisse") zu wirtschaftlichen Gütern werden und dem Verkehre unterliegen, und ihre verkehrsrechtliche Behandlung als Immobilien. An ihnen ist so recht zu sehen, wie die beginnende Tauschwirtschaft den Spielraum, den ihr die damalige Produktionsordnung versagte, dadurch zu erweitern suchte, daß sie in täppischem Zugreifen fast alles zum Verkehrsgut machte und so die Sphäre des Privatrechts ins Ungemessene ausdehnte. Was hat man im Mittelalter nicht verliehen, verschenkt, verkauft und verpfändet! Die herrschaftliche Gewalt über Länder und Städte, Grafschafts- und Vogteirechte, Cent- und Gaugerichte, kirchliche Würden und Patronate, Bannrechte, Fähren und Wegerechte, Münze und Zoll, Jagd- und

29) Eine frappante Ähnlichkeit mit dem mittelalterlichen hat das griechische Kreditwesen und seine Rechtsformen. Auch bei diesem fließen Kauf und Darlehen in einander über, und die Sprache ist nicht dazu gelangt, die Begriffe kaufen, verpfänden, pachten, dingen scharf zu scheiden. Das griechische Pfandrecht stimmt in allen wichtigeren Punkten mit dem älteren deutschen überein. Vgl. K. F. Hermann, Lehrbuch der griech. Privataltertümer mit Einschluß der Rechtsaltertümer § 67 und 68. Auch die altrömische fiducia und ihre Fortentwicklung zum pignus kann vergleichsweise herangezogen werden.

Fischereigerechtsame, Beholzungsrechte, Zehnten, Fronden, Grundzinsen und Renten, überhaupt Reallasten jeder Art. Wirtschaftlich betrachtet teilen alle diese Rechte und „Verhältnisse“ mit dem Grund und Boden die Eigentümlichkeit, nicht von dem Orte ihrer Ausübung entfernt und nicht beliebig vermehrt werden zu können.

Einkommen und Vermögen haben sich auch auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht klar von einander abgeschieden. Als im Jahre 1451 in Basel der „neue Pfundzoll“ eingeführt wurde, schrieb man vor, daß er gezahlt werden müsse: 1. vom Kaufpreise der Handelswaren, 2. von den Kapitalien, die im Gült- oder Rentenkauf angelegt würden, und 3. von den vereinnahmten Renten.[30]) Von jedem Pfund waren 4 Pfennig zu entrichten, einerlei, ob es als Kaufpreis oder als Kapital oder als Zins die Hand gewechselt hatte. Im ersten Fall handelte es sich nach unserer Terminologie um Roheinkommen, im zweiten um Vermögen, im dritten um reines Einkommen, und doch werden alle drei Fälle gleich behandelt.[31])

Immerhin treten zwei unserer modernen Einkommenskategorien jetzt deutlicher hervor: die Grundrente und der Lohn. Der letztere hat freilich einen eigentümlichen Charakter; er ist Handwerkslohn: der Entgelt für die Nutzung der Arbeitskraft des Handwerkers von seiten des Konsumenten, nicht, wie heute, der Preis, den der Unternehmer dem Lohnarbeiter zahlt. Allerdings finden sich auch schon Keime des letzteren in dem geringen Geldlohn, welchen der Handwerker neben der freien Verpflegung seinem Gesellen verabfolgt und welcher es diesem ermöglicht, einen beschränkten Teil seines Bedarfs frei zu gestalten. Unter-

30) Vgl. Schönberg, Finanzverhältnisse der Stadt Basel im XIV. und XV. Jh., S. 267.

31) Ähnliche Beispiele in meiner Abhandlung über zwei mittelalterliche Steuer-Ordnungen: Kleinere Beiträge zur Geschichte von Dozenten der Leipziger Hochschule. Festschrift zum dritten Historikertage. Leipzig 1894, S. 123 ff.

nehmergewinn tritt nur im Handel auf, ist also, wie dieser, Ausnahme und dazu wegen dessen Verbindung mit dem Transport weit stärker mit Elementen des Arbeitslohns durchsetzt als der heutige Handelsgewinn. Der Zins nimmt in der Regel den Charakter der Grundrente an, und dasselbe gilt von den mancherlei „Gefällen" aus den dem Verkehre unterliegenden Rechtsverhältnissen. Da die Kreditgeschäfte in der Regel sich in die Form von Kaufgeschäften kleiden, so bedeuten sie für den Gläubiger die definitive Hingabe eines Teils seines Vermögens, um ein jährliches Einkommen oder eine fortgesetzte Nutzung zu empfangen (Kanon bei der Erbleihe, Naturalertrag des gesetzten Grundstücks bei der Satzung, Grundzins, Rente beim Gültkauf). Auf dieser Grundlage entsteht auch der älteste Zweig der Personalversicherung und zugleich die Hauptform des öffentlichen Kredits: die Bestellung von Leibrenten. Die in den Einzelwirtschaften angesammelten Barvorräte werden also zum größten Teile im Grund und Boden immobilisiert, oder sie gehen in den öffentlichen Haushalt über, um aus diesem in Gestalt von Konsumtionsquoten an ihren früheren Eigentümer zurückzugelangen, mit dessen Hinscheiden sie verschwinden.

Der öffentliche Haushalt trägt noch immer vorwiegend privatwirtschaftlichen Charakter: Einnahmen aus Domänen, Regalien, Zehnten, Fronden, Diensten, Grundzinsen, Gebühren wiegen im Staat, Einnahmen aus dem Marktverkehr und Konsumsteuern[32]) in den Städten vor. Die einzige direkte Steuer ist noch immer die Vermögenssteuer, hier und da mit Elementen der Einkommensbesteuerung vermischt. Sie wird zwar häufiger als in der vorigen Periode, immer aber noch nicht regelmäßig erhoben.

Die wirtschaftliche Herrschaft der Städte über das

---

32) Ungelder! Sprachlich bemerkenswert ist der Gegensatz von Ungeld und Geld. Letzteres ist der allgemeine Ausdruck für die Kaufrente. Geld ist also eine vergoltene, Ungeld eine nicht vergoltene jährliche Einnahme.

umliegende Land hat sich in Deutschland nur an einzelnen Stellen zu einer politischen Herrschaft emporgeschwungen. In Italien hat die gleiche Entwicklung zur Ausbildung einer städtischen Tyrannis geführt; in Frankreich sind die Anfänge zur Autonomie freier städtischer Kommunen von den Königen mit Hilfe des Feudaladels früh niedergetreten worden. Das kam daher, daß in Deutschland wie in Frankreich alles, was außerhalb der städtischen Mauern lag, von lehensrechtlichen Bildungen überdeckt war. Die großen Grundherrschaften hatten allerdings die Selbstbewirtschaftung ihrer Fronhöfe längst aufgegeben; ihr Grundbesitz war für den Herrn, ähnlich wie der städtische Grund- und Häuserbesitz für die Geschlechter, zur bloßen Rentenquelle geworden. Aber ihre anfängliche wirtschaftliche Macht war zu einer politischen Macht, aus den Grundherren waren Landesfürsten geworden, und im Laufe dieses Umwandlungsprozesses war eine vielverzweigte neue Klasse kleiner adliger Grundherren entstanden, deren Interesse an das der Fürsten geknüpft und ein rein agrarisches war. Daher in Deutschland jener scharfe Kampf zwischen Bürgertum und Adel, der die letzten Jahrhunderte des Mittelalters erfüllt und in dem die Städte zwar für sich ihre zum größten Teil durch Kauf und uneingelöste Pfandschaft von den Stadtherren erworbene politische Autonomie behaupten, in dem es ihnen aber nicht gelingt, den Bauernstand den Feudalgewalten zu entreißen.

Man kann darum sagen, daß die stadtwirtschaftliche Entwicklung in Deutschland und Frankreich unvollendet blieb, daß ihr nicht gelang, was die kräftigsten Bildungen aus der Periode der geschlossenen Hauswirtschaft tatsächlich erreicht hatten: das wirtschaftliche Machtgebiet zum staatlichen Dasein zu erheben. Und es war vielleicht ein Glück für uns. In Italien hat das städtische Kapital weithin den Bauer expropriiert, um ihn als elenden Halbpächter bis auf den heutigen Tag auszusaugen; in Deutschland hat ihn zwar der Adel zum Leibeigenen herunterzu-

drücken vermocht; aber der hier zuerst im Landesfürstentum sich durchsetzende Staatsgedanke hat zu verhüten verstanden, daß er zum Proletarier geworden ist.

3. Die Volkswirtschaft.

Die Ausbildung der Volkswirtschaft ist im wesentlichen eine Frucht der politischen Zentralisation, welche gegen Ende des Mittelalters mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde beginnt und in der Gegenwart mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates ihren Abschluß findet. Die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte geht Hand in Hand mit der Beugung der politischen Sonderinteressen unter die höheren Zwecke der Gesamtheit.

In Deutschland sind es die größeren Territorialfürsten, welche die moderne Staatsidee im Kampfe mit dem Landadel und den Städten zum Ausdruck zu bringen suchen — freilich vielfach unter großen Schwierigkeiten, namentlich wo die Territorien arg zersplittert waren. Schon seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bemerken wir hier mancherlei Anzeichen eines engeren wirtschaftlichen Zusammenschlusses: die Schaffung einer Landesmünze an Stelle der vielen städtischen, den Erlaß von Landesordnungen über Handel, Märkte, Gewerbebetrieb, Forstwesen, Bergwerke, Jagd und Fischerei, die allmähliche Ausbildung des fürstlichen Privilegien- und Konzessionswesens, den Erlaß von Landrechten, welche größere Rechtseinheit herbeiführten, die Entstehung eines geordneten Staatshaushaltes.

Während aber in Deutschland noch Jahrhunderte lang die landschaftlichen Interessen vorwiegen und an diesen die Anstrengungen, welche die Reichsgewalt in der Richtung einer nationalen Wirtschaftspolitik machte, kläglich scheiterten, sehen wir die westeuropäischen Staaten: Spanien, Portugal, England, Frankreich, die Niederlande seit dem XVI. Jahrhundert auch schon äußerlich als einheitliche

Wirtschaftsgebiete dadurch hervortreten, daß sie eine kraftvolle Kolonialpolitik entfalten, um die reichen Hilfsquellen der neuerschlossenen überseeischen Gebiete sich zunutze zu machen.

In allen diesen Ländern tritt, wenn auch in verschiedener Stärke, der Kampf mit den Sondergewalten des Mittelalters hervor: dem großen Adel, den Städten, Provinzen, geistlichen und weltlichen Korporationen. Zunächst handelt es sich ja gewiß um Vernichtung der selbständigen Kreise, welche sich der politischen Zusammenfassung hemmend in den Weg stellten. Aber im tiefsten Grunde der Bewegung, welche zur Ausbildung des fürstlichen Absolutismus führte, schlummert doch der weltgeschichtliche Gedanke, daß die neuen größeren Kulturaufgaben der Menschheit eine einheitliche Organisation ganzer Völker, eine große lebendige Interessengemeinschaft erforderten, und diese konnte erst auf dem Boden gemeinsamer Wirtschaft erwachsen. Jeder Teil des Landes, jede Gruppe der Bevölkerung mußte für den Dienst des Ganzen diejenigen Aufgaben übernehmen, welche sie ihrer Kultur und Naturanlage nach am besten zu erfüllen imstande waren. Es bedurfte einer durchgreifenden Teilung der Funktionen, einer die ganze Bevölkerung umfassenden Berufsgliederung, und diese letztere setzte wieder ein reich entwickeltes Verkehrswesen und einen lebendigen Güteraustausch unter der Bevölkerung voraus. Ging im Altertum alles wirtschaftliche Streben auf in dem einen Ziele der autonomen Bedürfnisbefriedigung des Hauses, im späteren Mittelalter in der Versorgung der Stadt, so bildet sich jetzt ein überaus kompliziertes und kunstvolles System nationaler Bedürfnisbefriedigung.

Die Durchführung dieses Systems ist vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert das Ziel der Wirtschaftspolitik aller vorgeschrittenen europäischen Staaten. Die Maßregeln, welche zur Erreichung des Zieles angewendet wurden, sind fast in allen Einzelheiten der städtischen Wirtschaftspolitik

des Mittelalters nachgebildet,[33]) nur daß nunmehr der „Landesvater“ an die Stelle des Stadtrats getreten ist, an Stelle der ökonomischen Kirchtumspolitik die Fürsorge für die Gesamtheit der „Landeskinder“. Jene Regeln werden gewöhnlich unter dem Namen des Merkantilsystems zusammengefaßt. Man hat das letztere lange als ein theoretisches Lehrgebäude angesehen, das in dem Grundsatze gipfle, daß der Reichtum eines Landes in der Summe des baren Geldes bestehe, die sich innerhalb seiner Grenzen befinde. Heute ist diese Auffassung wohl allgemein aufgegeben. Der Merkantilismus ist kein totes Dogma, sondern die lebendige Praxis aller bedeutenden Staatsmänner von Karl V. bis auf Friedrich den Großen. Seine typische Ausprägung hat er in der Wirtschaftspolitik Colberts gefunden. Die Aufhebung oder Ermäßigung der Binnenzölle und Wegegelder, die Einführung eines einheitlichen Grenzzollsystems, die Sicherung der Versorgung des Landes mit notwendigen Rohstoffen und Nahrungsmitteln durch Ausfuhrerschwerungen und durch Einführung des Forstregals, die Beförderung der großen Industrie durch Anpflanzung neuer Gewerbezweige, durch Staatsunterstützung und technische Reglementierung derselben, durch zollpolizeiliche Fernhaltung fremder Konkurrenz, die Anlegung von Kunststraßen, Kanälen, Seehäfen, die Bestrebungen zur Vereinheitlichung des Maß- und Gewichtswesens, die Regelung des Handelsrechtes und des kommerziellen Nachrichtendienstes, die Pflege der Technik, der Kunst und Wissenschaft in eigenen Staatsanstalten, die Ordnung des Staats- und Kommunalhaushaltes, die Beseitigung der Ungleichheiten in der Steuerbelastung — alles dies diente dem einen Zwecke, eine nach außen abgeschlossene Staatswirtschaft zu schaffen, welche alle Bedürfnisse der Staatsangehörigen durch die

33) Für die deutschen Territorien ist die betreffende Entwicklung vortrefflich dargestellt von Schmoller im Jhb. f. Gesetzgeb., Verw. u. Volksw. VIII (1884), S. 22 ff.

nationale Arbeit zu befriedigen imstande sei und durch einen lebhaften Verkehr im Innern alle natürlichen Hilfsmittel des Landes und alle individuellen Kräfte des Volkes in den Dienst des Ganzen stelle. Man hat über der dem „Colbertismus" eigenen Begünstigung des auswärtigen Handels, der Marine, des Kolonialwesens nur zu oft übersehen, daß diese Maßnahmen auch die inneren Hilfskräfte des Landes verstärkten, und daß die Handelsbilanztheorie in einer Zeit zur Notwendigkeit wurde, wo der Übergang von der noch immer vorwiegenden Eigenproduktion zur allgemeinen Tauschwirtschaft die Vermehrung der baren Umlaufsmittel zur unerläßlichen Voraussetzung hatte.

Freilich darf man neben den vom Staate ergriffenen Maßregeln auch die sozialen Kräfte nicht außer acht lassen, welche in gleicher Richtung wirkten. Dieselben nahmen naturgemäß ihren Ausgangspunkt von den Städten. Hier hatte sich durch langsame Umbildung aus dem Rentkauf das verzinsliche Darlehen entwickelt, und damit war im Laufe des XVI. Jahrhunderts ein eigentliches Kreditwesen entstanden. Wir dürfen darin den Einfluß des Großhandels erblicken, der zuerst das Geheimnis entdeckt hatte, mit Geld Geld zu erwerben. Das Vermögen der reichen Städter erlangte durch das Freiwerden der Rentenfonds eine bedeutend größere Beweglichkeit und Akkumulationskraft; zu dem bis dahin allein vorhandenen Handelskapital trat das Leihkapital; beide ergänzten und verstärkten einander in ihrer weiteren Entfaltung.

Die nächste Folge war ein bedeutender Aufschwung des Handels. Einzelne Städte beginnen aus der gleichartigen Masse der mittelalterlichen Markt- und Handwerkerstädte sich als Mittelpunkte der Staatsverwaltung oder als Handelsplätze zu erheben. In Deutschland, das durch den Zerfall der Hansa und die Veränderung der Weltverkehrsstraßen seine Bedeutung für den Zwischenhandel nach dem Norden großenteils eingebüßt hatte, zeigt sich der Um-

schwung wenigstens in der steigenden Bedeutung der großen Messen und in dem Zurücksinken der lokalen Märkte. Die Frankfurter Messe erreichte ihren Höhepunkt im XVI. Jahrhundert, die Leipziger noch bedeutend später. Aber das Handelskapital begnügt sich bald nicht mehr mit dem Import und Umschlag fremder Produkte; es wird zum Verlagskapital für die einheimische Industrie und für die Überschüsse des bäuerlichen Hauswerks. Es entsteht die arbeitsteilige Massenproduktion in Manufakturen und Fabriken und mit ihnen der Lohnarbeiterstand. Es entwickelt sich an Stelle der mittelalterlichen Wechselbank zuerst die Depositen- und Girobank und dann die moderne Kreditbank. Das Transportwesen, welches früher nur einen integrierenden Teil des Handelsbetriebs gebildet hat, verselbständigt sich. Es entstehen die Staatsposten, die Zeitungen, die nationale Handelsflotte; es bildet sich das Versicherungswesen aus. Überall neue Organisationen, welche darauf berechnet sind, die wirtschaftlichen Bedürfnisse vieler zu befriedigen: eine nationale Industrie, ein nationaler Markt, nationale Verkehrsanstalten; überall das kapitalistische Unternehmungsprinzip des Handels.

Es ist bekannt, wie der absolutistische Staat diese Bewegung förderte, wie er oft genug, um die Entwicklung zu beschleunigen, künstlich ins Dasein rief, was nicht aus eigner Kraft emporkommen wollte. Trotzdem bestand, wenigstens in Deutschland, bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die alte stadtwirtschaftliche Rechtsordnung mit Zunft und Bann, mit Meilenrecht und Städtezwang fort, wenn auch vielfach durch die Landesgesetzgebung beschränkt — in sich selbst erstarrt und unbekümmert um das neue volkswirtschaftliche Leben, das ringsum aufsproßte, und um die Fülle neuer Verkehrserscheinungen, die es gezeitigt hatte.[34]) Als die Physiokraten und Adam Smith die letz-

34) Vgl. jetzt auch die Aufsätze v. Belows, „Der Untergang d. ma. Stadtwirtschaft" in Conrads Jhb. III. F. XXI, S. 449 ff. 593 ff.

teren in Frankreich und Großbritannien der wissenschaftlichen Beobachtung unterwarfen, haben sie merkwürdigerweise vollständig übersehen, daß es sich nicht um ein spontan gewordenes Ergebnis rein gesellschaftlicher Betätigung, sondern mit um eine Frucht erzieherischer Staatstätigkeit handelte. Die Schranken, deren Beseitigung sie verlangten, waren entweder die versteinerten Überreste der älteren Wirtschaftsstufen, wie die Grundlasten, die Zünfte, die lokalen Zwangsrechte, die Beschränkungen der Freizügigkeit, oder es waren Erziehungsmittel des Merkantilismus, wie die Monopole und Privilegien, welche wegfallen konnten, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten.

In Beziehung auf die Entwicklung der Volkswirtschaft hat der bürgerliche Liberalismus der letzten hundert Jahre nur fortgeführt, was der fürstliche Absolutismus begonnen hatte. Wenn man das so ausspricht, so kann es leicht als Widersinn erscheinen. Denn äußerlich betrachtet, hat der Liberalismus nur zerstört; er hat die überlebten Organisationsformen der Haus- und Stadtwirtschaft zerschlagen und nichts Neues aufgebaut. Er hat die Sonderstellung und die Sonderrechte einzelner Landesteile und einzelner sozialer Gruppen beseitigt, freie Konkurrenz und Rechtsgleichheit an die Stelle gesetzt. Aber wenn er so das Überkommene in seine Elemente aufgelöst hat, so hat er zugleich die Bahn für wirklich volkswirtschaftliche Neugestaltungen frei gemacht, und er hat es ermöglicht, daß gemäß dem jeweiligen Entwicklungsstande der Technik jede Kraft an der Stelle in den Dienst des Ganzen treten kann, wo sie diesem am meisten nützt.

Hat der Liberalismus die ganze Fortentwicklung der Volkswirtschaft auf den Boden der freien gesellschaftlichen Betätigung gestellt und darum vielfach eine geradezu staatsfeindliche Richtung eingehalten, so hat er doch nicht zu verhindern vermocht, daß der moderne Staat als solcher sich in der Richtung weiter ausgebildet hat, welche er seit dem XVI. Jahrhundert eingeschlagen hatte: in der

Richtung eines immer engeren Zusammenschlusses aller Teile des Volkes und des Staatsgebietes zur Erfüllung immer höherer Kulturaufgaben. Alle großen Staatsmänner haben seit drei Jahrhunderten an diesem Ziele mitgearbeitet: von Cromwell und Colbert bis auf Cavour und Bismarck. Die französische Revolution hat nicht minder zentralisierend gewirkt wie die Staatsumwälzungen der letzten Jahrzehnte. In der neuesten Phase dieser Entwicklung ist das Nationalitätsprinzip zu einem Grundsatze von gewaltiger zusammenfassender Kraft geworden. Die kleinen Territorialstaaten der älteren Zeit waren den umfassenden wirtschaftlichen Aufgaben der Gegenwart nicht mehr gewachsen. Sie mußten entweder untergehen in einem großen Nationalstaat, wie in Italien, oder zugunsten eines Bundesstaates namhafte Teile ihrer Selbständigkeit, insbesondere die Wirtschaftsgesetzgebung, aufgeben, wie im Deutschen Reiche die Einzelstaaten, in der Schweiz die Kantone.

Es ist ein Irrtum, wenn man aus der im liberalistischen Zeitalter erfolgten Erleichterung des internationalen Verkehrs schließen zu dürfen meint, die Periode der Volkswirtschaft gehe zur Neige und mache der Periode der Weltwirtschaft Platz. Gerade die neueste politische Entwicklung der europäischen Staaten hat ein Zurückgreifen auf die Ideen des Merkantilismus und teilweise der alten Stadtwirtschaft zur Folge gehabt. Das Wiederaufleben der Schutzzölle, das Festhalten an der nationalen Währung und der nationalen Arbeitsgesetzgebung, die schon vollzogene oder noch erstrebte Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, der Arbeiterversicherung, des Bankwesens, die wachsende Staatstätigkeit auf ökonomischem Gebiete überhaupt: alles dies deutet darauf hin, daß wir nach der absolutistischen und liberalistischen in eine dritte Periode der Volkswirtschaft eingetreten sind. Dieselbe trägt ein eigenartig soziales Gesicht; es handelt sich nicht mehr bloß um möglichst selbständige und reichliche Deckung der nationalen

Bedürfnisse durch nationale Produktion, sondern um gerechte Güterverteilung, um eigene gemeinwirtschaftliche Betätigung des Staates, mit dem Ziele, alle seine Angehörigen nach ihren wirtschaftlichen Leistungen an den Gütern der Kultur zu beteiligen. Die erforderlichen Maßregeln können nur auf großer Stufenleiter ausgeführt werden; sie bedürfen eines innigen Zusammenschlusses aller Einzelkräfte, wie sie nur der große Nationalstaat zu bieten vermag.

Gewiß sehen wir heute in Europa eine Reihe von Staaten, welche der nationalen Selbständigkeit in ihrer Güterversorgung insofern entbehren, als sie erhebliche Mengen ihrer Nahrungs- und Genußmittel aus dem Auslande zu beziehen genötigt sind, während ihre industrielle Produktionsfähigkeit weit über das nationale Bedürfnis hinausgewachsen ist und dauernd Überschüsse liefert, die auf fremden Konsumtionsgebieten ihre Verwertung finden müssen. Aber das Nebeneinanderbestehen solcher Industrie- und Rohproduktionsländer, die gegenseitig aufeinander angewiesen sind, diese „internationale Arbeitsteilung" ist nicht als ein Zeichen anzusehen, daß die Menschheit eine neue Stufe der Entwicklung zu erklimmen im Begriffe steht, die unter dem Namen der Weltwirtschaft den drei früheren Stufen gegenübergestellt werden müßte. Denn einerseits hat keine Wirtschaftsstufe volle Selbstherrlichkeit der Bedürfnisbefriedigung auf die Dauer garantiert; jede ließ, wie wir sahen, gewisse Lücken bestehen, die so oder so ausgefüllt werden mußten.[35]) Anderseits hat jene sogenannte Weltwirtschaft bis jetzt wenigstens keine Erscheinungen hervortreten lassen, die von denen der Volkswirtschaft in wesentlichen Merkmalen abweichen, und es steht sehr zu bezweifeln, daß solche in absehbarer Zukunft auftreten werden.

---

35) Man denke z. B. an das alte Griechenland und seinen Rohprodukten-Import aus den Pontosländern oder an die Einfuhr des Steuergetreides im alten Rom.

4. Vergleichung der drei Stufen.

Es wird zum besseren Verständnis des Ganzen beitragen, wenn in vergleichender Weise an einigen Haupterscheinungen nochmals die durchgehenden Züge der gesamten dreistufigen Entwicklung zusammenfassend vorgeführt werden.

Der hervorstechendste dieser Züge ist, daß im Laufe der Geschichte die Menschheit sich immer höhere wirtschaftliche Ziele steckt und die Mittel dazu in einer fortschreitend weiter greifenden Verteilung der Arbeitslast findet, die schließlich das ganze Volk ergreift und ein Eintreten aller für alle hervorruft. Findet bei der Hauswirtschaft dieses Zusammenwirken seine Grundlage in der Blutsverwandtschaft, so hat es diese bei der Stadtwirtschaft in der Nachbarschaft, bei der Volkswirtschaft in der Nationalität. Es ist der Weg von der Sippschaft zur Gesellschaft, den die Menschheit durchmißt und der, soweit wir sehen können, mit einer stets enger werdenden Vergesellschaftung endet. Auf diesem Wege gestaltet sich die Bedürfnisbefriedigung des einzelnen immer reicher und mannigfaltiger, aber auch immer unselbständiger und komplizierter. Das Dasein und die Arbeit jedes einzelnen verflicht sich mehr und mehr mit dem Dasein und der Arbeit vieler anderen. Zugleich wird die Güterversorgung jeder Einzelwirtschaft immer stetiger und unabhängiger von elementaren Zufällen.

Auf der Stufe der Hauswirtschaft wird jedes Gut in der Wirtschaft verbraucht, wo es entstanden ist; auf der Stufe der Stadtwirtschaft geht es unmittelbar aus der produzierenden in die konsumierende Wirtschaft über; auf der Stufe der Volkswirtschaft durchläuft es sowohl bei seiner Entstehung als auch nach seiner Vollendung verschiedene Wirtschaften: es zirkuliert. Im Verlaufe der ganzen Entwicklung vergrößert sich die Spannweite zwischen Produktion und Konsumtion. Auf der ersten Stufe sind alle Produkte Gebrauchsgüter, auf der zweiten wird schon ein

Teil zu Tauschgütern, auf der dritten werden die meisten Waren. Ist am Anfang der Gebrauchswert bestimmend für Art und Umfang der Produktion, so gelangt am Ende der Tauschwert immer entschiedener zur Herrschaft.

Die Einzelwirtschaft ist auf der ersten Stufe Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft zugleich; ihre Organisation ist durch die Familie gegeben; auf der Stufe der Stadtwirtschaft ist insofern daran festgehalten, als der Handwerksgeselle und Bauernknecht am Haushalt ihrer Arbeitgeber teilnehmen; in der Volkswirtschaft fallen Produktionsgemeinschaft und Konsumtionsgemeinschaft auseinander. Produktionsgemeinschaft ist die auf dem Vertragsprinzip aufgebaute Unternehmung, zugleich die Trägerin des Kapitalvermögens; in der Regel lebt von ihrem Ertrag eine Mehrzahl von gesonderten Haushaltungen. Die Familie hat damit aufgehört, die wirtschaftliche Einheit der Gesellschaft zu bilden; die Gütererzeugung gehört nur noch ausnahmsweise zu ihren Funktionen; sie ist bloßes Konsumtionsorgan und Trägerin des Gebrauchsvermögens.

Auf allen Stufen können größere Wirtschaftsaufgaben nur dadurch erfüllt werden, daß sich dienende Arbeit leitenden Kräften unterordnet. Wo fremde Arbeit nötig ist, steht sie auf der ersten Stufe zum Wirtschaftsleiter in dauerndem Zwangsverhältnis (Sklaven, Hörige), auf der zweiten im längeren Dienst-, auf der dritten im kurzen Vertragsverhältnis. Der Konsument ist in der geschlossenen Hauswirtschaft entweder selbst Arbeiter, oder der Arbeiter ist sein Eigentum; in der Stadtwirtschaft kauft er vom Arbeiter direkt die Arbeitsleistung (Lohnwerk) oder das Arbeitsprodukt (Handwerk); in der Volkswirtschaft steht er zum Arbeiter in keiner Beziehung mehr; er kauft die Ware vom Unternehmer oder Händler, und dieser lohnt den Arbeiter.

Geld ist in der geschlossenen Hauswirtschaft zuerst gar nicht vorhanden, später unmittelbares Gebrauchsgut

und Mittel der Schatzbildung. In der Stadtwirtschaft ist es wesentlich Tauschmittel; in der Volkswirtschaft wird es daneben zum Umlaufs- und Erwerbsmittel. Die Kategorien Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kreditwirtschaft kennzeichnen passend die wechselnde Rolle des Geldes, wenn sie diese auch nicht erschöpfen.

Kapital gibt es auf der ersten Stufe fast nicht, sondern nur Gebrauchsgüter. Auf der zweiten Stufe lassen sich wohl die Werkzeuge unter die übliche Kategorie des Produktionskapitals bringen, keineswegs jedoch allgemein auch die Rohstoffe. Eigentliches Erwerbskapital ist da nur das Handelskapital. Auf der dritten Stufe bildet das Erwerbskapital das Mittel, durch welches die Güter von einer Etappe der Arbeitsteilung zur anderen emporgehoben und durch den ganzen Zirkulationsprozeß hindurchgetrieben werden.[36]) Alles wird hier Kapital. Man könnte mit Bezug darauf die geschlossene Hauswirtschaft als kapitallose, die Stadtwirtschaft als kapitalfeindliche und die moderne Volkswirtschaft als kapitalistische Wirtschaft bezeichnen.

Einkommen und Vermögen bilden in der geschlossenen Hauswirtschaft eine ungetrennte und untrennbare Masse; doch zeigen sich bereits Anfänge der Grundrente. In der Stadtwirtschaft nimmt auch der Zins meist die Form der Grundrente an; ein Unternehmergewinn ergibt sich fast nur im Handel; Hauptform des Arbeitslohns ist der vom Konsumenten gezahlte Handwerkerlohn. Aber noch immer tritt der größte Teil der Güter nicht aus der Wirtschaft, die sie erzeugt, in fremde Wirtschaften über. Reines Einkommen kann nur der erlangen, der im Rentenkauf Vermögen definitiv aufgibt. Auf der Stufe der Volkswirtschaft treten die vier Einkommenszweige deutlich auseinander. Fast der ganze Produktionsertrag wird im Verkehr liquidiert. Im Vermögen scheiden sich die Renten- und Erwerbsbestände von den Gebrauchsvorräten,

36) Vgl. auch unten im IV. und VIII. Vortrag.

und die letzteren werden auf das denkbar knappste Maß beschränkt, da der Handel den Privatwirtschaften das Halten von Vorräten abnimmt. Auf der andern Seite werden die unverbrauchten Einkommensüberschüsse, welche auf der ersten und meist auch der zweiten Stufe dem Gebrauchsvermögen verbleiben, jetzt entweder direkt dem Geschäftskapital zugeschlagen oder durch Sparkassen und Banken in zinsbare Darlehen verwandelt, also auf alle Fälle kapitalisiert.

Ein Gewerbe als selbständige Berufsart gibt es auf der ersten Stufe nicht; die ganze Stoffumwandlung ist bloßes Hauswerk. In der Stadtwirtschaft finden wir wohl gewerbliche Berufsarbeiter, aber keine Unternehmer: das Gewerbe ist Lohnwerk oder Handwerk; wer es ausüben will, muß es verstehen. In der Volkswirtschaft herrscht die Fabrik und Verlagsindustrie vor, welche einen kaufmännisch gebildeten Unternehmer und großes Kapital voraussetzt. Technische Beherrschung des Produktionsprozesses ist für den Unternehmer nicht unerläßlich.

In ähnlicher Weise ändern sich die Betriebsformen des Handels. Der geschlossenen Hauswirtschaft entspricht der Wanderhandel, der Stadtwirtschaft der Markthandel, der Volkswirtschaft der stehende Handel. Ist der Handel auf den beiden ersten Entwicklungsstufen bloßer Lückenbüßer einer sonst autonomen Produktion, so wird er in der Volkswirtschaft zum notwendigen Mittelgliede zwischen Produktion und Konsumtion. Er trennt sich vom Transport, und der letztere erlangt eine selbständige Bedeutung und Organisation.

Freilich an Transportdiensten fehlt es auch in der antiken Sklaven- und der mittelalterlichen Fronhofswirtschaft nicht; sie waren besonderen Sklaven oder Hörigen übertragen. Im Mittelalter finden wir Stadtboten, die zunächst bloß im Dienste des Rates standen, dann aber auch die Briefbeförderung für Private übernahmen. An der Schwelle der Neuzeit steht die Post, anfangs bloß für

die Zwecke der Staatsleitung, später auch für das Publikum. Im XIX. Jahrhundert folgen die Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher, Dampferlinien, bei denen der Staat im Interesse der Wirtschaftlichkeit eingreift, und daneben die mannigfachsten privaten Verkehrsunternehmungen.[37]) Auf allen Stufen aber sind gewisse Verkehrsdienste durch die oberste Wirtschaftsleitung, und zwar zunächst immer für den eigenen Bedarf, organisiert worden.

Der Kredit ist auf der ersten Stufe reiner Konsumtivkredit; er wird nur erlangt durch Verpfändung der Person und ihres ganzen Eigentums. Auf der zweiten Stufe schwächt sich im Personalkredit die Schuldknechtschaft zum Einlager ab. Neben dem Konsumtivkredit tritt eine Art von Immobiliarerwerbskredit auf, der sich aber in die Form des Kaufes kleidet, welche überhaupt als die reguläre Kreditform der Stadtwirtschaft zu gelten hat. Die spezifische Kreditform der Neuzeit, der Geschäfts- oder Produktivkredit entwickelt sich zuerst im Handel und dehnt sich von da auf alle Wirtschaftsgebiete aus. Der Staatskredit tritt in den älteren Staaten naturgemäß als Zwangsanleihe auf, in den mittelalterlichen Städten als Leibrentenverkauf und Wiederkaufsgülte, in den modernen Staaten als Ausgabe einlösbarer verzinslicher Schuldverschreibungen oder ewiger Renten.

Auch auf dem Gebiete der öffentlichen Leistungen lassen sich ähnliche Stufenfolgen aufweisen. Der Rechtsschutz ist zuerst Sache der Sippe, später des Grundherrn; im Mittelalter bilden die Städte eximierte Gerichtsbezirke; in der Gegenwart sind Rechtspflege und Sicherheitspolizei staatliche Funktionen. Ähnlich das Unterrichtswesen. Anfänglich liegt es dem Hause ob, wie noch heute in Island. Der römische paedagogus ist ein Sklave. Im Mittelalter organisieren zuerst autonome Haus-

37) Über die analoge Entwicklung im Zeitungswesen vgl. Vortrag VI.

gemeinschaften, die Klöster, das Bildungswesen; später kommen die Stadt- und Domschulen auf; der Neuzeit eigentümlich ist die Konzentration und Spezifikation des Unterrichtswesens in staatlichen Anstalten. Noch deutlicher tritt diese Entwicklung an den Verteidigungseinrichtungen hervor. Bei vielen Völkern, die noch jetzt auf der Stufe der isolierten Wirtschaft stehen, ist jedes einzelne Haus befestigt (Pfahlbauten der Malaien, der Polynesier); im frühern Mittelalter ist der Fronhof mit Wall und Graben geschützt. Auf der zweiten Wirtschaftsstufe ist jede Stadt eine Festung. Auf der dritten sichern wenige Grenzfestungen den ganzen Staat, und es ist bezeichnend genug, daß Louvois, der Schöpfer des ersten Grenzbefestigungssystems, ein Zeitgenosse Colberts war, des Begründers der neueren französischen Volkswirtschaft.

Diese Parallelen ließen sich noch lange fortsetzen. Wie in einer neubezogenen Wohnung es sich zunächst darum handeln wird, eine vorläufige Ordnung herzustellen, so wird auch bei dem Gegenstande dieses Vortrags kein Billigdenkender erwarten, daß alles erschöpft und jede Einzelheit an ihren gehörigen Platz gestellt sei. Ich fühle selbst am besten, wie ungenügend durchgearbeitet noch die Erscheinungskreise der beiden älteren Entwicklungsstufen sind, und wie sehr ihr ökonomischer Begriffsinhalt noch der genaueren Feststellung bedarf. Aber es mag für diesmal genügen, wenn die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung im ganzen und einzelnen klar zutage getreten ist.

Nur eins möchte ich nochmals betonen. Hauswirtschaft — Stadtwirtschaft — Volkswirtschaft bezeichnen nicht einen Stufengang, dessen Glieder einander völlig ausschließen. Es hat immer *eine* Art des Wirtschaftens *vorgeherrscht*; sie war in den Augen der Zeitgenossen das Normale. Auch in die Gegenwart ragen noch manche Elemente der Stadtwirtschaft und selbst der geschlossenen Hauswirtschaft herein. Noch heute tritt ein sehr beträchtlicher Teil der nationalen Güterproduktion nicht in die

volkswirtschaftliche Zirkulation ein, sondern wird in denjenigen Sonderwirtschaften verbraucht, welche ihn erzeugt haben; ein anderer hat seinen Lauf vollendet, wenn er aus einer Wirtschaft in die andere übergegangen ist.

Es scheint danach fast, als ob diejenigen Unrecht hätten, welche die Aufgabe der Volkswirtschaftslehre darin erblicken, das Wesen und den Zusammenhang der Verkehrsvorgänge klarzulegen, und als ob diejenigen im Rechte wären, welche sich mit der Beschreibung der Wirtschaftsformen und ihrer historischen Umbildungen begnügen.

Und doch wäre das ein verhängnisvoller Irrtum, welcher gleichbedeutend wäre mit der Preisgabe der wissenschaftlichen Arbeit von mehr als einem Jahrhundert, gleichbedeutend auch mit einer völligen Verkennung unserer wirtschaftlichen Gegenwart. Es wird heute auch in dem entlegensten Bauernhofe kein Sack Weizen mehr produziert ohne Zusammenhang mit dem Ganzen des volkswirtschaftlichen Verkehrs. Wird er auch im Hause des Produzenten konsumiert, so ist doch ein guter Teil der Produktionsmittel (der Pflug, die Sense, die Dreschmaschine, der künstliche Dünger, das Zugtier usw.) verkehrsmäßig erworben, und der Selbstverbrauch findet nur statt, wenn er nach den Marktverhältnissen wirtschaftlich erscheint. Auch der Sack Weizen ist mit einem festen Faden an das große kunstvolle Gewebe des volkswirtschaftlichen Verkehrs angeknüpft. Und so sind wir es alle mit unserem wirtschaftlichen Tun und Denken.

Es ist darum mit großer Genugtuung zu begrüßen, wenn nach einer Periode emsiger Stoffsammlung in neuerer Zeit die Probleme der modernen Verkehrswirtschaft mit Eifer wieder aufgenommen worden sind, und wenn die Berichtigung und der weitere Ausbau des alten Systems auf demselben Wege versucht wird, auf dem dieses entstanden ist, nur mit Benutzung eines viel reicheren Tatsachenmaterials. Denn es gibt in der Tat keine andere Forschungsmethode, mit welcher man der komplizierten

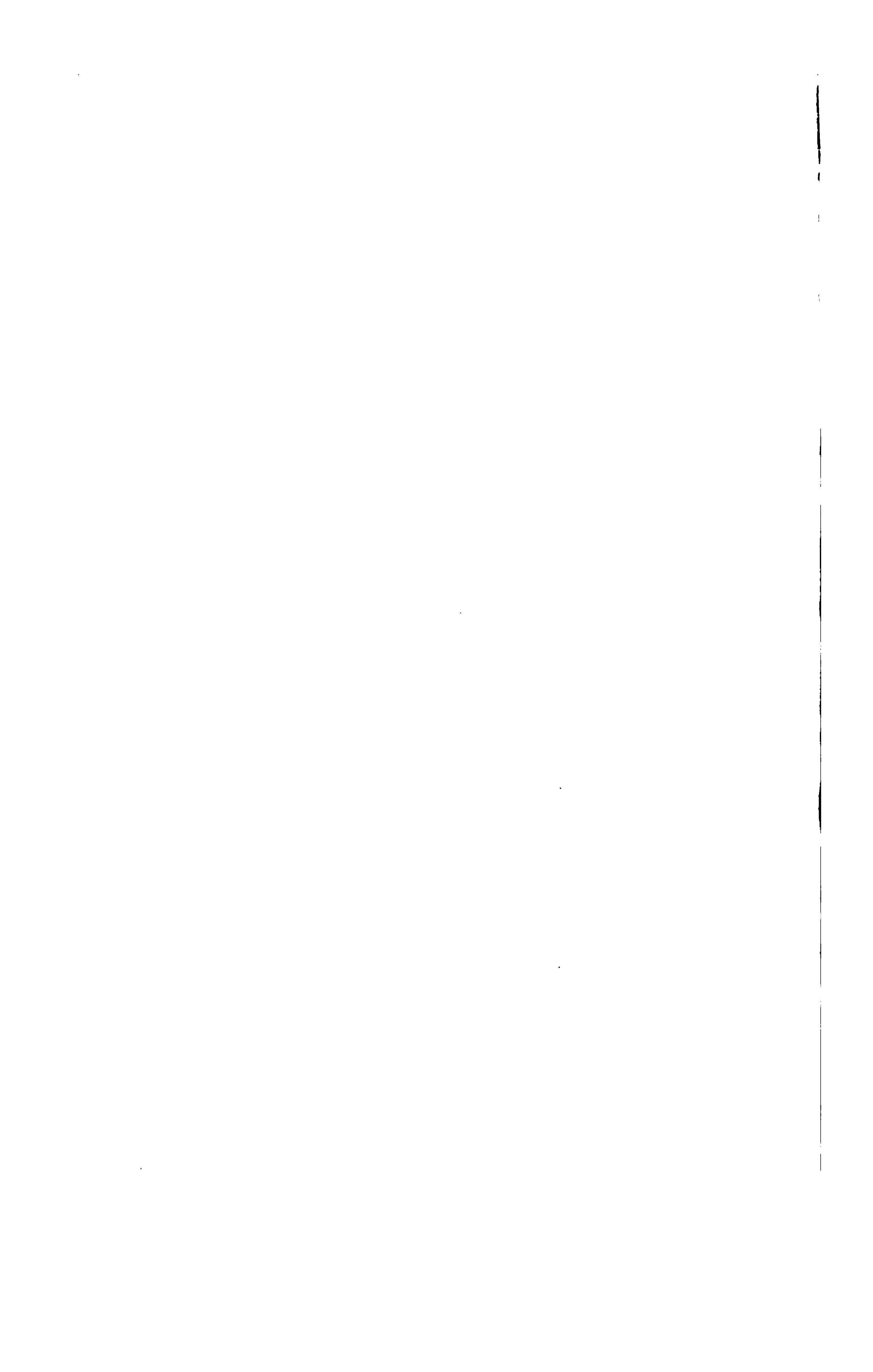
Verursachung der Verkehrsvorgänge nahe kommen kann, als die isolierende Abstraktion und die logische Deduktion. Das einzige induktive Verfahren, welches daneben in Frage kommen kann, das statistische, ist für die meisten hierher gehörigen Probleme nicht fein und eindringend genug und kann nur als ergänzendes oder kontrollierendes Hilfsmittel herangezogen werden.

Auch für die Wirtschaftsperioden der Vergangenheit wird die Aufgabe keine andere sein. Zunächst wird es sich hier freilich noch in erhöhtem Maße darum handeln, die Tatsachen zu sammeln und morphologisch darzustellen; dann aber werden die Erscheinungen in ihrem Wesen richtig begrifflich festgestellt, logisch zergliedert und auf ihren ursächlichen Zusammenhang untersucht werden müssen. Man wird also mit der gleichen Methode vorzudringen haben, welche die „klassische Nationalökonomie" auf die Wirtschaft der Gegenwart angewendet hat. Für einige Seiten der antiken Oikenwirtschaft ist dies in meisterhafter Weise schon durch Rodbertus geschehen; für die Wirtschaft des Mittelalters war Ähnliches bis jetzt kaum versucht. Gelingen kann das Unternehmen nur, wenn sich Forscher finden, welche sich ganz in die tatsächlichen Voraussetzungen vergangener Wirtschaftsepochen und in das von dem unseren grundverschiedene ökonomische Denken der Vorfahren zu versenken vermögen; niemals aber, wenn die halb erkannten, halb rationalistisch rekonstruierten Wirtschaftszustände der Vergangenheit sich fortgesetzt in den Kategorien der modernen Verkehrslehre bespiegeln.

Nur auf diesem Wege scheint mir die wirtschaftsgeschichtliche Forschung für die Theorie der heutigen Volkswirtschaft und diese für die Wirtschaftsgeschichte fruchtbar werden zu können; nur so dürfte die Gesetzmäßigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung und des volkswirtschaftlichen Geschehens zugleich der Erkenntnis näher gebracht werden.

IV.

Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung.



Die meisten Menschen haben in volkswirtschaftlichen und sozialen Dingen eine sehr bestimmte Meinung über das, was sein soll, viel bestimmter oft, als über das, was ist. Was nach ihrem Bedünken sein sollte, braucht durchaus nicht ein Idealzustand, ein nie Wirklichkeit gewesenes Phantasiegebilde zu sein. Sehr oft ist es vielmehr eine Vorstellung, die dem Tatsachenkreise einer näheren oder entfernteren Vergangenheit entnommen ist, und die durch lange Gewöhnung für uns den Charakter des Normalen angenommen hat.

So geht es, wenn ich mich nicht täusche, vielen unserer Zeitgenossen auch mit dem, was wir Handwerk nennen, und mit der sog. Handwerkerfrage. Man hat sich einmal daran gewöhnt, das Handwerk als die normale gewerbliche Betriebsform zu betrachten, nachdem dasselbe in Deutschland über ein halbes Jahrtausend das Leben des Bürgerstandes beherrscht hat. Das Sprichwort sagt: „Handwerk hat einen goldenen Boden", und die Beobachtung lehrt, daß dieser Boden nach heutiger Wertung nicht mehr golden ist. Man fragt sich, wie jener glückliche Zustand zurückgeführt, das Handwerk „wiederbelebt" werden könne.

Aber welches Recht hat man, das Handwerk als normale Betriebsform zu betrachten und so gleichsam einem Ideale nachzustreben, dessen Verwirklichung in der Vergangenheit liegt?

Die älteren Nationalökonomen stellen uns das Handwerk als die Urform der gewerblichen Produktion dar. „In einem Jäger- oder Hirtenstamme", sagt Adam Smith,

„findet sich ein Mensch, der Bogen und Pfeile mit größerer Geschicklichkeit verfertigt als alle anderen. Er tauscht sie gegen Vieh oder Wildbret bei seinen Genossen um und findet schließlich, daß er sich dabei besser steht, als wenn er selbst auf die Jagd ginge. Zuletzt macht er die Anfertigung von Schießgerät zu seiner Hauptbeschäftigung und wird zu einer Art Waffenschmied." Verfolgen wir diese historische Konstruktion zwei Schritte weiter, so wird das Urbild des Handwerkers wahrscheinlich nach einiger Zeit einen Lehrling nehmen und, wenn dieser ausgelernt hat, einen zweiten, während der erste sein Geselle wird.

Die spätere Entwicklung findet beim besten Willen nichts mehr hinzuzusetzen. Wenn wir heute vom Handwerker sprechen, so denken wir uns einen kleinen Unternehmer, der in wohlgeordneter Stufenfolge vom Lehrling zum Gesellen, vom Gesellen zum Meister geworden ist, der mit eigener Hand und eigenem Kapital für einen örtlich begrenzten Kundenkreis produziert, und dem der ganze Arbeitsertrag ungeschmälert zufließt. Alles, was man von einer Wirtschaftsordnung verlangen kann, die der Gerechtigkeit entspricht, scheint in dem Dasein eines normalen Handwerkerstandes verwirklicht: allmähliches soziales Aufsteigen, Selbständigkeit, ein Einkommen nach Verdienst. Und diejenigen Betriebsformen der Stoffumwandlung, welche von diesem Urbilde abweichen, Hausindustrie und Fabrik, erscheinen dann leicht als das Nichtnormale; die soziale Personengliederung, die Einkommensverteilung, welche sie bedingen, scheinen der Idee der wirtschaftlichen Gerechtigkeit nicht zu entsprechen.

Auch die neueren Nationalökonomen entfernen sich selten weit von dieser populären Anschauungsweise. Wo sie die drei bei ihnen anerkannten Betriebssysteme: Handwerk, Hausindustrie, Fabrik einander gegenüberstellen, entnehmen sie fast unwillkürlich den Grundeinrichtungen des Handwerks die Normen zur Beurteilung der übrigen. Die Hausindustrie war bis vor kurzem vielen von ihnen eine

bloße Ausartung des Handwerks' oder eine Übergangsbildung, die Fabrik ein notwendiges Übel des Maschinenzeitalters. Unter dieser Befangenheit des Urteils litt selbst die wissenschaftliche Erkenntnis der modernen Betriebsweisen, welche doch der Beobachtung unmittelbar sich darbieten.

Eine historisch aufbauende Betrachtung, wie sie hier versucht werden soll, hat sich zu allererst von der Auffassung loszumachen, daß irgend ein Betriebssystem eines Wirtschaftszweiges etwas für alle Zeiten und Völker Normales bedeuten könne. Auch das Handwerk ist ihr nur eine in den Fluß der Geschichte gestellte Erscheinung, deren Entstehen, Bestehen und Gedeihen an bestimmte volkswirtschaftliche Voraussetzungen geknüpft ist. Es ist weder die ursprüngliche noch überhaupt eine entwicklungsgeschichtlich notwendige Form der gewerblichen Gütererzeugung. Das heißt: es ist ebensowenig notwendig, daß die Industrie eines Landes das Betriebssystem des Handwerks durchlaufen hat, ehe sie zur Hausindustrie oder Fabrik gelangt, als es notwendig ist, daß jedes Volk vorher Jäger- und Nomadenvolk gewesen ist, ehe es zum seßhaften Ackerbau übergeht. Dem Handwerk sind bei uns andere Betriebsformen der Stoffumwandlung vorausgegangen; ja sie bestehen zum Teil noch jetzt, selbst in europäischen Ländern.

Diese primitiven industriellen Betriebssysteme sind in ihrer großen entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung bis jetzt kaum beachtet worden, obwohl sie Jahrtausende hindurch das Wirtschaftsleben der Völker bestimmt und ihrer sozialen Ordnung tiefe Spuren eingeprägt haben. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gewerbegeschichte, derjenige, welcher in geschriebenem Rechte die Quellen seiner Erkenntnis uns hinterlassen hat, ist bis jetzt einigermaßen aufgehellt, und dieser auch viel mehr nach seiner formalen Ordnung als nach seinem inneren Leben, seiner Betriebsweise. Selbst das Zunfthandwerk des Mittelalters, dem in neuerer Zeit so viel ausdauernde und eindringende wissenschaftliche

Arbeit gewidmet worden ist, ist nach der Seite des Betriebs kaum genauer untersucht worden. Willkürliche rationalistische Konstruktionen, bei denen mit den Voraussetzungen und Begriffen der modernen Verkehrswirtschaft gearbeitet wird, beherrschen noch weithin dieses Gebiet.

Allerdings hat unsere „historische" Nationalökonomie reichen Stoff zur Wirtschaftsgeschichte der klassischen und der modernen Völker gesammelt. Aber es ist noch kaum recht beachtet worden, daß die Bedingungen, unter denen die Wirtschaften der Völker des Altertums und des Mittelalters standen, bei der Kompliziertheit aller gesellschaftlichen Erscheinungen für den heutigen Beobachter ebenso schwer wiederherzustellen sind, als die Konsequenzen eines sozialistischen Zukunftsstaates, auch bei der lebhaftesten und gestaltungskräftigsten Phantasie, erfaßt werden können. Das Verständnis ganzer weit zurückliegender Epochen der Wirtschaftsgeschichte wird sich uns erst erschließen, wenn wir primitive und kulturarme Völker der Gegenwart nach der wirtschaftlichen Seite ihres Lebens mit der gleichen Sorgfalt beobachten werden wie heute die Engländer und Nordamerikaner. Statt zu den letzteren sollten wir unsere jungen Nationalökonomen eher zu den Russen, Rumänen oder Südslawen auf Studienreisen schicken; wir sollten die Völker unserer neugewonnenen Kolonien nach dieser Richtung erforschen, ehe gerade die charakteristischen Seiten primitiver Wirtschaftsweise und Rechtsanschauung unter dem Einfluß des europäischen Handels bei ihnen verschwinden.

Es ist fast als ein Glück zu bezeichnen, daß derartige fremde Einflüsse selten sehr tief in das eigentliche Volksleben dringen, sondern daß sie sich meist auf die bevorzugten Klassen beschränken. So kommt es, daß wir noch heute in großen Gebieten des östlichen und nördlichen Europas, die der achtlose Reisende mit der Eisenbahn durchfliegt, bei der Landbevölkerung uralte Formen der Bedürfnisbefriedigung beobachten können, welche durch die

Einwirkungen des modernen Verkehrs kaum hier und da eine leise Abänderung erlitten haben.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, das, was wir von der industriellen Produktion derartiger „zurückgebliebener" Volksstämme wissen,[1]) mit den Ergebnissen der seitherigen gewerbegeschichtlichen Forschung zu einem übersichtlichen Gesamtbilde zu vereinigen, so kann es sich nur darum handeln, die Hauptstufen der Entwicklung in fest umrissener Zeichnung vorzuführen. Um durch die verwirrende Mannigfaltigkeit und den Formenreichtum der ethnographischen Einzelbeobachtungen einen Leitfaden zu gewinnen, ist es durchaus erforderlich, das Typische von dem Zufälligen zu sondern, von Nebenformen und Übergangsbildungen abzusehen und nur da einen neuen Abschnitt der Entwicklung beginnen zu lassen, wo die veränderte Betriebsweise der Stoffumwandlung volkswirtschaftliche Erscheinungen hervorruft, die eine wesentliche Veränderung in der Gliederung der Gesellschaft bedingen. Wir gelangen auf diese Weise zu fünf Hauptbetriebssystemen des Gewerbes. Es sind in historischer Aufeinanderfolge:

1. das Hauswerk (Hausfleiß),
2. das Lohnwerk,
3. das Handwerk,
4. das Verlagssystem („Hausindustrie"),
5. die Fabrik.

Zunächst wird es sich darum handeln, die charakteristischen wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten dieser Betriebssysteme in knapper Formbeschreibung hervorzuheben, die sozialgeschichtliche Tragweite der ganzen Entwicklung aber bloß anzudeuten. Etwaige Lücken auszufüllen und die

1) Die vorliegende, zuerst im Jahre 1892 niedergeschriebene Darstellung, welche nur das Wichtigste in allgemein verständlicher Form zusammenfaßt, findet ihre Ergänzung in dem von mir verfaßten Artikel „Gewerbe" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Bd. IV, S. 360—393. Dort ist auch die nötigste Literatur angegeben.

Übergänge von einer zur anderen Betriebsweise klarzulegen, kann der Einzelforschung überlassen werden. Naturgemäß wird unsere Darstellung am längsten bei den beiden älteren, dem Handwerk vorausgegangenen Betriebssystemen verweilen müssen, während für die späteren eine kurze Charakteristik genügen dürfte. Wir beginnen mit dem Hauswerke oder Hausfleiße.

Hauswerk ist gewerbliche Produktion im Hause für das Haus aus selbsterzeugten Rohstoffen. In seiner ursprünglichen und reinsten Gestalt setzt es voraus, daß kein Tausch besteht, sondern daß jede Einzelwirtschaft alle Bedürfnisse ihrer Angehörigen durch eigene Arbeit befriedigt. Jedes Gut durchläuft alle Stufen seiner Erzeugung in derselben Wirtschaft, in welcher es verbraucht werden soll. Die Produktion wird demgemäß immer nur nach Maßgabe des eigenen Bedarfs unternommen. Es gibt noch keinen Güterumlauf und kein Kapital. Das Haus hat nur Gebrauchsvermögen auf verschiedenen Stufen der Genußreife: Korn, Mehl und Brot, Flachs, Garn, Gewebe und Kleider; es hat auch Hilfsmittel der Produktion: die Handmühle, die Axt, die Spindel, den Webstuhl; aber es hat keine Güter, durch welche es auf verkehrsmäßigem Wege andere Güter gewinnen könnte. Alles verdankt es eigener Arbeit, und kaum ist es möglich, die Verrichtungen des Haushalts von denen der Produktion zu trennen.

In der Form des Hauswerkes ist das Gewerbe älter als die Landwirtschaft. Überall, wo die Entdecker neuer Länder auf primitive Völker stießen, fanden sie mancherlei gewerbliche Kunstfertigkeit: die Anfertigung von Bogen und Pfeil, das Flechten von Matten und Gefäßen aus Binsen, Bast und zähen Wurzeln, eine urwüchsige Töpferei, das Gerben der Felle, das Mahlen mehlhaltiger Körner auf dem Reibstein, das Bauen von Häusern, manchmal auch schon das Schmelzen des Eisens. Die Jägervölker Nordamerikas, die Fischervölker der Südsee, die Nomadenhorden Sibiriens wie die ackerbauenden Negerstämme Afrikas üben

so noch heute mancherlei gewerbliche Technik, ohne eigene Handwerker zu besitzen. Selbst die armseligen, völlig nackten Waldstämmchen des inneren Brasiliens fertigen Keule, Bogen und Pfeil, bauen Häuser und Rindenkähne, verarbeiten Tierknochen und Stein zu Werkzeugen, flechten Trag- und Vorratskörbe, höhlen Kürbisgefäße aus, spinnen, stricken und weben, machen kunstvoll verziertes Tongeschirr, ohne die Töpferscheibe zu kennen, schnitzen ornamentierte Grabhölzer, Sitzschemel, Flöten, Kämme, Masken und bereiten mancherlei Festschmuck aus Federn, Fellen u. dgl.

Mit dem Fortschreiten zum pflugmäßigen Ackerbau verliert in den gemäßigten und kalten Ländern diese Tätigkeit mehr und mehr den Charakter des Zufälligen; die ganze Wirtschaft nimmt eine feste Ordnung an; die gute Jahreszeit muß der Rohstoffgewinnung und der Arbeit im Freien gewidmet werden; im Winter vereinigt die Stoffveredelung die Glieder des Hauses am Herd. Es bildet sich eine feste Regel für jede Art der Arbeit; jede wird nach den sich von selbst aufdrängenden Forderungen der Wirtschaftlichkeit in das häusliche Leben eingefügt; die Sitte umspinnt sie mit ihren feinen ethischen Goldfäden; sie bereichert und veredelt das Dasein der Menschen, unter denen sie von Geschlecht zu Geschlecht mit ihrer einfachen Technik und ihren urwüchsigen Formen sich überträgt. Da man nur für den eigenen Gebrauch arbeitet, so überdauert das Interesse des Produzenten an seiner Hände Werk weit die Arbeitsperiode. Er verkörpert in ihm sein bestes technisches Vermögen und seinen ganzen Kunstsinn. Gerade deshalb sind auch die Erzeugnisse des nationalen Hauswerkes für unser kunstgewerbliches Zeitalter eine so reiche Fundgrube volkstümlicher Stilmuster geworden.

Der norwegische Bauer ist nicht bloß, wie der westfälische Hofschulze in Immermanns „Münchhausen“, sein eigener Schmied und Schreiner; er baut auch sein Holzhaus selbst, fertigt seine Ackergeräte, Wagen und Schlitten,

gerbt das Leder, schnitzt mancherlei hölzernes und schmiedet selbst metallenes Hausgerät.[2]) In Island sind sogar die Bauern sehr geschickte Silberarbeiter. In Hochschottland war noch zur Zeit von Adam Smith jeder sein eigener Weber, Walker, Gerber und Schuster. In Galizien, in der Bukowina, in vielen Teilen von Ungarn und Siebenbürgen, in Rumänien, bei den südslawischen Völkerschaften gab es bis auf die neuere Zeit kaum einen anderen Handwerker, als den Schmied, und der war meist ein Zigeuner. In Griechenland und anderen Ländern der Balkanhalbinsel kamen nur etwa noch wandernde Bauarbeiter hinzu.[3]) Zahllose ähnliche Beispiele ließen sich von anderen Völkern anführen; insbesondere wird die wunderbare Anstelligkeit und Handfertigkeit der russischen und schwedischen Bauern auf ihre vielseitige technische Betätigung in der eigenen Wirtschaft zurückzuführen sein. Die gewerblichen Frauenarbeiten, das Spinnen, Weben, Brotbacken usw. sind aus

---

2) Eilert Sundt, Om Husfliden i Norge, Christiania 1867. Blom, Das Königr. Norwegen, Leipzig 1843, S. 237. Th. Forester, Norwegen und sein Volk, übersetzt von M. B. Lindau, S. 74. Norway, Kristiania 1900, S. 391. E. Sidenbladh, Schweden, 1873.

3) Vgl. Die Hausindustrie Österreichs. Ein Kommentar zur hausindustriellen Abteilung auf der allgemeinen land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung zu Wien 1890. Redigiert von W. Exner. Ferner Österreichische Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft IV, 90 ff. VIII, 22. IX, 98 und 331. A. Riegl, Textile Hausindustrie in Österreich in den „Mitteilungen des k. k. österreichischen Museums" N. F. IV, S. 411 ff. Braun und Krejcsi, Der Hausfleiß in Ungarn, Leipzig 1886. Schwicker, Statistik des Königreichs Ungarn, S. 403 ff., 411, 426 ff. J. Paget, Ungarn und Siebenbürgen, Leipzig 1842, II, S. 163. 173. 264. 269. — Iwantschoff, Primitive Formen des Gewerbebetriebs in Bulgarien, Leipzig 1896. Über die anderen Länder der Balkanhalbinsel: Reports from her Majestys diplomatic and consular agents abroad, respecting the condition of the industrial classes in foreign countries. London 1870—72. — Tarajanz, Das Gewerbe bei den Armeniern. Leipzig 1897. — Gogitschayschwili, Das Gewerbe in Georgien. Tübingen 1901. Tsur, Die gewerbl. Betriebsformen der Stadt Ningpo. Tübingen 1909. (Ergänzungsheft I u. XXX zur Ztschr. f. die ges. Staatsw.)

alter und neuer Zeit zu bekannt, als daß es darüber weiterer Worte bedürfte.

Um von dem ganzen Reichtum hauswirtschaftlicher Geschicklichkeit, die das Leben kulturarmer Völker auszeichnet, eine Vorstellung zu gewinnen, bedürfte es einer eingehenden Schilderung eben dieses Lebens selbst. Dazu fehlt uns leider hier der Raum. Es wird aber genügen, wenn folgende Sätze aus einer Darstellung des Hauswerkes in der Bukowina hier wiedergegeben werden.[4])

„Im kleinen Kreise der Familie oder doch nur innerhalb der engen Dorfgrenzen besorgt der Bukowinaer Landbewohner sich alle seine Lebensbedürfnisse selbst. Beim Bau des Hauses versteht es der Mann in der Regel, die Arbeiten des Zimmermanns, Dachdeckers u. dgl. zu versehen, während das Weib das Bemörteln der geflochtenen und gestockten Wände oder das Dichten der Blockwandfugen mit Moos, das Stampfen des Fußbodens und viele andere einschlägige Arbeiten übernehmen muß. Vom Anbau der Gespinstpflanze oder der Aufzucht des Schafes an bis zur Fertigstellung der Bett- und Kleidungsstücke aus Leinen, Wolle oder Pelzwerk, Leder, Filz oder Strohgeflecht erzeugt ferner das Bukowinaer Landvolk alles, selbst die Farbstoffe aus eigens gezogenen Pflanzen, sowie die nötigen, allerdings höchst primitiven Handwerkzeuge. Und so ist es im allgemeinen auch mit der Nahrung. Mit Aufwand ziemlich bedeutender Mühe pflegt der Bauer sein Maisfeld, stellt auf der Handmühle das Kukuruzmehl her, das er zum Backen seiner Hauptkost (Mamaliga, der Polenta ähnlich), verwendet. Auch seine einfachen Ackerwerkzeuge, die Gefäße und Geräte für die Wirtschaft und die Küche weiß er selbst herzustellen, oder es versteht das wenigstens ein Autodidakt im Dorfe. Nur die Bearbeitung

4) C. A. Romstorfer bei Exner, Die Hausindustrie Österreichs, S 159 ff. Wiglitzky, Die Bukowinaer Hausindustrie. Czernowitz 1888. Ztschr. f. österr. Volkskunde II, 62. V, 145 ff. XI, 106 ff. — Petri, Ehstland und die Ehsten (Gotha 1802), II, S. 230 f.

des Eisens, welches Material die eingeborene Bevölkerung in äußerst geringen Mengen verbraucht, überläßt er im allgemeinen den im Lande zerstreut lebenden Zigeunern."

So reich sich aber auch die gewerbliche Kunstfertigkeit des sich selbst genügenden Hauses entwickeln mag, immerhin müßte eine solche Art der Güterversorgung sich schließlich als unzulänglich erweisen, wenn das Haus bloß auf die engere blutsverwandte Gemeinschaft, die wir Familie nennen, angewiesen wäre. Allerdings ist der ältere Familienverband ein weiterer als die jetzige Familie; aber bei vielen Völkern löst sich gerade in der Zeit, wo die Bedürfnisse sich vermehren und verfeinern, die Sippe auf, und dies benimmt dem Hause die Möglichkeit einer weitergehenden Arbeitsteilung unter seinen Gliedern. Der Übergang zur berufsmäßigen Gestaltung der Produktion und zur Tauschwirtschaft wäre hier unvermeidlich, wenn es nicht gelänge, durch die Aufnahme von Sklaven oder die Ansetzung von Hörigen künstlich den Kreis des Hauses zu erweitern. Je größer die Zahl dieser unfreien Hausgenossen wird, um so leichter wird es, eine vielseitige Arbeitsteilung unter ihnen einzuführen und den einzelnen für die Ausübung einer bestimmten gewerblichen Technik auszubilden.

So finden wir schon unter den Haussklaven der reichen Griechen und Römer industrielle Arbeiter von mancherlei Art,[5]) und Karl der Große schreibt in der berühmten Anweisung über die Verwaltung seiner Landgüter genau vor, welcherlei unfreie Arbeiter auf jeder Villa gehalten werden sollen. „Ein jeder Vogt", heißt es da, „soll in seinem Dienste haben gute Werkleute, als da sind Schmiede, Gold- oder Silberarbeiter, Schuhmacher, Drechsler, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelsteller, Seifensieder, Metbrauer,

5) Vgl. H. Francotte, L'Industrie dans la Grèce ancienne, 2 tomes, Bruxelles 1901. P. Guiraud, La main-d'oeuvre industrielle dans l'ancienne Grèce, Paris 1900. Wallon, Histoire de l'Esclavage dans l'antiquité. 2e Éd. Paris 1879.

Bäcker und Netzstricker." Zahlreiche ähnliche Nachrichten liegen von den Fronhöfen der anderen Großen und den Klöstern vor. Die Handwerksleute, welche sie halten, stehen nur in ihrem Dienste; sie sind bald bloßes Hofgesinde, das in den Gebäuden des Fronhofes Wohnung und Kost empfängt, bald sind sie auf eigenen Landstellen angesiedelt, gewinnen darauf ihren Lebensunterhalt und leisten dafür in ihrer speziellen Kunst Fronarbeit. Zum Zeichen, daß sie dem Hofe mit ihrer Geschicklichkeit verpflichtet sind, führen sie den Namen officiales, officiati, d. h. Amtleute.

Wie man sieht, hat hier das Hauswerk eine umfassende Organisation gefunden, welche dem Herrn des Fronhofes eine verhältnismäßig reiche und vielseitige Konsumtion auch von Industrieprodukten erlaubt.

Aber das Hauswerk bleibt nicht reine Bedarfsproduktion. Schon auf sehr früher Entwicklungsstufe bewirkt die Ungleichheit der Naturgaben eine verschiedene Ausbildung der technischen Geschicklichkeit. Ein Volksstamm erzeugt Tongeschirr oder Steinwerkzeuge oder Pfeile, die der Nachbarstamm nicht hervorbringt. Solche Industrieprodukte verbreiten sich dann wohl unter andern Stämmen auf dem Wege des Gastgeschenks oder der Kriegsbeute, später auch auf dem des Tausches (vgl. S. 59 ff.). Bei den alten Griechen ließen reiche Sklavenbesitzer eine größere Zahl ihrer unfreien Arbeiter, die sie nicht in der eigenen Wirtschaft brauchten, für eine bestimmte Industrie abrichten und produzierten dann für den Markt. Noch häufiger ist es, daß die Bauernfamilien Überschüsse ihrer gewerblichen Hausarbeit in ähnlicher Weise in den Austausch bringen, wie die Überschüsse ihrer Landwirtschaft und Viehzucht. Wie es im Alten Testament zum Lobe der tugendsamen Hausfrau gehört, daß sie selbstgefertigte Stoffe dem Krämer verkauft, so trägt noch heute die Negerfrau in Zentralafrika die von ihr erzeugten Töpfe oder Rindenstoffe zum Wochenmarkte, um sie gegen Salz oder Perlen umzutauschen. So hat auch in vielen Teilen Deutschlands

die ländliche Bevölkerung seit dem Mittelalter auf den städtischen Märkten und Messen ihr Leinentuch abgesetzt, und in merkantilistischer Zeit hat man in Schlesien und Westfalen staatliche Einrichtungen getroffen, um die Hausleinwand exportfähig zu machen (Linnenleggen). In den Ostseeländern ist das grobe Wollenzeug, welches noch heute die estnischen Bauernfrauen zu weben verstehen, das Vadhmâl, im Mittelalter einer der verbreitetsten Handelsartikel gewesen und hat geradezu als Geld gedient. Ähnlich sind bei manchen Völkern Afrikas diejenigen Produkte des Hauswerks, welche bei den Nachbarstämmen gemacht werden, allgemeine Tauschmittel. In den japanischen Dörfern wird fast in jedem Hause aus der auf eigenen Feldern gewonnenen Baumwolle Garn gesponnen und Zeug gewoben, von dem ein Teil in den Austausch kommt. In Schweden durchwandern die Westgoten und Smaländer fast das ganze Land, um die zu Hause gewirkten Zeuge zum Verkaufe auszubieten. In Ungarn, Galizien, Rumänien und den südslawischen Ländern trifft man überall auf den städtischen Wochenmärkten Bauern, welche ihre Ton- und Holzwaren, Bäuerinnen, welche neben Gemüse und Eiern die selbstgefertigten Schürzen, die gestickten Bänder und Spitzen auslegen.

Namentlich wenn sich der Grundbesitz zersplittert und zum Unterhalte einer Familie nicht mehr ausreicht, verlegt sich ein Teil der ländlichen Bevölkerung auf einen besonderen Zweig des Hauswerkes und produziert dann in ähnlicher Weise für den Markt, wie unsere süddeutschen Kleinbauern Wein, Hopfen oder Tabak erzeugen. Der nötige Rohstoff wird anfangs noch auf dem eigenen Felde oder aus dem Gemeindewalde gewonnen, später auch wohl gekauft. Allerlei verwandte Produktionen schließen sich an, und so bildet sich, wie in vielen Teilen Rußlands, aus dem Hauswerk ein unendlich formenreiches bäuerliches Kleingewerbe.

Aber die Entwicklung kann auch anders verlaufen,

und dann entsteht ein selbständiger gewerbetreibender Berufsarbeiterstand und damit unser zweites gewerbliches Betriebssystem: das Lohnwerk. Während bis dahin alle gewerbliche Technik in enger Verbindung mit dem Grundbesitz und der Urproduktion ausgeübt wurde, löst sich nunmehr der geschickte Hauswerksarbeiter von dieser Verbindung ab und begründet gerade auf diese seine technische Geschicklichkeit eine eigene, vom Grundbesitz allmählich unabhängig werdende Existenz. Aber er hat bloß sein einfaches Werkzeug, kein Betriebskapital. Er betätigt deshalb seine Kunst immer an fremdem Rohstoff, den ihm der Erzeuger dieses Rohstoffes liefert, der zugleich der Konsument der fertigen Produkte ist.[6])

Dabei sind wieder zwei verschiedene Formen dieses Verhältnisses möglich. Entweder wird der Lohnwerker zeitweise in das Haus genommen, erhält Kost und, wenn er nicht am Orte ansässig ist, auch Wohnung, sowie einen Taglohn und bleibt nur so lange, bis die Bedürfnisse seines Kunden befriedigt sind. Wir nennen das in Süddeutschland auf die Stör gehen und können danach die ganze Betriebsform Stör, den so arbeitenden Gewerbetreibenden einen Störer nennen. Die Schneiderinnen und Näherinnen, welche vielerorts von den Frauen ins Haus genommen zu werden pflegen, können die Sache veranschaulichen.

Oder der Lohnwerker hat bei seiner Wohnung eine eigene Betriebsstätte, und es wird ihm der Rohstoff hinaus-

6) Wo der gewerbliche Arbeiter bis dahin in einem Unfreiheitsverhältnisse stand, wird seine Emanzipation nicht selten durch das Interesse des seitherigen Herrn gefördert, der dafür dem Publikum gegenüber noch eine Zeitlang die Garantie gegen Materialunterschlagung übernimmt. Vgl. Lex Burgund. 21, 2: Quicunque vero servum suum aurificem, argentarium, ferrarium, fabrum aerarium, sartorem vel sutorem in publico attributum artificium exercere permiserit, et id, quod ad facienda opera a quocunque suscepit, fortasse everterit, dominus eius aut pro eodem satisfaciat aut servi ipsius, si maluerit, faciat cessionem.

gegeben. Für die Bearbeitung desselben erhält er Stücklohn. Der Leinenweber, der Müller und der Lohnbäcker auf dem Lande sind Beispiele. Wir wollen diese Form als Heimwerk bezeichnen. Sie findet sich hauptsächlich bei Gewerben, welche feststehender, schwer transportierbarer Produktionsmittel (Mühlen, Backöfen, Webstühle, Feueressen u. dgl.) bedürfen.

Beide Formen des Lohnwerks sind noch jetzt sehr häufig in allen Teilen der Erde. Es ließen sich Beispiele aus Indien und Japan, aus Marokko und dem Sudan und fast aus allen Ländern Europas anführen. Das System läßt sich schon in babylonischen Tempelurkunden und im alten Ägypten nachweisen; es kann von Homer ab durch das ganze Altertum und Mittelalter bis auf die neueste Zeit in der Literatur verfolgt werden. Die gesamte Auffassung, in welcher die griechischen und römischen Rechtsquellen das Verhältnis des Kunden zum selbständigen (persönlich freien oder unfreien) Handwerker sehen, beruht auf dem Lohnwerk;[7]) zahlreiche Bestimmungen des mittelalterlichen Zunftrechts finden nur aus ihm ihre Erklärung.

Noch heute ist es in den Alpenländern die vorherrschende Betriebsweise auf dem Lande. Der steirische Schriftsteller P. K. Rosegger hat in einem anziehenden Buche[8]) seine Erlebnisse als Lehrling eines in den Bauernhöfen umherziehenden Schneiders geschildert. „Die Bauernhandwerker", sagt er in der Vorrede, „als der Schuster, der Schneider, der Weber, der Böttcher (anderwärts auch der Sattler, der Wagner, der Schreiner, überhaupt alle Bauhandwerker) sind in vielen Alpengegenden eine Art

7) Im Diokletianischen Edikt de pretiis rerum venalium vom Jahre 301 erscheint es geradezu als die herrschende Betriebsform. Vgl. meine Aufsätze in der Ztschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 50 (1894), besonders S. 673 ff.

8) Aus meinem Handwerkerleben, Leipzig 1880. — Vgl. auch Hansjakob, Schneeballen. Erste Reihe (Volks-Ausg.), S. 12 f. 219. 224. Wilde Kirschen, S. 347.

Nomadenvolk. Sie haben wohl irgend eine bestimmte Wohnung, entweder im eigenen Häuschen oder in der gemieteten Stube eines Bauernhofes, wo ihre Familie lebt, wo sie ihre Habseligkeiten bergen und wo sie ihre Sonn- und Feiertage zubringen; am Montagmorgen aber nehmen sie ihr Werkzeug auf den Rücken oder in die Seitentasche und gehen auf die Stör, d. h. sie gehen auf Arbeit aus und heimsen sich im Bauernhause, wohin sie bestellt sind, so lange ein, bis sie die bestimmte Arbeit, den Hausbedarf, verfertigt haben. Dann wenden sie sich wieder zu einem anderen Hof. Der Handwerker wird in seinem Störhause wie zur Familie gehörig betrachtet"; zum Übernachten für ihn hat jeder Bauernhof eine eigene Stube mit einem „Handwerkerbett"; wo er in der Woche gearbeitet hat, wird er am Sonntag zu Tische geladen.

Fast mit den gleichen Ausdrücken werden uns die gewerblichen Verhältnisse auf dem Lande in Schweden und manchen Teilen Norwegens geschildert. In Rußland und den südslawischen Ländern sind Hunderttausende von Lohnwerkern, namentlich den Bau- und Bekleidungsgewerben angehörig, welche ein ständiges Wanderleben führen und wegen der großen Entfernungen oft ein halbes Jahr und mehr von ihrer Heimat fortbleiben.

Entwicklungsgeschichtlich haben die beiden Formen des Lohnwerks verschiedenen Ursprung. Die Stör begründet sich auf den ausschließlichen Besitz spezieller Arbeitsgeschicklichkeit, das Heimwerk auf den ausschließlichen Besitz stehender Produktionsmittel. Auf dieser Grundlage entstehen zunächst allerlei Mischformen zwischen Haus- und Lohnwerk.

Der Störarbeiter ist anfangs ein erfahrener Nachbar, der bei der Ausführung eines wichtigen Werkes als Leiter und Ratgeber zu Hilfe gebeten wird; die Arbeit selbst aber wird noch von den Hausgenossen geleistet.[9]) Auch

9) So beim Hausbau auf den Faröer: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde III (1893), S. 163. Auf den Karolinen-Inseln ist der Takelbau

später bleibt noch lange die Gewohnheit, daß die Familienangehörigen des Kunden dem Meister und seinen Gesellen die nötigen Handreichungen tun, und dies wird auf dem Lande, z. B. bei Bauarbeiten, noch heute so gehalten.

Beim Heimwerk ist der spätere Gewerbetreibende zuerst bloß Eigentümer der Betriebsanlage und technischer Leiter der Produktion, während der Kunde die eigentliche Arbeit verrichtet, und so ist es auf dem Lande bei Ölschlägereien, Reibmühlen für Flachs, Schälmühlen für Gerste und Hafer, Einrichtungen zur Obstweinbereitung manchmal noch heute. In vielen norddeutschen Städten waren im Mittelalter die Mälzer und Brauer bloß Besitzer von Malzdarren und Brauhäusern, welche den Bürgern gegen Vergütung die Gelegenheit boten, selbst ihre Gerste zu mälzen und ihr Bier zu brauen. In den Getreidemühlen stellte der Kunde wenigstens den Rheder, welcher das Sieben des Mehles besorgte. Noch heute ist es in manchen Gegenden Sitte, daß die Bauernfrau das Brot in ihrem Hause selbst ausformt, nachdem sie vorher den Teig geknetet hat; der Bäcker stellt bloß den Backofen zur Verfügung, heizt ihn und überwacht das Ausbacken. Ähnlich ist in französischen und westschweizerischen Städten das Verhältnis der öffentlichen Waschanstalten, welche ihren Kunden die Geräte zum Waschen und heißes Wasser, oft auch noch einen Trockenplatz bieten, während die Arbeit von den Dienstboten oder weiblichen Familienangehörigen der Kunden geleistet wird. Die letzteren bringen die gereinigte und getrocknete Wäsche später zur Mange, um sie zu glätten, wobei der Besitzer durch Drehen der Kurbel hilft. Die Bezahlung erfolgt nach Benutzungsstunden. In Posen

---

oder Baumeister fast nur der Geisterbeschwörer, der die bösen Mächte bannt, die den Neubau bedrohen: Kubary, Ethnogr. Beiträge S. 227 ff. Anders beim Wagenbau in Armenien, wo der erfahrene Nachbar gegen ein Geschenk die Zusammensetzung des Gefährtes leitet, nachdem die einzelnen Teile desselben von den Hausgenossen angefertigt sind: Tarajanz a. a. O. S. 27. Vgl. Gogitschayschwili a. a. O. S. 61 f.

und Westpreußen war vor kurzem noch die Sitte erhalten, daß der Besitzer einer Schmiede bloß das Feuer und das Handwerkszeug sowie das Eisen lieferte, die Arbeit aber seinen Kunden selbst überließ.[10])

Volkswirtschaftlich betrachtet ist das wesentliche am Lohnwerk, daß es kein Betriebskapital kennt. Weder der Rohstoff noch das fertige Gewerbeprodukt wird für seinen Erzeuger jemals zum Mittel des Erwerbs. Art und Umfang der Produktion bestimmt noch immer der Grundbesitzer, der den Rohstoff erzeugt; er leitet auch den ganzen Produktionsprozeß. Der Bauer gewinnt den Roggen auf seinem Acker, drischt und reinigt ihn und gibt dann das Korn dem Müller gegen Naturallohn (Molter) zum Vermahlen; das Mehl erhält der Bäcker und liefert gegen Backlohn und Ersatz des Heizmaterials eine Anzahl Brotlaibe daraus. Vom Momente der Aussaat bis zum Augenblick des Brotgenusses ist das Produkt niemals Kapital gewesen, sondern immer nur Gebrauchsgut auf dem Wege zur Genußreife. An das fertige Fabrikat heften sich keine Unternehmergewinne und Zinsenzuschläge oder Austauschprofite, sondern nur Arbeitslöhne.

Es ist dies unter einfachen Kulturzuständen und bei geringen Bedürfnissen eine durchaus wirtschaftliche Produktionsweise, die, wie das Hauswerk, die Güte des Produkts und die völlige Anpassung der Gütererzeugung an

---

10) „Erlebnisse eines Geistlichen im östl. Grenzgebiet" in der „Tägl. Rundschau" Unterh.-Beilage, 1897, Nr. 258. Interessant ist hier die Lieferung des Eisens durch den Betriebsinhaber, wodurch diese Betriebsweise zum Handwerk überleitet. Auch gibt es Mischformen zwischen Stör und Heimwerk. Dahin gehört der russische Wanderschneider, der in jedem Dorfe, wo er Kunden hat, sich auf einige Zeit einmietet und Lohnwerk macht. Ähnlich (nach Tarajanz) die Silberschmiede in Armenien. In letzterem Lande hat der Besitzer einer Ölmühle seine Betriebseinrichtung, die nötigen Arbeiter und die Büffel zum Treiben des Werkes zur Verfügung zu stellen; der Kunde arbeitet nicht nur selbst mit, sondern er bezahlt und beköstigt auch die Arbeiter und liefert das Futter für die Ochsen.

den Bedarf sichert. Sie vermeidet den Tausch, wo dieser nur auf Umwegen dazu führen würde, den Rohstofferzeuger mit den aus seinem eigenen Produkt gefertigten Fabrikaten zu versorgen. Aber sie bürdet dem Konsumenten auch das Risiko der gewerblichen Produktion auf; nur diejenigen Bedürfnisse können angemessene und rechtzeitige Deckung finden, welche sich voraussehen lassen, während plötzlich auftretender Bedarf oft unbefriedigt bleiben muß, weil der Lohnwerker gerade anderweitig in Anspruch genommen ist. Beim Heimwerk kommt dazu die Gefahr, daß der Rohstoff zum Teil unterschlagen oder vertauscht wird. Auch für den Lohnwerker bringt das System manche Nachteile. Dahin gehört die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung, welche bald Überspannung, bald völliges Brachliegen der Arbeitskraft hervorruft, bei der Stör auch der Zeitverlust und die Unbequemlichkeit des Wanderns.

In unserer heutigen Wirtschaft fristen darum beide Formen des Lohnwerks nur da befriedigend ihr Dasein, wo die freibleibende Zeit in einem landwirtschaftlichen Nebenbetrieb verwertet werden kann. In Indien beherrschten sie bis auf die neueste Zeit das gesamte nationale Gewerbe. „Der Handwerker hat gewöhnlich kein anderes Kapital als seine Werkzeuge und arbeitet nur auf Bestellung: ist er isoliert, wie beim Dorfgewerbe, so sucht ihn der Kunde auf, vertraut ihm Gold, Silber, Elfenbein, Holz an, nimmt ihn selbst manchmal auf Taglohn ins Haus. In den Städten arbeiten viele Gewerbetreibende für Kaufleute, die sie durch Material- oder Geldvorschüsse in Abhängigkeit erhalten; meist haben sie nichts in der Hand als den Gegenstand, mit dem sie gerade beschäftigt sind. Die Produkte ihrer Arbeit gehören ihnen nicht; wer sie kaufen will, muß sich an den benachbarten Kaufmann wenden."[11])

Im Mittelalter hat das Lohnwerk die Befreiung der Handwerker aus der Hörigkeit und dem Hofrecht unend-

11) A. Métin, Musée social. Mém. et Docum. 1902, S. 427.

lich erleichtert, da es für den Beginn eines selbständigen Gewerbebetriebs kein nennenswertes eigenes Vermögen voraussetzt. Mit großem Unrecht wird noch immer der zünftige Handwerkerstand des Mittelalters als ein Stand kleiner Kapitalisten angesehen. Er war vielmehr im wesentlichen ein gewerblicher Arbeiterstand, der sich von den heutigen Arbeitern dadurch unterschied, daß jeder für viele Konsumenten, nicht für den einzelnen Unternehmer arbeitete. Die Stofflieferung durch den Besteller findet sich fast bei allen mittelalterlichen Handwerken; ja sie dauerte bei vielen selbst dann noch Jahrhunderte hindurch fort, als der Besteller den Rohstoff nicht mehr in eigener Wirtschaft erzeugte, sondern ihn kaufen mußte, wie das Leder für den Schuster, das Tuch für den Schneider.[12]) Nur sehr langsam bürgert sich die Materialstellung durch den Meister ein, anfangs bloß für die ärmeren Kunden, später auch für die vermögenden. So entsteht das Handwerk in dem Sinne, in welchem es heute gewöhnlich verstanden wird; neben ihm aber erhält sich noch lange das Lohnwerk, ja es tritt vielfach in den Dienst des Handwerks. So ist der Gerber Lohnwerker des Schusters und Sattlers, der Müller Lohnwerker des Bäckers, der Wollschläger, Färber und Walker Lohnwerker des Tuchmachers.

Von den beiden Formen des Lohnwerks geht in den Städten zuerst die Stör unter. Dieser Untergang wird durch das Eingreifen der Zünfte wesentlich beschleunigt.[13])

12) Ähnliches hat Thorold Rogers, Six centuries of work and wages, London 1891, p. 144. 179. 338 für England festgestellt. Vgl. auch Ashley, Engl. Wirtschaftsgeschichte, übersetzt von R. Oppenheim II, S. 103. — Widerspruch gegen die im Texte vorgetragene Auffassung hat G. v. Below in der Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte V, S. 124—164 und 225—247 erhoben. Seine Ausführungen haben mich in dem entscheidenden Punkte nicht überzeugt, wie im Anhang zur 3. Aufl., S. 450 ff. weiter ausgeführt wurde. Belows Erwiderung: Hist. Ztschr. N. F. LIV, S. 102 f.

13) Es mag bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht sein, darauf hinzuweisen, daß bei Abgrenzung der zünftigen Gewerbegerechtsame auch

Die Stör erinnerte zu sehr an die alte Hörigkeit. Der Gewerbetreibende ist bei ihr sozusagen nur eine besondere Art von Taglöhner, der sich einer fremden Hausordnung zeitweise fügen muß. Daher finden wir seit dem XIV. Jahrhundert in den Zunftordnungen zahlreiche Verbote, daß die Meister in den Häusern arbeiten. Aus derselben Ursache schreibt sich der Haß, den die städtischen gegen die Landhandwerker betätigen; denn diesen ließ sich das Arbeiten auf der Stör nicht wohl verbieten. Schließlich wird Störer oder Bönhase zum allgemeinen Schimpfwort für diejenigen, welche ohne zünftige Gewerbeberechtigung arbeiten. In den norddeutschen Städten nahmen die Zunftmeister das Recht für sich in Anspruch, die Störer in den Häusern ihrer Kunden aufzuspüren und sie zur Verantwortung zu ziehen (die sog. Bönhasenjagd), und die öffentliche Gewalt war manchmal schwach genug, ihnen diesen Bruch des bürgerlichen Hausfriedens nachzusehen.

Freilich wurde die Verdrängung des einen Betriebssystems durch das andere den Zünften nicht überall so leicht gemacht. Schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts tritt ihnen die fürstliche Landeshoheit im Herzogtum Österreich energisch entgegen. In der chursächsischen Landesordnung von 1482 werden Schuster, Schneider, Kürschner, Tischler, Glaser und andere Handwerker, welche sich ohne hinreichenden Grund im Kundenhause zu arbeiten weigern sollten, mit der für damalige Verhältnisse hohen Strafe von 3 Gulden bedroht. In Basel wurde 1526 zur Aufrechterhaltung „alten löblichen Brauchs" eine genaue Ordnung für die Hausschneider gegeben. In zahlreichen deutschen Territorien wurden für die verschiedenen Arten von

das alte Hauswerk in Mitleidenschaft gezogen worden war. In sehr vielen Zunftordnungen findet sich die Bestimmung, daß der Nichtzünftige wohl Handwerksprodukte verfertigen darf, aber nur soviel er in seinem Hause braucht, nicht für den Verkauf. Es war damit die oben S. 163 f. geschilderte Überschußproduktion des Hauses für den Markt unmöglich gemacht.

Lohnwerkern sehr ins einzelne gehende Taxordnungen aufgestellt. So hat sich in manchen Gewerben, namentlich bei den Bauhandwerkern, das Lohnwerk bis auf die Gegenwart erhalten.

Bei der Mehrzahl aber trat an seine Stelle dasjenige Betriebssystem, welches man heute unter dem Namen Handwerk begreift, und das ich bereits im Eingang gekennzeichnet habe.[14] Man könnte es auch Preiswerk nennen, um den Gegensatz gegen das Lohnwerk schärfer herauszuheben. Denn der Handwerker unterscheidet sich vom Lohnwerker nur dadurch, daß er im Besitze sämtlicher Produktionsmittel ist, und daß er das fertige Produkt, welches aus dem von ihm gelieferten Rohstoff und der darin verkörperten Arbeit zusammengesetzt ist, um einen bestimmten Preis verkauft, während der Lohnwerker bloß Vergütung für seine Arbeit empfängt.

Alle wichtigen Eigentümlichkeiten des Handwerks lassen sich in das eine Wort zusammenfassen: Kundenproduktion. Die Art des Absatzes ist es, die dieses Betriebssystem vor allen späteren auszeichnet. Der Handwerker arbeitet immer für den Konsumenten seines Produkts, sei es, daß dieser durch Bestellung einzelner Stücke ihm dazu die Anregung gibt, sei es, daß beide auf dem Wochen- oder Jahrmarkte sich treffen. Bestellungs- und Marktarbeit müssen einander ergänzen, wenn „tote Zeiten" vermieden werden sollen. In der Regel ist das Absatzgebiet ein lokales: die Stadt und ihre nähere Umgebung. Der Kunde kauft aus der ersten, der Handwerker liefert an die letzte Hand. Dies sichert Anpassung an den Bedarf und gibt dem ganzen Verhältnis einen ethischen Zug: der Produzent fühlt sich dem Konsumenten gegenüber verantwortlich für seine Arbeit.

Mit dem Aufkommen des Handwerks geht sozusagen

14) Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es nicht auch Handwerke gab, welche ohne die Mittelstufe des Lohnwerks direkt aus dem Hauswerk hervorgegangen waren.

ein breiter Riß durch den volkswirtschaftlichen Produktionsprozeß. Hatte seither der Grundeigentümer diesen ganzen Prozeß geleitet, wenn auch mit Zuhilfenahme fremder Lohnarbeiter, so gibt es jetzt zwei Arten von Wirtschaften, von denen jede nur einen Teil des Produktionsprozesses vollzieht: die eine erzeugt das Rohprodukt, die andere das Fabrikat. Es ist ein Grundsatz, den das Handwerk, wo immer möglich, zu betätigen gesucht hat: ein Gut sollte alle Stadien der Veredelung in einer Werkstätte durchlaufen. Dadurch wurden die Kapitalerfordernisse verringert und häufige Gewinnzuschläge zum Preise vermieden. Durch die Erlangung eines eigenen Betriebskapitals wird der Handwerkerstand aus einer bloß lohnerwerbenden Arbeiterklasse zu einem besitzenden Produzentenstand, und das bewegliche Vermögen, das sich jetzt, losgelöst vom Grundeigentum, in seiner Hand sammelt, wird die Grundlage einer eigenen sozialen und politischen Berechtigung, die in dem Bürgerstande verkörpert ist.

Das direkte Verhältnis des Handwerkers zu den Konsumenten seiner Produkte bedingt die Kleinhaltung des Gewerbes. Droht ein Handwerksbetrieb zu groß zu werden, so splittern sich neue Handwerke ab, die einen Teil seines Produktionsgebietes übernehmen. Das ist die Arbeitsteilung des Mittelalters,[15]) die immer neue selbständige Existenzen schafft und die später zu jener eifersüchtigen Abgrenzung der Arbeitsgebiete führte, welche einen guten Teil der Kraft des Zunftwesens in inneren Streitigkeiten aufzehrte.

Das Handwerk ist eine spezifisch städtische Erscheinung. Völker, die wie die Russen kein eigentliches Städtewesen ausgebildet haben, kennen auch kein nationales Handwerk. Darin liegt aber auch, daß mit der Ausbildung größerer zentralisierter Staatswesen und einheitlicher Verkehrsge-

15) Näheres über diese in meinem Buche: „Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. und XV. Jahrhundert" I, S. 228. Vgl. auch die Vorträge III und VIII.

biete das Handwerk zurückgehen mußte. Es bildete sich im XVII. und XVIII. Jahrhundert unter dem Einfluß stetiger Volksvermehrung ein neues Betriebssystem, das nicht mehr auf den lokalen, sondern auf den nationalen und internationalen Markt begründet war. Unsere Vorfahren haben dieses mit dem Doppelnamen Manufakturen und Fabriken bezeichnet, ohne zwischen beiden Ausdrücken einen Unterschied zu machen. Näher besehen, handelt es sich eigentlich um zwei verschiedene Betriebssysteme. Das eine hat man seither mit dem mißverständlichen Worte Hausindustrie belegt; wir wollen es Verlagssystem nennen; das andere ist unsere Fabrik. Beide Systeme stellen sich die Aufgabe, ein weites Marktgebiet mit Industrieprodukten zu versorgen; beide bedürfen dazu einer größeren Zahl von Arbeitern; verschieden nur sind sie in der Art, wie sie jene Aufgabe lösen und die Arbeiter organisieren.

Am einfachsten verfährt dabei das Verlagssystem. Es läßt die seitherige Produktionsweise zunächst ganz unberührt und beschränkt sich darauf, den Absatz zu organisieren. Der Verleger ist ein kaufmännischer Unternehmer, der regelmäßig eine größere Zahl von Arbeitern außerhalb seiner eigenen Betriebsstätte in ihren Wohnungen beschäftigt. Diese Arbeiter sind entweder ehemalige Handwerker, welche fortan anstatt für viele Konsumenten für den einen Händler produzieren. Oder sie sind ehemalige Lohnwerker, welche jetzt den Rohstoff, den sie verarbeiten, nicht mehr vom Konsumenten, sondern vom Kaufmann empfangen. Oder es sind endlich Bauernfamilien, welche ehemalige Hauswerksprodukte jetzt als Marktware erzeugen, die durch den Verleger in den Welthandel gebracht wird.

Verleger kommt von Verlag = Vorlage, Vorschuß. Der Verleger schießt den kleinen Produzenten, die anfangs noch eine ziemlich selbständige Stellung haben, bald bloß den Kaufpreis ihrer Produkte vor, bald liefert er ihnen auch den Rohstoff und zahlt dann Stücklohn, bald gehört

ihm sogar das Hauptwerkzeug (der Webstuhl, die Stickmaschine usw.). Nach und nach sinken die kleinen Produzenten, da sie nur einen Abnehmer haben, in immer tiefere Abhängigkeit herunter; der Verleger wird ihr Arbeitgeber, und sie sind Arbeiter, auch wenn sie formell den Rohstoff selbst liefern.

Es dürfte nicht nötig sein, hier das Verlagssystem und sein Arbeitsverhältnis, die Hausindustrie, des näheren zu schildern. Wir haben Beispiele genug in den deutschen Gebirgsgegenden: die Strohflechterei, die Uhren- und Bürstenfabrikation im Schwarzwald, die oberbayerische Schnitzerei, die Spielwarenfabrikation im Meininger Oberland, die vogtländische Stickerei, die erzgebirgische Spitzenklöppelei usw. Die Geschichte und die gegenwärtige Lage dieser Industrien ist in neuerer Zeit vielfach untersucht worden. Ich kann darauf ebensowenig eingehen, wie auf den großen Formenreichtum, den gerade dieses Betriebssystem aufweist.

Das Wesentliche ist und bleibt bei ihm immer, daß das gewerbliche Produkt, ehe es in den Konsum gelangt, Warenkapital, d. h. Erwerbsmittel für eine oder mehrere kaufmännische Zwischenpersonen wird. Mag der Verleger das Produkt auf den Weltmarkt bringen, mag er in der Stadt ein Verkaufsmagazin halten, mag er die Ware fertig zum Verschleiß vom Hausarbeiter empfangen, mag er sie einer letzten Appretur unterwerfen; mag der Arbeiter sich Meister nennen und Gesellen halten, mag er nebenbei Landwirtschaft treiben — immer wird der Hausindustrielle von dem eigentlichen Markte seines Produkts und von der Kenntnis der Absatzverhältnisse weit entfernt sein, und darin liegt die Hauptursache seiner trostlosen Schwäche.

Hat beim Verlag das Kapital sich bloß des Vertriebs der Produkte bemächtigt, so ergreift es bei der Fabrik den ganzen Produktionsprozeß. Der Verlag rafft, um die ihm vorliegende Produktionsaufgabe zu bewältigen, eine große Zahl gleichartiger Arbeitskräfte lose zusammen, be-

stimmt die Richtung ihrer Produktion, die für jede annähernd die gleiche ist, und läßt ihr Arbeitsprodukt wie in ein großes Reservoir zusammenfließen, ehe er es in alle Welt verschickt. Die Fabrik organisiert den ganzen Produktionsprozeß; sie faßt verschiedenartige Arbeiter in gegenseitiger Über- und Unterordnung zu einer einheitlichen wohldisziplinierten Körperschaft zusammen, vereinigt sie in eigener Betriebsstätte, stattet diese mit einem großen vielgliedrigen Apparat mechanischer Produktionsmittel aus und steigert dadurch in eminentem Maße ihre Leistungsfähigkeit. Die Fabrik unterscheidet sich vom Verlagssystem wie das wohlgeordnete, einheitlich bewaffnete Kriegsheer der Linie vom bunt zusammengewürfelten Landsturm.

Das Geheimnis ihrer Stärke als Produktionsanstalt liegt also in der zweckmäßigen Arbeitsverwendung. Um diese zu erzielen, schlägt sie einen eigentümlichen Weg ein, der auf den ersten Blick ein Umweg zu sein scheint. Sie zerlegt die gesamte in einem Produktionsprozeß nötige Arbeit möglichst in ihre einfachsten Elemente, trennt die schwere von der leichten, die mechanische von der geistigen, die qualifizierte von der rohen Arbeit. Dadurch gelangt sie zu einem System aufeinander folgender Verrichtungen und wird in den Stand gesetzt, Menschenkräfte der verschiedensten Art: gelernte und ungelernte, Männer, Frauen und Kinder, Hand- und Kopfarbeiter, technisch, künstlerisch und kaufmännisch gebildete, neben und nach einander zu beschäftigen. Die Beschränkung jedes einzelnen auf einen kleinen Teil des Arbeitsprozesses bewirkt eine gewaltige Steigerung des Gesamtprodukts. Hundert Fabrikarbeiter leisten in dem gleichen Produktionsverfahren mehr als hundert selbständige Handwerksmeister, obwohl von den letzteren jeder den ganzen Arbeitsvorgang beherrscht, von den ersteren jeder nur einen kleinen Teil desselben. Soweit der Kampf des Handwerks mit der Fabrik auf technischem Gebiete liegt, ist er ein Beweis,

wie der Schwache den Starken überwindet, wenn er von überlegener Geisteskraft geführt wird.

Die Maschine ist nicht das Wesentliche bei der Fabrik; aber die eben geschilderte Arbeitszerlegung hat, indem sie die Arbeitsleistung in einfache Bewegungen auflöste, die Maschinenverwendung unendlich gefördert und vermannigfaltigt. Maschinen hat man seit alter Zeit im Gewerbe beschäftigt, Arbeits- und Kraftmaschinen. Für die Fabrik aber hat ihre Verwendung erst die heutige Bedeutung erlangt, als es gelungen war, eine ununterbrochen gleichmäßig wirkende, überall anwendbare Triebkraft, den Dampf, einzuspannen, und auch hier nur im Zusammenhang mit dem eigentümlichen Arbeitssystem der Fabrik.

Ein Beispiel mag das Gesagte verdeutlichen. Im Jahre 1787 hatte der Kanton Zürich 34000 Handspinner und -spinnerinnen, welche Baumwollgarn erzeugten; nach der Einführung der englischen Spinnmaschinen produzierten wenige Fabriken das gleiche oder ein größeres Quantum Garn, und die Zahl ihrer Arbeiter (meist Frauen und Kinder) betrug kaum ein Drittel der vorigen. Wie kam das? Durch die Maschinen!? Aber war denn das Spinnrad keine Maschine? Gewiß, und zwar eine sehr kunstreiche. Also war Maschine durch Maschine verdrängt worden. Oder vielmehr, was seither eine Handspinnerin mit ihrem Rade geleistet hatte, das wurde jetzt durch die aufeinanderfolgende Arbeit einer ganzen Reihe verschiedenartiger Arbeiter und verschiedener Maschinen geleistet. Der ganze Spinnprozeß war in seine einfachsten Elemente zerlegt worden; es waren ganz neue Manipulationen entstanden, zu deren Ausführung zum Teil auch unreife Arbeitskräfte noch brauchbar waren.

Aus der Arbeitszerlegung gehen die weiteren Eigentümlichkeiten der Fabrik hervor: die Notwendigkeit des Großbetriebs, das bedeutende Kapitalerfordernis, die wirtschaftliche Unselbständigkeit der Arbeiter.

In Beziehung auf die beiden letzten Punkte offenbart sich uns leicht ein wichtiger Unterschied zwischen Fabrik- und Verlagssystem. Das große stehende Kapital sichert der Fabrik einen stetigen Betrieb. Der Verleger kann bei verminderter Nachfrage seine Hausindustriellen außer Beschäftigung setzen, ohne selbst Kapitalverluste befürchten zu müssen; aber der Fabrikant muß in solchem Falle weiter produzieren, weil er den Zinsverlust und die Wertverminderung des stehenden Kapitals fürchtet und seinen eingeschulten Arbeiterstamm nicht verlieren darf. Darum wird sich voraussichtlich das Verlagssystem in den Industriezweigen von rasch wechselnder Nachfrage und großer Mannigfaltigkeit der Warensorten noch lange neben der Fabrik behaupten.

Wollen wir zum Schlusse die fünf gewerblichen Betriebssysteme mit wenigen Worten charakterisieren, so können wir sagen: Hauswerk ist gewerbliche Eigenproduktion, Lohnwerk ist Kundenarbeit, Handwerk ist Kundenproduktion, Verlag ist dezentralisierte und Fabrik zentralisierte Warenproduktion. Und wie keine volkswirtschaftliche Erscheinung isoliert dasteht, so ist auch jedes dieser industriellen Betriebssysteme nur ein Ausschnitt aus einer großen Wirtschafts- und Sozialordnung. Das Hauswerk ist die Stoffumformung der autonomen Hauswirtschaft; das Lohnwerk gehört in die Zeit des Übergangs von der geschlossenen Haus- zur Stadtwirtschaft; die Blüte des Handwerks fällt in die Periode der ausgebildeten Stadtwirtschaft; das Verlagssystem leitet von der Stadtwirtschaft zur National- oder Volkswirtschaft (geschlossenen Staatswirtschaft) hinüber, und die Fabrik ist das Betriebssystem der ausgebildeten Volkswirtschaft.

Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, wie jedes industrielle Betriebssystem sich organisch in die Produktionsordnung seiner Zeit einfügt, und wie es sich mit einer Reihe verwandter Erscheinungen auf dem Gebiete der Urproduktion, der persönlichen Dienste, des Handels,

des Transports wechselseitig bedingt. Dem aufmerksamen Auge kann es kaum entgehen, daß alle Keime der hier in ihren wichtigsten Stufen geschilderten Entwicklung in der Urzelle der Gesellschaft, der Familie oder, um wirtschaftlich zu sprechen, in der Produktionsordnung des geschlossenen Hauses liegen. Von dieser uralten lebenstrotzenden Gemeinschaft, in der alles individuelle Dasein verschwand, haben sich auf dem Wege der Differenzierung und Integration fortgesetzt Teile abgelöst und immer mehr verselbständigt. Das Lohnwerk ist nur ein Wurzelschößling am Baume der geschlossenen Hauswirtschaft; das Handwerk bedarf noch ihres Schirmes, um zu gedeihen; der Verlag macht den Vertrieb der Produkte zu einer eigenen Unternehmung, während die Produktion fast auf die erste Entwicklungsstufe zurücksinkt; die Fabrik dagegen durchdringt den ganzen Produktionsprozeß mit dem Unternehmerprinzip: sie ist eine selbständige, von allen konsumtiven Elementen befreite Wirtschaft, sachlich und örtlich vom Haushalt der Beteiligten getrennt.

Und ähnlich ändert sich die Stellung des Arbeiters. Mit dem Beginn des Lohnwerkes trennt sich der Industriearbeiter persönlich von der geschlossenen Hauswirtschaft des Grundeigentümers; mit dem Übergang zum Handwerk wird er durch die Herausziehung der Betriebsmittel auch sachlich frei und selbständig. Durch das Verlagssystem tritt er persönlich in eine neue Abhängigkeit: in die Klientel des kapitalbesitzenden Unternehmers; im Fabriksystem wird er auch sachlich von dem letzteren abhängig. Über vier Etappen der Entwicklung gelangt er von der Hofhörigkeit zur Fabrikhörigkeit.

Es findet sich eine Art von Parallelismus in dieser Entwicklung. Die Stellung des unfreien Hauswerkers zum antiken Grundherrn hat eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen des Fabrikarbeiters zum modernen Unternehmer, und ähnlich wie der Lohnwerker zur Bedarfswirtschaft des Grundeigentümers verhält sich der Hausindustrielle zum

Handelsbetriebe des Verlegers. In der Mitte dieser auf- und absteigenden Reihe steht das Handwerk als Grund- und Eckstein derselben. Vom Hauswerk bis zum Handwerk allmähliche Emanzipation des Arbeiters vom Grund und Boden und Bildung des Kapitals; vom Handwerk bis zur Fabrik allmähliche Loslösung des Kapitals von der Arbeit und Unterwerfung des Arbeiters unter das Kapital.

Auf der Stufe des Hauswerks gibt es noch kein Kapital, sondern nur Gebrauchsgüter auf verschiedenen Stufen der Genußreife. Alles gehört dem Hause: Rohstoff, Werkzeug, Fabrikat, oft selbst der Arbeiter. Beim Lohnwerk ist nur das Werkzeug Kapital in der Hand des Arbeiters; Roh- und Hilfsstoffe sind Vorräte des Hauses, die noch nicht genußreif sind; die Betriebsstätte gehört entweder ebenfalls dem Hause, welches das fertige Produkt verbrauchen will (Stör), oder dem Arbeiter, der es herstellt (Heimwerk). Im Handwerk sind Werkzeug, Betriebsstätte und Rohstoff Kapital im Eigentum des Arbeiters; der letztere wird Herr des Produkts, setzt dieses aber immer nur an den unmittelbaren Konsumenten ab. Im Verlagssystem wird auch das Produkt Kapital, aber nicht des Arbeiters, sondern einer ganz neu auf dem Plane erscheinenden Person, des kaufmännischen Unternehmers; der Arbeiter behält entweder sämtliche Produktionsmittel, oder er verliert zunächst das Stoffkapital, dann auch das Werkzeugkapital. So sammeln sich alle Kapitalbestandteile schließlich in der Hand des Fabrikunternehmers, der auf ihrem Grunde die gewerbliche Produktion neu organisiert. In seinen Händen wird selbst der Anteil des Arbeiters am Produkt zu einem Teil des Betriebskapitals.

Dieser Anteil des Arbeiters besteht auf der Stufe des Hauswerks im Mitgenuß der erzeugten Produkte, beim Lohnwerk in der Kost nebst Zeit- oder Stücklohn, welcher bereits eine Vergütung für die Abnutzung der Werkzeuge mit enthält, beim Handwerk in dem vollen Produktionsertrag. Beim Verlagssystem nimmt der Verleger einen

Teil dieses letzteren im Gewinne seines Betriebskapitals vorweg; beim Fabriksystem werden alle kapitalisierbaren Produktionselemente zu Kristallisationspunkten für Kapitalprofite; dem Arbeiter bleibt nur der vertragsmäßige Arbeitslohn.

Man darf sich die geschichtliche Entwicklung der industriellen Betriebssysteme aber nicht so denken, als ob jede neue Betriebsform die vorhergehende ältere verdränge und vollständig überflüssig mache. Es ist das ebensowenig der Fall, wie etwa durch ein neues Verkehrsmittel die älteren verdrängt werden. Die Eisenbahnen haben weder das Fuhrwerk auf freier Straße noch den Transport auf Schiffen, Saumtieren und dem Menschenrücken beseitigt; sie haben nur jeder dieser älteren Transportweisen diejenige Stellung angewiesen, in der sie ihre eigentümlichen Vorzüge am meisten entfalten kann. Zugleich hat sich die Menge der für die Volkswirtschaft nötigen Transporte außerordentlich vermehrt, und wahrscheinlich werden heute in unseren Kulturstaaten nicht bloß absolut, sondern auch relativ mehr Pferde und Menschen mit Transportdiensten beschäftigt, als im Jahre 1830.

Ganz dieselben Ursachen, welche diese gewaltige Steigerung des Verkehrs hervorgebracht haben, wirken in der Industrie und nehmen für diese trotz fortwährender Vervollkommnung der mechanischen Produktionsmittel in allen Ländern eine stets wachsende Menschenzahl in Anspruch. Auch abgesehen von der unbegrenzten Möglichkeit der Ausfuhr von Fabrikaten, empfängt das Produktionsgebiet des Gewerbes immer neuen Zuwachs, und zwar von zwei Seiten:

1. aus der alten Hauswirtschaft und Urproduktion, von denen sich immer noch Teile ablösen und zu selbständigen Gewerbezweigen werden.
2. durch stete Vervollkommnung, Vermehrung und Vermannigfaltigung der Güter, welche zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen.

Was den ersten Punkt betrifft, so sind im letzten Menschenalter Dutzende von neuen gewerblichen Berufsarten entstanden für die Ausführung solcher Arbeiten, welche früher die Hausfrauen oder die Dienstboten zu verrichten pflegten: Bereitung von Gemüse- und Obstkonserven, Feingebäck, Fleischwaren, Anfertigung und Ausbesserung von Frauen- und Kindergarderobe, Reinigen von Fenstern, Bettfedern, Gardinen, chemische Waschanstalten, Anstreichen und Bohnen von Fußböden, die ganze Gas- und Wasserinstallation usw. Unter der Gruppe „Kunst- und Handelsgärtnerei" nennt die neueste Berufsstatistik des Deutschen Reiches 89, unter der Gruppe Tierzucht 27 Berufsarten, von denen viele sehr neuen Ursprungs sind.

Betreffs des zweiten Punktes sei nur an die Fahrrad-Industrie erinnert, die in kurzer Zeit nicht nur eine große Zahl Fabriken hervorgebracht, sondern auch bereits besondere Reparaturbetriebe und eigene Werkstätten für die Erzeugung von Gummireifen, von Tourenzählern, von Speichen für Fahrräder kennt. Ein noch schlagenderes Beispiel bietet die Elektrotechnik. In der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 finden sich 22 Berufsbezeichnungen für dieses Gebiet, welche 1882 noch nicht vorhanden waren. Allein die Herstellung von elektrischen Maschinen, Apparaten und Anlagen beschäftigte 1895 im Deutschen Reiche 14494 Erwerbtätige mit 18449 Angehörigen und Dienstboten, ernährte also fast 33000 Menschen.[16]) In der

16) Nach einer im August 1900 durch die Zeitungen gegangenen Mitteilung schätzte Dr. R. Bürner die Kapitalien der deutschen Produktionsfirmen der Elektrotechnik damals auf rund 800 Mill. Mark und die Fonds der sogenannten Finanzgesellschaften, welche die Anlage von elektrischen Bahnen und Elektrizitätswerken zum Zwecke haben, auf 450 Mill. Mark. Die elektrischen Bahnen, Elektrizitätswerke und Blockstationen in Deutschland sollten einen Anlagewert von rund 1250 Mill. Mark haben, so daß die gesamte deutsche Elektrotechnik eine Kapitalmacht von etwa $2^1/_2$ Milliarden Mark repräsentierte. Hierbei ist allerdings zu bemerken, daß die Kapitalien der Finanzgesellschaften teilweise

Metallverarbeitung, der Maschinen-Industrie, der chemischen Industrie, der Papier-Industrie, den Baugewerben, den Gewerben für Bekleidung und Reinigung hat sich die Zahl der Berufsbezeichnungen zwischen 1882 und 1895 mehr als verdoppelt. Es ist dazu zu bedenken, daß nicht nur die Spezialisation gewaltige Fortschritte macht, sondern daß vielfach auch Hilfsmittel der Produktion und des Handels, die seither von den Betrieben angefertigt wurden, welche sie verwenden, von eigenen Unternehmungen erzeugt werden. Die Industrie kommt auf diesen Gebieten den Bedürfnissen nicht nur entgegen, sondern vielfach zuvor, wie sie das zu allen Zeiten getan hat. In den Patentlisten gelangt das Streben nach Vervollkommnung der Güterwelt zu einem prägnanten Ausdruck, und wenn auch viele der neuen Erfindungen sich im Leben nicht bewähren, es bleibt immer ein ansehnlicher Rest übrig, der unser Dasein für die Dauer bereichert.

Wenn man das ganze Quantum von Industrieprodukten, das jährlich in Deutschland hervorgebracht wird, dergestalt statistisch zusammenfassen könnte, daß man zu scheiden imstande wäre, was in Fabriken, was in der Hausindustrie, durch das Handwerk, das Lohnwerk, das Hauswerk erzeugt ist, so würde man ohne Zweifel finden, daß der größere Teil der Fabrikwaren Güter umfaßt, welche niemals von einem anderen Betriebssystem hervorgebracht worden sind, und daß das Handwerk absolut heute eine größere Produktenmenge erstellt als jemals früher. Gewiß haben Verlags- und Fabriksystem einige kleinere Handwerke vollständig aufgesogen und viele andere um Teile ihres Produktionsgebietes geschmälert. Aber alle großen Zunfthandwerke, welche am Ende des XVIII. Jahrhunderts bestanden haben — vielleicht mit einziger Aus-

in den Anlagewerten der elektrischen Bahnen und Elektrizitätswerke wiederkehren. — Ein ähnliches Beispiel bietet die Motorwagen-Industrie, für welche nach Bürner 1905 in Deutschland 100000, in Frankreich aber 300000 Personen direkt und indirekt beschäftigt waren.

nahme der Weberei —, bestehen auch heute noch. Es findet eine fortgesetzte Zurückdrängung des Handwerks durch die vollkommeneren Betriebssysteme statt, ähnlich wie im Mittelalter durch das Handwerk Haus- und Lohnwerk zurückgedrängt wurden, nur weniger gewaltsam, auf dem Boden des freien Wettbewerbs. Und diese Konkurrenz aller mit allen, unterstützt durch ein vervollkommnetes Transport- und Verkehrssystem, erzwingt oft den Übergang von der Kunden- zur Warenproduktion, auch wo technisch die erstere vielleicht noch länger möglich wäre. Viele selbständige Meister treten in die Klientel des Verlags oder der Fabrik in ähnlicher Weise, wie ihre Vorläufer vor einem Jahrtausend in der Klientel des Fronhofes standen.

So ist das Handwerk wirtschaftlich und sozial in die zweite Stelle gerückt; aber wenn es auch in den großen Städten nicht mehr gedeihen will, so hat es dafür auf dem Lande sich um so mehr ausgebreitet und hier zahlreiche mit Landwirtschaft verbundene Betriebe hervorgerufen, auf denen das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen ruhen kann. Das Handwerk wird gewiß ebensowenig verschwinden, wie Lohnwerk und Hauswerk verschwunden sind. Was es der Gesellschaft in einer Zeit allgemeiner Feudalisierung gewonnen hat, eine widerstandsfähige Klasse von der Grundherrschaft unabhängiger Leute, deren Existenz auf persönlicher Tüchtigkeit und einem kleinen beweglichen Besitztum beruhte, eine Heimstätte bürgerlicher Zucht und Ehrbarkeit, das wird und muß ihr erhalten bleiben, wenn auch wahrscheinlich die künftigen Träger dieser Tugenden ihr Dasein auf anderer Grundlage fristen werden.

Es ist vor einiger Zeit mit seltsamer Dringlichkeit der Ruf nach Beseitigung der älteren industriellen Betriebssysteme erhoben worden. Das Handwerk, die Hausindustrie, überhaupt alle Kleinbetriebsformen, sagte man, lähmten die nationale „Produktivkraft“; sie seien „rückständige,

überwundene, rohe, um nicht zu sagen sozial hemmende Produktionsmethoden", die im eigensten Interesse derjenigen, welche sie ausüben, durch eine „vernünftige und zweckmäßige Gliederung und Regelung der menschlichen Tätigkeiten im Großen" ersetzt werden müßten, wenn nicht auch ferner die tatsächliche Nationalproduktion hinter der technisch möglichen weit zurückbleiben solle.

Diese kurzsichtige wirtschaftspolitische Studierstubenlogik ist nicht neu. Es gab eine Zeit, in der man jeden Bauernschuster, der seine Kartoffeln und seinen Kohl selber baute, als eine Art Feind des höchstmöglichen Nationalreichtums ansah und ihn am liebsten von Polizei wegen gezwungen hätte, bei seinem Leisten zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß er dabei verhungerte. Es ist ja immer viel leichter gewesen, die Dinge zu meistern, als sie zu verstehen.

Wenn man an die Stelle derartigen Absprechens eine unbefangene Untersuchung der Existenzbedingungen jener angeblich überlebten älteren Produktionsweisen hätte treten lassen wollen, so würde man sich bald überzeugt haben, daß diese in den meisten Fällen da, wo sie heute noch fortdauern, wirtschaftlich und sozial berechtigt sind, und man würde die Mittel zur Beseitigung der vorhandenen Übelstände auf dem Boden suchen, in welchem jene Industrieformen wurzeln, anstatt an ihnen die Kurmethode des Doktors Eisenbart zu erproben. Man würde so die Vorzüge, die jedes dieser Betriebssysteme unzweifelhaft besitzt, erhalten und nur ihre Nachteile zu beseitigen streben.

Denn das ist ja schließlich das tröstliche Resultat aller ernsteren Geschichtsbetrachtung, daß kein einmal in das Leben der Menschen eingeführtes Kulturelement verloren geht, sondern daß jedes, auch wenn die Uhr seiner Vorherrschaft abgelaufen ist, an bescheidenerer Stelle mitzuwirken fortfährt an dem großen Ziele, an das wir alle glauben, dem Ziele, die Menschheit immer vollkommeneren Daseinsformen entgegenzuführen.

V.

Der Niedergang des Handwerks.

Es gibt in Deutschland zwei Handwerkerfragen. Die eine ist eine Frage der Zeitungen und Parlamente, und sie hat seit 1848 wiederholt die öffentliche Meinung aufs lebhafteste beschäftigt. In ihr handelt es sich darum: wie weit soll das besondere Interesse des Handwerkerstandes in der Gesetzgebung zum Ausdruck gelangen? Die Antwort auf diese Frage richtet sich nach dem Machtverhältnis der politischen Parteien.

Die andere Handwerkerfrage ist die Frage nach der Lebensfähigkeit des Handwerks als gewerblicher Betriebsform. Es ist die Frage des Hamlet-Monologs: Sein oder Nichtsein! Die Antwort auf diese Frage richtet sich nach den Tatsachen. Genauer ist sie so zu stellen: wie weit hat sich das Handwerk bis jetzt lebensfähig erwiesen? Welches Gebiet der gewerblichen Produktion beherrscht es noch?

So lange die Politik nicht bloß mit Wünschen und Stimmungen, sondern auch mit gegebenen Tatsachen rechnet, wird sie nicht wagen, die erste dieser Fragen zu entscheiden, bevor die zweite beantwortet ist. Bis vor kurzem fehlte es dazu an den nötigen Feststellungen. Nun aber hat der Verein für Sozialpolitik in umfassendster Weise die Lage der Gewerbezweige untersuchen lassen, welche zum alten Bestande des Handwerks gehören,[1]) und es ist

1) Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie: Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 62—70, Leipzig 1894—97. Dazu ein Band (71) für Österreich. Die neun Bände für das Deutsche Reich sind unter Leitung und mittätiger

danach an der Zeit, den Befund in einem allgemeinen Überblicke darzulegen. Es ist dabei nicht meine Absicht, auf den gegenwärtigen Stand und die künftigen Aussichten einzelner Gewerbezweige einzugehen.[2]) Vielmehr sollen die gemeinsamen Züge der Entwicklung dargelegt werden, die sich seit etwa hundert Jahren vollzogen hat. Es wird dabei möglich sein, die Kräfte, welche in der modernen Volkswirtschaft auflösend und neubildend tätig sind, in ihrer ganzen Stärke und mannigfaltigen Wirkungsweise kennen zu lernen.

Vor hundert Jahren beherrschte das Handwerk konkurrenzlos noch alles das, was es vom Mittelalter her überkommen und im XVI. und XVII. Jahrhundert dazu gewonnen hatte. Es gab daneben allerdings eine kleine Zahl von Manufakturen und Fabriken; aber sie hatten sich abseiten des Handwerks entwickelt: was sie produzierten, war niemals Handwerksarbeit gewesen. Ein Wettbewerb zwischen diesen neuen Betriebsformen und dem zünftigen Handwerk hatte nicht stattgefunden. Auch die Zünfte als solche waren vom Staate nicht angetastet worden; nur hatte man sie der Landesgesetzgebung unterworfen und sie damit ihres örtlich-städtischen Charakters teilweise entkleidet. Ja man hatte sie noch weiter ausgebreitet, indem man auch solche Handwerke ihrer Verfassung unterworfen hatte, welche wegen der geringen Zahl ihrer Vertreter in den einzelnen Städten bisher Ortszünfte nicht hatten bilden können. Durch die Landeszünfte, welche man für diese „kleinen Handwerke" errichtete und durch die „Generalzunftartikel", welche das Gewerberecht für alle Ortszünfte ein- und gleichheitlich zusammenfaßten, waren die Forderungen der mo-

Teilnahme des Verfassers dieses Buches bearbeitet worden. Ergänzend tritt hinzu die Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895, bearbeitet im Kais. Statist. Amt. 3 Hefte, Berlin 1895/96.

2) Nach dieser Seite sind die Ergebnisse der Untersuchungen von H. Grandke in Schmollers Jhb. für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft XXI (1897), S. 1031 ff. zusammengestellt worden.

dernen Volkswirtschaft wenigstens formell zur Geltung gebracht worden. Materiell aber waren die örtlichen und fachlichen Absatzvorrechte, der Städtezwang und die Bannrechte in Geltung verblieben. Von einer Konkurrenz unter den Gewerbetreibenden desselben Handwerks aus verschiedenen Städten und verschiedener Handwerke aus der gleichen Stadt konnte nicht die Rede sein; die Ansiedelung auf dem Lande war für die meisten Handwerke verboten, das Selbständigwerden war allen Gesellen, die nicht Meisterssöhne oder Schwiegersöhne waren, aufs äußerste erschwert.

Wie befanden sich nun die Handwerksmeister im ausschließenden Besitze dieser Rechte?

Die meisten, welche über das Handwerk heute reden und schreiben, denken sich die Meister „aus der Blütezeit des Handwerks" als wohlhabende Leute, die „mit einem für jene Zeit erheblichen Kapital" wirtschafteten, „eigene Häuser und umfangreiche Werkstätten" besaßen, mit auserlesenen Gesellen und Lehrlingen zusammenarbeitend, persönlich tüchtig, ehrbar, angesehen. Alle Schilderer tauchen ihren Pinsel in satte Farben, wie man sie haben muß, wenn man die Behäbigkeit malen will.

Woher haben sie nur dieses Bild? Ich habe mir vergeblich Mühe gegeben, es im XVIII. oder XVII. Jahrhundert zu finden. Und unsere klassischen Dichter müssen es doch auch nicht vor Augen gehabt haben; denn ihre „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" sind gedrückte, beschränkte Gestalten. In der übergroßen Zahl der kleinen Städte halten sich die Meister nur durch ihr bißchen Ackerbau und die nahrhafte Braugerechtigkeit aufrecht, in den größeren Städten durch das kleine Kramlädchen, das viele von ihnen neben der Werkstatt treiben. Selbst für eine wirtschaftlich so hervorragende Stadt wie Leipzig lassen die massenhaft vorhandenen Verwaltungsakten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht den Eindruck gewinnen, daß der dortige Handwerkerstand durchschnittlich wohlhabend gewesen sei, und die reiche Literatur über das

Zunftwesen, die wir aus dem Ende dieser Periode besitzen, die „Patriotischen Phantasien“ Justus Mösers deuten an vielen Stellen auf sehr beengte und bedrückte Verhältnisse hin.

Trotz aller Schranken, mit welchen der Zugang zum Meisterrechte versperrt blieb, war es nicht gelungen, Übersetzung zu verhüten. Bei den Bäckern und Metzgern, die als Typen der Wohlhabenheit angeführt zu werden pflegen, war das Reihenbacken und Reihenschlachten fast allgemein üblich, d. h., es waren so viele Meister da, daß nicht jeder Bäcker jeden Tag frisch backen und jeder Metzger jede Woche ein Stück Vieh schlachten konnte. Noch 1817 führt ein Schriftsteller wie einen normalen Fall aus Bayern an, daß in einer Stadt mit 10 Bäckermeistern täglich 3 Gebäcke Brot konsumiert würden, so daß an jeden in der Woche zweimal die Reihe zu backen kam. Die Metzger konnten nur Kleinvieh regelmäßig schlachten, und in norddeutschen Städten scheint es schon ein günstiger Fall gewesen zu sein, wenn auf 5—6 Meister in der Woche ein Stück Rindvieh verpfundet wurde.

Fast alle zünftigen Handwerke hatten in ihren Statuten eine Vorschrift über die Höchstzahl von Gesellen und Lehrlingen, welche ein Meister halten durfte. In der Regel beschränkte sie sich auf zwei, und nur ganz vereinzelt ist man im XVIII. Jahrhundert etwas darüber hinausgegangen. Die große Mehrzahl der Betriebe aber konnte es unter normalen Verhältnissen nicht zu dieser Zahl bringen. Nehmen wir an, daß vom Erwerb des Meisterrechtes bis zum Tode eines Meisters durchschnittlich 30 Jahre verflossen, und daß man zwischen dem 28. und 30. Lebensjahre selbständig zu werden pflegte, so konnten immer zusammen höchstens halb so viele Gesellen und Lehrlinge als Meister vorhanden sein, wenn alle, die das Handwerk erlernt hatten, zum Meisterrechte gelangen sollten.

Tatsächlich waren die Zahlen oft noch viel geringer. Im Jahre 1784 gab es im Herzogtum Magdeburg 27050

selbständige Meister und nur 4285 Gehilfen und Lehrlinge. Um dieselbe Zeit wurden im Fürstentum Würzburg 13762 Meister mit 2176 Gehilfen und Lehrlingen gezählt.[3]) In beiden Territorien kamen auf je 100 Meister nur 15,8 Gesellen und Lehrlinge, so daß, wenn wir uns die Arbeitsgehilfen gleichmäßig auf die Meister verteilt denken, kaum auf jeden sechsten Meister ein Geselle oder Lehrling entfiel. Mehr als fünf Sechstel der Betriebe waren somit Alleinbetriebe. Die Stadt Bochum zählte 1780 auf 13 Schreinermeister 2, auf 26 Schuhmachermeister 3 Gesellen, auf 21 Bäckermeister, 8 Zimmerleute und 5 Maurermeister je einen Gesellen, während solche in den übrigen Handwerken ganz fehlten.

In einigen Teilen Preußens, namentlich in der Hauptstadt Berlin, lagen die Verhältnisse wohl etwas besser; aber im allgemeinen wird man die Vorstellung aufgeben müssen, als ob unsere moderne Entwicklung im Gewerbe ausgegangen sei von einem Zustande allgemeiner Behäbigkeit. Das Beste, was die alte Zeit den Handwerkern bieten konnte, war eine bescheiden auskömmliche Existenz, Sicherung gegen Erwerbslosigkeit und gegen das Unterdrücktwerden durch ihresgleichen. Sie verkehren direkt mit der Kundschaft, arbeiten in stiller Zeit auf Vorrat und beziehen damit die Märkte, stehen in der Zunft fest zusammen, wenn es gilt, eine neue Bewerbung ums Meisterrecht scheitern zu machen, einen Störer zu verfolgen oder einen Übergriff von seiten eines Nachbarhandwerks abzuwehren, sind aber gegen einander vom kleinlichsten Brotneide erfüllt und machen Gerichten und Verwaltungsbehörden weidlich zu schaffen. Das war das alte Handwerk.

Im wesentlichen hat sich darin bis in die 40er Jahre des XIX. Jahrhunderts nicht allzu viel geändert. Die alte Gewerbeverfassung wurde seit der Napoleonischen Zeit mehr-

3) Nach Schmoller, Zur Gesch. der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, S. 21 f.

fach gemildert; abgeschafft wurde sie in den meisten Teilen Deutschlands erst in den 60er Jahren. An ihre Stelle trat die Gewerbefreiheit. Jedermann konnte jetzt jedes Gewerbe an jedem Orte in jeder beliebigen Ausdehnung betreiben. Es fielen die lokalen Verbietungsbefugnisse; jeder Gewerbtreibende konnte nach jedem Orte seine Erzeugnisse absetzen und mußte in seinem Wohnorte jede fremde Konkurrenz dulden. Es fielen die Schranken zwischen den einzelnen Gewerbezweigen hinweg; jeder konnte produzieren, was ihm Vorteil brachte.

Das alles geschah unter voller Zustimmung der Handwerker selbst; die Überzeugung, daß die alte Gewerbeverfassung unhaltbar geworden war, wurde — wenigstens in den fortgeschritteneren Teilen Deutschlands — von jedermann geteilt, und wenn je eine alte Institution unter dem Beifalle der ganzen Nation beseitigt wurde, so war es das Zunftwesen. Die einzige Besorgnis, welche hie und da gehegt wurde, bestand darin, daß das Lehrlingswesen in Verfall geraten möchte, und daß viele als selbständige Gewerbetreibende sich niederlassen würden, welche ihren Beruf nicht ordnungsgemäß erlernt hätten. Diese Besorgnis hat sich als völlig unbegründet erwiesen. Nach den Ergebnissen der Erhebung über das Handwerk hatten 1895 in den verschiedenen Teilen des Reiches angehörenden Erhebungsbezirken 97 Prozent der noch zum Handwerk zu rechnenden selbständigen Gewerbetreibenden eine handwerksmäßige Vorbildung genossen; der kleine noch verbleibende Rest fiel größtenteils auf solche, die in Lehrwerkstätten und Fachschulen, Blinden- und Taubstummenanstalten, Gefängnissen und Kasernen ihre technische Bildung empfangen hatten.

Anders gestaltete sich der Einfluß der neuen Zustände auf Zahl, örtliche Verteilung und Größe der Betriebe. Hatte man anfangs gefürchtet, daß die Niederlassung zahlreicher kapitalloser Kleinmeister zu einer Unmenge von Zwergbetrieben führen würde, so ist derartiges keineswegs

eingetreten. Vielmehr haben in den Städten nach einer kurzen Übergangszeit die Betriebe im letzten Menschenalter durchschnittlich an Zahl abgenommen, an Kapitalkraft und Gehilfenzahl aber gewonnen, soweit nicht außerhalb der Gewerbegesetzgebung liegende Ursachen die Existenz der betreffenden Gewerbezweige überhaupt in Frage stellten. Zugleich ist der handwerksmäßige Betrieb auf dem Lande mächtig vorgedrungen und ist hier heute annähernd so stark vertreten wie in den Städten.

Diese Ausgleichung zwischen Stadt und Land aber war s. Z. von den Befürwortern der Gewerbefreiheit vorausgesehen und angestrebt worden. Und wenn weiter erwartet worden war, daß den Tüchtigeren unter den Handwerkern durch die Gewerbefreiheit die Bahn zum technischen Fortschritt und zum wirtschaftlichen Emporkommen eröffnet sein würde, so ist auch das nicht unerfüllt geblieben. Tausende von städtischen Handwerksmeistern sind in den letzten beiden Menschenaltern zu großen Fabrikanten oder doch kleinkapitalistischen Unternehmern geworden und haben vollen Anteil an den technischen Fortschritten dieser Zeit genommen. Ihnen hat die Gewerbefreiheit die Möglichkeit geboten, ihr Produktions- und Absatzgebiet zu erweitern und ihre persönliche Tüchtigkeit voll zur Geltung zu bringen. Das alles wird heute nur zu gern übersehen.

Freilich die Zahl derjenigen, welche nicht emporgekommen, sondern stehen geblieben, auf die Stufe von Flickmeistern und Heimarbeitern heruntergedrückt oder zu Fabrikarbeitern geworden sind, ist noch viel größer. Ganze, früher handwerksmäßig betriebene Gewerbezweige sind dem Untergange nahe oder doch für das Handwerk als Betriebsform verloren. Andere kämpfen noch um ihre Existenz. Ein großer Verwitterungs- und Umbildungsprozeß hat hier Platz gegriffen; in seinem Gefolge treten andere Betriebsformen an die Stelle des Handwerks, seien es Fabrik und Verlag, seien es Mischformen, wie sie jede Übergangszeit zu Tage fördert.

13*

Das große Publikum begnügt sich damit, das, was hier vorgeht, in die einfachen Schlagwörter zu kleiden: Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine, Vernichtung des Handwerks durch die Fabrik! Als Ursache gelten allein die geringeren Produktionskosten des maschinellen Betriebs.

Es wird eines der größten Verdienste der neueren Untersuchungen über das Handwerk bleiben, diese Schlagwörter auf ihren wahren Wert zurückgeführt und gezeigt zu haben, daß ein großer Teil der stattgehabten Veränderungen nicht in den Fortschritten der Produktionstechnik seine Ursache hat, sondern im Bereiche der volkswirtschaftlichen Bedarfsgestaltung, und daß, soweit dies der Fall ist, das Handwerk untergeht, auch ohne daß Maschinenbetrieb mit ihm in Konkurrenz getreten ist. Es wird nötig sein, zunächst diese Änderungen in der Bedarfsgestaltung kurz vorzuführen, weil sie die Bedingungen abgeben, unter denen sich die ganze Entwicklung abspielt.



In erster Linie hat eine örtliche Zusammenziehung des Bedarfs stattgefunden. Die großstädtischen Menschenanhäufungen, welche sich im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts gebildet haben, ferner die Kriegsheere, die großen Staats- und Gemeindeanstalten (Gefängnisse, Krankenhäuser, Fachschulen usw.), die ausgedehnten Transportunternehmungen, die Fabriken und die Großbetriebe auf dem Gebiete des Handels, des Bank- und Versicherungswesens, sie alle bilden Mittelpunkte eines massenhaften Bedarfes an Industrieprodukten. Dazu kommen die Großmagazine, die Versandgeschäfte, die Konsumvereine, welche den Bedarf breiter Bevölkerungsschichten auf wenige Punkte zusammenleiten und ihn jedenfalls nicht mehr als Kunden einzelner Handwerker befriedigen können.



Als zweites Moment kommt hinzu, daß das moderne Kulturleben der Industrie an vielen Punkten so großartige Aufgaben gestellt hat, daß sie mit den Mitteln und der Betriebsweise des Handwerks gar nicht zu lösen

sind, obwohl jede von ihnen viel Handwerksarbeit zu erfordern pflegt. Die Anfertigung einer Lokomotive, eines Dampfkrahns, einer Schnellpresse, der Bau einer Strombrücke oder eines Kriegsschiffes, die Ausstattung einer städtischen Straßenbahn mit Schienen und Betriebsmaterial lassen sich nicht mit bloßem Handwerkszeug und Handwerkskräften vollziehen. Sie bedürfen mechanische Einrichtungen von gewaltiger Leistungskraft, hochgebildete Techniker und Handarbeiter von sehr verschiedenartiger Qualifikation.

Auch wo solche Aufgaben technisch noch mit den Mitteln des Handwerks gelöst werden könnten, ist wirtschaftlich ihre Übertragung an Handwerksmeister unmöglich wegen des großen damit verbundenen Zinsverlustes. Im Mittelalter konnten zwei, drei Generationen, ja mehrere Jahrhunderte an einem Dome bauen; man denke sich, daß man heute für die Errichtung eines Bahnhofsgebäudes so viel Zeit brauchen wollte! Als 1896 die Haupthalle der sächsisch-thüringischen Industrie-Ausstellung in Leipzig vergeben werden sollte, wurde der Bau zuerst den Zimmermeistern der Stadt angetragen, d. h. Unternehmern, welche schon mit sehr erheblichem Kapital arbeiten und an größere Aufträge gewöhnt sind. Aber alle trugen Bedenken wegen der Kürze der Baufrist und der Größe des Risikos. Darauf wurde mit einer großen Baufirma in Frankfurt a. M. unterhandelt. In wenigen Stunden war der Vertrag abgeschlossen; noch an demselben Abend spielte der Telegraph nach allen Richtungen; acht Tage später arbeiteten auf dem Bauplatz bereits die Dampframmen, und ganze Eisenbahnzüge mit dem nötigen Holzwerk trafen aus Galizien ein.

Man kann geradezu sagen, daß es heute industrielle Aufgaben gibt von einer Größe, daß sie nur von wenigen, ja vielleicht nur von einer oder zwei Firmen in Europa ausgeführt werden können. Es hat sich dafür neben dem älteren Typus der Fabrik, welcher seine Stärke in der gleichartigen Massenproduktion findet, ein neuer Typus

herausgebildet, dessen Daseinsberechtigung in der Größe der Produktionsaufgaben liegt. Man könnte diese jüngere Art gewerblicher Großunternehmungen mit dem bereits gebräuchlichen Ausdrucke Fabrikationsanstalt benennen. An der Spitze steht ein Stab von eingeschulten Technikern, die über umfassende mechanische Hilfsmittel gebieten, denen die nötige Handwerksarbeit in wirksamster Weise angegliedert ist.

Aber der Bedarf an gewerblicher Arbeit hat sich nicht bloß örtlich konzentriert und zu großen Produktionsaufgaben verdichtet, er ist auch gleichartiger und darum massenhafter geworden. Es geht ein Zug der Uniformierung durch unsere Zeit, der die Unterschiede der Lebensgewohnheiten und Gebrauchssitten in den verschiedenen Bevölkerungsschichten ausgleicht. Die Volkstrachten sind bis auf unbedeutende Reste verschwunden; die Ausstattung der Wohnung, der Küche ist zwar reicher, aber auch einförmiger geworden. Auch im geringsten Haushalt findet sich eine Petroleumlampe, eine Kaffeemaschine, etwas emailliertes Kochgeschirr, ein paar eingerahmte Photographien. Um die begehrte Ware auch den weniger vermögenden Volksklassen zugänglich zu machen, muß sie leicht und billig hergestellt werden. Unterliegt nun ein Artikel raschem Modenwechsel, so steigt der Bedarf an billiger Ware auch bis in die besser gestellten Schichten der Gesellschaft hinauf, indem man sich so die Kosten der Modetorheit erträglich macht. So entsteht ein Massenbedarf an billiger Ware, für dessen Herstellung der ältere Typus der Fabrik die gegebene Produktionsform ist. Handwerksarbeit ist dafür zu teuer; wo sie technisch möglich bleibt, muß sie aufs äußerste spezialisiert werden und verliert dann notwendig den Boden der Kundenproduktion unter den Füßen.

Endlich ist noch auf ein Moment hinzuweisen, das in der Sphäre der Hauswirtschaft liegt. Das Haus entledigt sich immer mehr der ihm aus alter Zeit noch verbliebenen produktiven Elemente, um sich allein auf die

Regelung der Konsumtion zu beschränken. Wenn unsere Großeltern ein Sofa brauchten, so ließen sie zuerst den Schreiner das Gestell anfertigen, kauften dann das Leder, die Roßhaare, die Federn und nahmen den Polsterer ins Haus. Ähnlich wurde fast bei jedem größeren Arbeitsstücke verfahren. Heute erlaubt die Berufsarbeit, welche die Kräfte jedes einzelnen völlig und oft bis zur Erschöpfung in Anspruch nimmt, eine derartige Teilnahme an der Produktion nicht mehr. Wir wollen und müssen, was wir bedürfen, gebrauchsfertig kaufen; wir wollen rasch versorgt sein und verzichten lieber auf Liebhabereien des persönlichen Geschmacks, als daß wir die Gefahr der Bestellung bei verschiedenen Produzenten übernehmen. Darnach hat sich das Gewerbe einzurichten.

Derselbe Zug der Entwicklung macht sich auch auf solchen Gebieten geltend, wo der einzelne Handwerker von jeher Ganzfabrikate zu liefern pflegte. Auch hier will der moderne städtische Konsument nicht mehr direkt mit ihm verkehren, indem er das einzelne Stück bestellt, welches er bedarf. Er scheut das Warten; er weiß, daß die Ausführung oft nicht nach Wunsch ausfällt; er will auswählen, vergleichen, ehe er kauft.

Der Handwerker kann also auch auf denjenigen Gebieten, auf welchen er technisch den Produktionsaufgaben vollkommen gewachsen ist, nicht mehr Kundenproduzent bleiben; er arbeitet nicht mehr auf Stückbestellung, sondern ausschließlich auf Vorrat, was er früher nur im Notfalle tat; er braucht, um den Konsumenten zu erreichen, die Vermittelung des Magazins. Damit aber, daß der persönliche Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten aufhört, geht dem Gewerbe das Wesen des Handwerks verloren; es wird kapitalistisch, es verlangt eine kaufmännische Behandlung, und nun hängt alles davon ab, ob der Großbetrieb oder der Kleinbetrieb größere Vorteile bietet. Im ersteren Falle fällt das frühere Arbeitsgebiet des Handwerks der Fabrik, im letzteren der Hausindustrie zu.

Denn auch da, wo der moderne Bedarf nicht bereits als konzentrierter Massenbedarf oder zu großen Produktionsaufgaben verdichtet auftritt, bietet er vermöge seiner großen Gleichartigkeit und seiner Loslösung von der Hauswirtschaft überall die Möglichkeit, ihn auf wenige Punkte zusammenzuleiten. Die vollkommenen Verkehrsmittel der Neuzeit, die niedrigen Post- und Telegraphentarife, die Raschheit und Regelmäßigkeit des Güter- und Nachrichtentransports, die zahllosen Mittel der Reklame und des Annoncenwesens leisten dabei ihre mächtige Hilfe. Die Gewerbefreiheit fand also einen wohl vorbereiteten Boden, als sie ins Leben trat; sie schuf nur die Rechtsformen, welche der Bedarfsgestaltung in der modernen Volkswirtschaft entsprechen. Alle jene so lange gegeneinander künstlich abgeschlossenen örtlichen Kundenkreise der Handwerker konnten jetzt durch Vermittlung des Handels zu großen Fabrik- und Verlagskundschaften zusammengefaßt werden, die nicht einmal an den Landesgrenzen ihre Schranken zu finden brauchten.

Konzentrierter Bedarf läßt sich nicht durch zerstreute Produktion befriedigen. Dem Konzentrationsprozeß des Bedarfs mußte ein Konzentrationsprozeß auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion zur Seite gehen, und dieser ist es, dem das Handwerk weithin erliegt.

Aber dieser Prozeß ist von sehr verwickelter Natur, und es ist nicht ganz leicht, die einzelnen Vorgänge, aus denen er sich zusammensetzt, von einander zu trennen. Wir wollen es dennoch versuchen, und zwar in der Weise, daß wir das Schicksal des Handwerks bei unseren Unterscheidungen maßgebend sein lassen. Wir kommen so zu folgenden fünf Fällen:

1. Verdrängung des Handwerks durch gleichartige Fabrikproduktion;
2. Schmälerung seines Produktionsgebietes durch Fabrik oder Verlag;

3. Angliederung des Handwerks an die Großunternehmung;
4. Verarmung des Handwerks durch Bedarfsverschiebung;
5. Herabdrückung des Handwerks zur Heim- und Schwitzarbeit durch das Magazin.

Oft wirken mehrere dieser Vorgänge zusammen. Wir wollen sie aber bei unserer Betrachtung so viel als möglich auseinanderhalten.

1. Der Fall, daß die kapitalistische Großproduktion das Handwerk auf seiner ganzen Front angreift, um es aus seinem gesamten Produktionsgebiet zu verdrängen, ist verhältnismäßig selten. Aus älterer Zeit nenne ich die Weberei, die Uhr- und Büchsenmacherei, sowie die kleineren Gewerbe der Nadler, Knopfmacher, Zeugschmiede, Kartenmacher, Strumpfwirker, aus neuerer Zeit die Hutmacherei, die Schuhmacherei, die Färberei, die Seifensiederei, Seilerei, Nagel- und Messerschmiederei, Kammmacherei; bis zu gewissem Grade gehören dazu auch die Bierbrauerei und Böttcherei.

Der Verdrängungsprozeß gestaltet sich bald mehr, bald weniger rasch, je nachdem das betroffene Handwerk seither schon Vorratsproduktion mit Markt- und Ladenabsatz trieb oder nur auf Stückbestellung arbeitete. So hat die Marktschuhmacherei der mechanischen Schuhfabrikation die Absatzwege geebnet, weil sie schon vor langer Zeit gewisse Volkskreise daran gewöhnt hatte, fertige Fußbekleidung zu kaufen.

Das Ergebnis einer solchen Entwicklung ist für das Handwerk verschieden, je nachdem die Fabrikprodukte im Falle der Abnutzung eine Reparatur zulassen oder nicht. Im letzteren Falle verschwindet das Handwerk gänzlich; im ersteren wird es zum Reparaturgewerbe mit oder ohne Ladengeschäft. Die Führung eines Ladengeschäftes mit Fabrikware durch einen Handwerker gleichen Faches ist nicht gerade eine ungünstige Metamorphose;

aber nur die kapitalkräftigeren unter den Handwerkern können sie durchmachen. Dagegen verliert der reine Reparaturbetrieb sehr leicht den Boden des Handwerks ganz unter den Füßen, wenn die Fabrikware völlig in den Detailhandel der Kaufleute übergeht. Denn dann zieht die Mehrzahl der Konsumenten es vor, sich des Kaufladens, in dem sie die neue Ware gekauft haben, auch bei vorkommenden Reparaturen zu bedienen. Der Ladeninhaber hält einen Gesellen, oder er gibt die Flickarbeiten an kleine Meister aus, was ihren Verdienst erheblich schmälert und sie völlig abhängig macht. Auch kann die Reparatur selbst wieder im großen betrieben werden, wie bei der sog. Lappenfärberei, die mit beträchtlichem Kapital und eigenen Sammelstellen arbeitet. Endlich kann die Reparatur durch sehr billige Herstellung der Neuwaren (Uhren, Schuhe) ganz überflüssig werden; sie würde mehr kosten als ein neues Ersatzstück.

2. Viel häufiger tritt die zweite Gruppe von Entwicklungsvorgängen auf, in denen es sich nicht um völligen Verlust der Neufabrikation, sondern nur um *Schmälerung des Produktionsgebiets* des Handwerks durch Fabrik- oder Verlagsbetrieb handelt. Aber die Ursachen dieses Vorgangs können sehr verschieden sein. Wir wollen, ohne erschöpfend sein zu können, deren vier unterscheiden:

a) *Es werden verschiedene Handwerke zu einer einheitlichen Produktionsanstalt verschmolzen*, z. B. Tischler, Holzbildhauer, Drechsler, Polsterer, Maler, Lackierer zu einer Möbelfabrik; Wagner, Schmiede, Sattler, Glaser zu einer Wagenbauanstalt; Korbmacher, Tischler, Wagner, Sattler, Schmiede, Schlosser, Lackierer zu einer Kinderwagenfabrik. Ich nenne ferner alle Arten von Maschinenbauanstalten, Lokomotiven- und Waggonfabriken, Pianofortefabriken, Kofferfabriken, Billardfabriken, sowie die Betriebe für Herstellung ganzer Fabrikanlagen (Brennereien, Brauereien, Zuckerfabriken

usw.). In der Regel bildet der Teil der Produktion, welcher durch eine derartige Eingliederung dem einzelnen Handwerk entzogen wird, nur ein kleines Stück seines seitherigen Arbeits- und Absatzgebietes. Wenn aber solche Blutentziehungen sich öfter wiederholen, wie bei den Drechslern, Sattlern, Schlossern, so bleibt schließlich nicht viel mehr übrig, und das Handwerk kann an Entkräftung sterben.

b) Es werden einzelne lohnende Artikel, welche sich zur fabrikmäßigen oder hausindustriellen Massenfabrikation eignen, dem Handwerke entzogen. So hat die Buchbinderei fast ihr ganzes ausgedehntes Produktionsgebiet an mehr als vierzig Arten von Spezialunternehmungen verloren; geblieben sind ihr nur die Einzelbände für Privatkunden. Die Korbmacherei hat die feine Ware an die Heimarbeit, Kinderwagen, Korbstühle u. dgl. an Fabriken abgegeben, und nur die grobe Weidenflechtware ist dem Handwerke geblieben. Der Schlosser hat gar den Artikel eingebüßt, von dem er den Namen hat, das Schloß, der Bürstenmacher die Erzeugung von Pinseln, Zahn- und Nagelbürsten, der Möbelschreiner die Mittelware (Berliner Möbel), und für die gewöhnlichen tannenen Möbel ist er magazinhörig geworden; der Bäckerei droht, in den Städten wenigstens, die Broterzeugung von den Fabriken entrissen zu werden; der Klempner macht keine Blechgefäße mehr — kurz, es dürfte wenig Handwerke geben, die nicht derartige Einbußen zu verzeichnen haben.

c) Die Fabrik zieht die Anfangsstadien der Produktion an sich. Da gerade die erste rohe Bearbeitung eines Stoffes die größte Kraftaufwendung erfordert, so reizte sie besonders zur Anwendung der Maschine, während die feinere und individuelle Ausgestaltung des Produkts in den späteren Teilen des Produktionsverfahrens den Unternehmer wenig lockte. Fast in allen Metall und Holz verarbeitenden Gewerben wird das Rohmaterial nur noch als Halbfabrikat verwendet. Die Kürsch-

ner verarbeiten die Felle bereits zugerichtet, der Schmied bezieht die fertigen Hufeisen, der Glaser die Fensterrahmen, der Bürstenmacher die geschnittenen und gebohrten Hölzer und die zugerichteten Borsten, der Bautischler die zugeschnittenen Parkettböden und die bis zum Anschlagen fertigen Zimmertüren.

Gewöhnlich wird im Anfang von dem betreffenden Handwerk ein derartiger Verlust gar nicht als Schädigung, sondern eher als eine Erleichterung empfunden. Der Produktionsprozeß wird abgekürzt; der einzelne Meister kann mehr Stücke erzeugen als vorher, und wenn er sich an jedem Stücke den gleichen Nutzen berechnet wie früher, so kann sein Einkommen leicht steigen, vorausgesetzt, daß er genügend Beschäftigung behält. Ein Schlosser, der alle Baubeschläge aus der Eisenhandlung fertig bezieht, kann leicht in einem Sommer mehrere Bauten fertig stellen, während er früher, wo er diese Fabrikate erst in seiner Werkstätte anfertigen mußte, vielleicht nur einen zu Ende brachte. Aber in den meisten Fällen wird doch durch eine solche Beschneidung des Handwerks an seiner Wurzel ein Teil der Handwerksmeister überflüssig. Zugleich aber steigt das nötige Betriebskapital, indem der Handwerker nun nicht bloß mehr die Kosten des Rohmaterials, sondern auch den Aufwand für die Erzeugung des Halbfabrikats auszulegen und obendrein den Kapitalgewinn des Fabrikanten und Händlers aufzubringen hat.

Das fällt um so mehr ins Gewicht, als gerade beim Kauf des Rohmaterials aus erster Hand und der richtigen Sortierung desselben oft der größte Vorteil erzielt wird. Darum hat nicht selten der Handel, auch wo an eine maschinelle Halbfabrikation gar nicht zu denken ist, sich dieser vorbereitenden Produktionsstadien bemächtigt. Es ist aber doch gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Holzhandwerker sich besser stand, als er noch das Holz stammweise im Walde kaufen konnte, als jetzt, wo er es in Gestalt von Brettern, Latten, Fournieren vom Holzhändler

bezieht, daß der Bürstenmacher mehr erzielte, als er die Rohborste vom Metzger erwarb, als jetzt, wo er sie in unzähligen Sorten vom Borstenhändler zugerichtet kaufen muß.

Allerdings ist dieser Handel mit Halbfabrikaten sehr bequem für den Handwerker; man kann auch die kleinsten Quantitäten vom Kaufmann erhalten. Aber gerade das hat zum Niedergang des Handwerks nicht wenig beigetragen, indem der Geselle jetzt fast ohne Kapital einen Betrieb beginnen kann. So hat z. B. auch in der Schuhmacherei die Entstehung der Schäftefabrikation anfangs den Kleinbetrieb mächtig gefördert, aber nicht weil sie den Produktionsprozeß des Schuhmachers abkürzte, sondern weil sie ihn in den Stand setzte, für jedes einzelne Paar Schuhe das Oberleder in den Ausschnittgeschäften zu kaufen, während er vorher doch wenigstens eine ganze Haut vom Gerber anschaffen mußte.

Besonders interessant gestaltet sich dieses Zusammenwirken von fabrikmäßig-maschineller Vorbearbeitung und handwerksmäßiger Ausarbeitung da, wo der ganze produktive Teil des Arbeitsprozesses aus dem Handwerk hinausfällt. Der Handwerker kann sich dann überhaupt nur noch halten, wenn das Produkt einer *lokalen Anbringung oder Anpassung* bedarf. Aber er sinkt fast wieder auf die Stufe des Lohnwerkers zurück. So sind Schlosser und Bautischler (letzterer für fertig bezogene Türen, Parkettböden) nur noch „Anschläger", und nicht viel anders ist die Rolle des Hufschmieds, der fertig bezogene Hufeisen aufnagelt.

Auf der anderen Seite wird durch die Verkürzung des Produktionsprozesses der Betrieb kapitalistischer, der Umschlag rascher. Das Lebenselement des Handwerks aber ist nicht der Kapitalprofit, sondern der Arbeitsverdienst, und dieser wird unter allen Umständen geschmälert.

d) *Das Aufkommen neuer Rohstoffe und Produktionsmethoden*, die sich für den großin-

dustriellen Betrieb besser eignen, als die seither im Handwerk angewendeten, legt das letztere für einen Teil seines Produktionsgebietes lahm. Ich erinnere an das Aufkommen der gebogenen (Wiener) Möbel, an die Drahtstiftfabrikation und deren Einfluß auf die Nagelschmiederei, die Drahtseilfabrikation im Gegensatz zur Hanfseilerei, an das Eindringen der Guttapercha in das Verbrauchsgebiet von Leder und Leinwand u. ä. Das emaillierte Kochgeschirr hat der Töpferei, der Klempnerei und dem Kupferschmiedgewerbe zugleich Abbruch getan; die Erfindung der Buchbinderleinwand (an Stelle des Leders und Pergaments) hat der maschinellen Großbuchbinderei die Wege geebnet.

So wird an den verschiedensten Stellen das Handwerk von den andringenden modernen Produktionsformen angegriffen, meist so, daß es sich nicht einmal dagegen wehren kann, oft unter der schönen Maske des stärkeren Freundes, der ihm eine Last von den Schultern nimmt, bis ihm schließlich nichts mehr bleibt, was den Appetit des Unternehmerkapitals reizen könnte.

3. Wir kommen nun zu den Fällen, in welchen das Handwerk durch Angliederung an die Großunternehmung seine Selbständigkeit verliert. Jede größere Unternehmung, mag sie Fabrik-, Handels- oder Verkehrsgeschäft sein, braucht für ihren eigenen Betrieb mancherlei Handwerksarbeit. Solange solche Arbeiten nicht in größerer Menge vorkommen, werden sie an Handwerksmeister hinausgegeben; werden sie aber häufiger und regelmäßiger, so wird es vorteilhaft, in den eigenen Räumen der Unternehmung einen Nebenbetrieb dafür einzurichten. Jede größere Bierbrauerei oder Weinhandlung hat heute ihre eigene Böttcherwerkstätte; die Pferdebahngesellschaften unterhalten Schmiede-, Sattler-, Stellmacher- und Schlosserwerkstätten; Konservenfabriken haben eigene Klempnereien; eine Schiffsbauanstalt hält Tischler und Tapezierer für die innere Ausstattung ihrer Personendampfer; eine Schlosser-

und Reparaturwerkstätte hat fast jeder große Fabrikbetrieb. Der Meister, der in einen solchen Großbetrieb als Vorsteher der Spezialwerkstätte eintritt, hört natürlich auf, unabhängig zu sein, erfreut sich dafür aber einer bis zu gewissem Grade selbständigen und vor allem einer gesicherten Stellung.

Von den freien Handwerkern jedoch wird der Verlust so kaufkräftiger Abnehmer sehr bitter empfunden, und es kann ja auch das geschilderte System geradezu zu einer Aushungerung ganzer Handwerke führen, wie z. B. bei der Drechslerei, die allen Gewerben angegliedert wird, welche ihre Produkte als Halbfabrikate verwenden. Aber es liegt dieses Verfahren doch zu sehr im Interesse einer guten Ökonomie, als daß ihm Halt geboten werden könnte.

Nebenbei bemerkt, pflegen die Arbeiter für solche großindustriellen Nebenbetriebe noch so lange im Handwerk ausgebildet zu werden, als dieses selbständig fortbesteht. Das letztere kann dann eine übergroße Zahl von Lehrlingen halten, während die Gesellen einen viel ausgedehnteren Arbeitsmarkt haben, als ihn das Handwerk allein bieten kann. So ist es zu erklären, wenn z. B. im Schlosserhandwerk stellenweise sich zehnmal so viel Lehrlinge finden als Gesellen.

4. Das Handwerk verarmt durch Bedarfsverschiebung oder geht durch Aufhören des Bedarfs völlig zu Grunde. Solche Verschiebungen haben zu allen Zeiten stattgefunden (ich erinnere an den Gebrauch des Pergaments und der Perrücken), aber vielleicht niemals mehr als in unserer rasch lebenden Zeit. Es seien hier nur wenige Fälle erwähnt.

Der Böttcher verfertigte für die Haushaltung unserer Großmütter mancherlei Gefäße, die man heute, in einem städtischen Haushalt wenigstens, vergeblich sucht: Fleischkufen, Sauerkraut- und Bohnenständer, Waschbütten, Wassereimer, Regenfässer, selbst Badewannen und Waschgefäße. Wir halten keine Vorräte an Fleisch und konser-

vierten Gemüsen mehr; das Wasser liefert uns die Wasserleitung, und an Stelle der kleinen Holzgefäße sind solche aus Blech, Porzellan oder Steingut getreten. Ein zweites Beispiel bietet der Drechsler, der früher fast für jede Haushaltung ein oder mehrere Spinnräder, Spulen und Haspel zu liefern hatte. Heute ist das Spinnrad zu einem Schaustück „altdeutscher Einrichtungen" herabgesunken. Beide Gewerbe haben freilich für die verlorenen auch wieder neue Abnehmer gefunden, die Böttcherei namentlich durch die Zunahme der Faßverpackung. Aber die neuen Kunden sind Fabriken, die sich sobald als möglich die Böttcherei im Nebenbetrieb angliedern. Ein drittes Beispiel bietet das Zinngießergewerbe. Die zinnernen Teller und Schüsseln, welche sich früher fast in jedem bürgerlichen und bäuerlichen Haushalt fanden, sind aus der Mode gekommen. An ihre Stelle ist Porzellan und Steingut getreten, und damit hat die Zinngießerei ihre Existenzbasis fast ganz verloren. Schließlich will ich noch an die Bedarfsverschiebungen erinnern, welche die großen Umwälzungen auf dem Gebiete des Reiseverkehrs herbeigeführt haben und die besonders den Sattler, Täschner und Kürschner schwer getroffen haben.

5. In einer letzten Gruppe von Fällen *kommt das Handwerk in völlige Abhängigkeit vom Handel*; der Meister wird zum Heimarbeiter, indem seine Erzeugnisse nur noch durch das Magazin ihre Verbraucher erreichen können. Die Ursache dieser Erscheinung ist eine doppelte: einerseits die hohen Mietpreise in den städtischen Geschäftslagen, die den Meister nötigen, Wohnung und Werkstatt in einem Dachgeschoß oder Hinterhause aufzuschlagen, wo er schwer aufzufinden ist, jedenfalls aber von der zahlungsfähigern Kundschaft nicht aufgesucht wird, andererseits die Neigung des Publikums, nur zu kaufen, wo sich größere Auswahl findet und wo der Geschäftsinhaber „koulant bedient", d. h. Ansichtssendungen macht, nicht Passendes zurücknimmt usw. Artikel wie Bürsten,

Kämme, feine Korbmacher- und Lederwaren, kleine Holz- und Metallgegenstände kaufen wir in den größeren Städten fast nie mehr beim Produzenten, sondern in den Galanterie- und Kurzwarenläden; ja, wir geben sogar dort unsere Bestellungen auf, wenn wir ein Stück nach eigenem Geschmacke anfertigen lassen wollen. Wer bestellt heute noch seine Visitenkarten beim Buchdrucker oder einen Rauchtisch beim Drechsler? Wer täglich Gelegenheit hat, in den Straßen, die er vielleicht ohnehin mehrfach durchschreiten muß, alles zu seinem Bedarfe Notwendige fix und fertig ausgestellt zu sehen, so daß er sich in wenigen Minuten in den Besitz des Gewünschten setzen kann, der wird selten Lust haben, dem sinkenden Handwerk zu Liebe sich nach einer entfernten Vorstadt zu bemühen, um dort nach langem Fragen und Suchen drei oder vier finstere Treppen hinaufzusteigen, ehe er seine Bestellung anbringen kann, bei deren Ausführung dann vielleicht der versprochene Termin nicht einmal eingehalten wird. Und soll etwa jemand, der in einem Möbellager alles, was sonst zur Zimmerausstattung gehört, vorfindet, soll eine junge Hausfrau, die in einem Haushaltungsgeschäft sich in wenigen Stunden eine ganze Kücheneinrichtung zusammenstellen kann, lieber ein halb Dutzend Handwerker aufsuchen, mit denen sie erst nach Wochen zum Ziele gelangt?

Damit dürften die Hauptzüge des Umbildungsprozesses, der sich heute im Handwerk vollzieht, angegeben sein. Man darf es wohl am Schlusse als eine aus den Ergebnissen der Untersuchungen sich aufdrängende Überzeugung aussprechen, daß *das Handwerk in allen Fällen, wo es gebrauchsfertige, raschem Verderben nicht ausgesetzte Ware liefert, die in bestimmten Typen für Durchschnittsbedürfnisse hergestellt werden kann, im höchsten Maße gefährdet ist, selbst da, wo eine technische Überlegenheit des Großbetriebes*

nicht vorhanden ist. Es sind das also die Fälle, in welchen das Produkt ohne weitere Beihilfe des Verfertigers vom Konsumenten in Gebrauch genommen werden kann.

In allen diesen Fällen wird der Handel in seinen sämtlichen Verzweigungen bis herunter zum Hausiervertrieb immer mehr die allgemeine Liquidationsanstalt für die gewerbliche Produktion abgeben. Das Gewerbe muß sich spezialisieren, so viel als möglich ist, und es kann sich vor dem Schicksal, magazinhörig zu werden, nur dadurch retten, daß es kleinkapitalistisch wird. Die Verbindung eines Verkaufsladens mit der Werkstätte ist dann unerläßlich.

In den Fällen dagegen, wo das Handwerksprodukt lokal angebracht oder individuell angepaßt werden muß, verliert der Handwerker wenigstens nicht die Fühlung mit den Konsumenten. Aber in den größeren Städten kann er sich auch in diesen Fällen nur halten, wenn entweder der Bedarf schon stark konzentriert auftritt (Schlosser, überhaupt alle Bauhandwerker i. w. S.), oder wenn der Handwerker wieder ein Verkaufsmagazin hält, das als Sammelstelle für die Aufträge dient (Klempner, Sattler, Schneider-Maßgeschäfte). In beiden Fällen ist wiederum kleinkapitalistischer Betrieb allein lebensfähig.

Dem entsprechen auch die Ergebnisse der „Erhebungen über Verhältnisse im Handwerk". Überall in den Städten hat sich die Zahl der Meister relativ stark vermindert, die Zahl ihrer Gehilfen vermehrt, d. h. die Betriebe sind größer geworden. Und in noch weit höherem Maße muß ihr Kapital gestiegen sein. Offenbar ist es die obere Schicht des städtischen Handwerkerstandes, die sich hier in einer den Anforderungen der Gegenwart angepaßten Betriebsweise erhalten hat und wahrscheinlich Aussicht hat, auch ferner sich zu erhalten. Das Publikum wird bei gleicher Auswahl immer den Laden des Handwerksmeisters dem des reinen Händlers vorziehen, schon

wegen der Reparaturen und der größeren Sachkunde des Meisters. Und der letztere hinwieder bleibt durch den Fortbetrieb der Werkstätte vor der geschäftigen Richtstuerei bewahrt, der sonst der städtische Ladeninhaber leicht anheimfällt.

Auf dem Lande liegen die Dinge ein gut Stück anders. Hier walten jene Ursachen der Zurückdrängung des Handwerks nur in abgeschwächtem Maße, welche aus der veränderten Bedarfsgestaltung und aus den städtischen Wohnungsverhältnissen sich herleiten. Der Bedarf ist hier noch nicht so konzentriert, er ist vielfach individuell gestaltet; jedermann kennt den Handwerker und sein Haus persönlich. Die Verhältnisse der Nachbarschaft, der Schulkameradschaft, der Gevatterschaft spielen auch in den wirtschaftlichen Beziehungen stark mit. Hier ist noch wirklicher Handwerksboden. Der Handwerker bebaut vielfach selbst ein Stückchen Land; in der Ernte hilft er auch wohl dem Nachbar mit Mähen u. dgl. aus; er besitzt ein eigenes Häuschen; kurz, er ist mit seinem Lebensunterhalt nicht ausschließlich auf das Gewerbe angewiesen. Im Betrieb herrscht noch Lohnwerk oder Gegenrechnung.

Ich halte die meisten Handwerke, die überhaupt auf dem Lande Boden haben, noch auf absehbare Zeit für gesichert. Freilich können sie sich den Umwälzungen in der städtischen Industrie nicht völlig entziehen. Auch auf dem Lande macht der Klempner für gewöhnlich die Blechgefäße nicht mehr selbst, und der Grobschmied verwendet fertig gekaufte Hufeisen. Aber die Konsumtionssitten ändern sich hier nicht so schnell; der Bedarf bleibt mehr individuell, und es gibt relativ weit mehr Reparaturarbeit; ja, die landwirtschaftlichen Maschinen haben für Schlosser, Schmied, Klempner, Böttcher, Tischler deren neue gebracht. Etwa 52 Prozent der Handwerksmeister befanden sich in Deutschland 1895 auf dem Lande. Das Land hat die Städte an Dichtigkeit der Handwerkerbevölkerung erreicht. Allerdings ist die Zahl der Alleinbetriebe auf dem Lande

besonders groß; die Durchschnittszahl der Hilfspersonen ist seit 1861 in Preußen anscheinend etwas gesunken; die Zahl der Lehrlinge ist relativ hoch. Aber darin liegt kein Grund zur Besorgnis. Das Verhältnis der Gehilfenzahl zur Meisterzahl ist heute auf dem Lande ein viel günstigeres, als es vor einem Jahrhundert in den Städten war, und die Lage der Landhandwerker ist nach allem, was darüber bekannt geworden ist, zwar eine bescheidene, aber doch durchaus befriedigende. Darin stimmen die vorliegenden Berichte aus Schlesien, Sachsen, Ostfriesland, Baden und Elsaß überein. Gewiß sind auch proletarische Existenzen unter den Dorfhandwerkern; aber solche hat es zu allen Zeiten im Handwerk gegeben.

Unter denen, welche das Handwerk für die ideale Betriebsform der Industrie halten, hat man lange zwei Mittel angepriesen, welche dem wankenden gewerblichen Mittelstand wieder Halt und Kräftigung bringen sollten, und es gibt auch jetzt noch viele, welche an ihre Heilkraft glauben.

Das erste ist die „Rückkehr zur Kunstindustrie". Bestrebungen dieser Art werden seit bald dreißig Jahren eifrig gepflegt; man hat ihnen zu Liebe Museen, Fachschulen und Lehrwerkstätten errichtet, Ausstellungen und Preisausschreiben veranstaltet. Aber die Erfahrung hat bald gelehrt, und die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik haben es von neuem bestätigt, daß für den Kleinbetrieb von diesen Bestrebungen sehr wenig abgefallen ist. Nur die Schlosserei hat vereinzelt durch Wiederanwendung schmiedeeiserner Gitter, Treppengeländer, Laternen u. dgl. einiges gewonnen. Im übrigen sind alle geschäftlich erfolgreichen Träger der kunstgewerblichen Bewegung Fabrikbetriebe größeren und sogar größten Stiles. So in der Buchbinderei, der Kunstmöbelfabrikation, der Keramik.

Das zweite Mittel ist die Verbreitung der Kleinkraftmaschinen und die elektrische Kraftübertragung, welche es auch dem kleinsten Meister ermöglichen sollen, die wichtigsten Arbeitsmaschinen in

seinen Betrieb aufzunehmen. Selbst Männer wie W. Siemens und F. Reuleaux haben an die Verallgemeinerung dieser technischen Errungenschaften die größten Hoffnungen geknüpft. Sie sind dabei von der Auffassung ausgegangen, daß es nur darauf ankomme, die technische Überlegenheit des Großbetriebs zu beseitigen, und diese beruht ja zu einem guten Teile auf der Verwendung arbeitersparender Maschinen.

Aber sie haben dabei merkwürdigerweise übersehen, daß Maschinenkraft um so teurer ist, in je kleinerem Maßstabe sie zur Verwendung kommt. Nach einer von Riedel im „Zentralblatt deutscher Ingenieure" für 1891 gegebenen Zusammenstellung betragen die Gesamtkosten eines Kleinmotors, je auf eine Stunde und Pferdekraft zurückgeführt, bei zehnstündiger Betriebsdauer (in Pfennigen):

	Pferdestärke des Motors:						
Art des Motors:	1/4	1/2	1	2	3	4	6
Dampfkleinmotor	—	—	30	22	19	17	15
Gasmotor[4])	52	37	24	19	17	17	15
Druckluftmotor	41	30	25	20	19	18	17
Elektromotor	66	55	46	40	37	—	—
Petroleummotor	—	80	60	35	28	25	22

Sodann ist technische Gleichstellung zweier Betriebe noch nicht wirtschaftliche Gleichstellung. Eine Maschine muß ausgenutzt, amortisiert werden können, wenn sie die Produktion verbilligen soll. Da sie nicht den ganzen Produktionsprozeß übernehmen kann, sondern nur einzelne Teile desselben, so setzt sie, wenn sie fortgesetzt im Gange bleiben soll, eine Erweiterung des Betriebs, die Einstellung einer größeren Arbeiterzahl, höhere Aufwendungen für Rohstoff, Werkstattmiete usw. voraus. Dazu aber fehlt dem Kleinmeister in der Regel das Kapital. Und hätte er es, so blieben dem Großbetrieb doch immer die Vorteile des günstigeren Rohstoff-Einkaufs, der größeren Arbeits-

4) Der Gaspreis ist auf 12 Pf. für den Kubikmeter angenommen.

zerlegung, der Verwendung ausgezeichneter technischer und künstlerischer Kräfte, der besseren Absatzgelegenheit.[5]) Man kann sehr schwer begreifen, wie kluge Männer das alles übersehen konnten. Ist denn das Schneider- oder Schuster- oder Sattlerhandwerk durch die Nähmaschine lebenskräftiger geworden?

Es muß also die Hoffnung aufgegeben werden, an diesen beiden Stellen einen neuen Halt für das Handwerk zu finden; einen solchen gibt es in den größeren Städten bei den meisten Gewerbezweigen überhaupt nicht mehr. Nur soweit die Bedingungen der Kundenproduktion fortdauern, bleibt für eine beschränkte Zahl kapitalistisch modifizierter Betriebe Raum. An die Stelle der Handwerker treten hier andere Menschen: kleine und mittlere Unternehmer, Werkstattvorstände und qualifizierte Arbeiter in Fabriken, Liefermeister und Heimarbeiter. Materiell befinden sich alle diese Gruppen, mit Ausnahme der letzten, besser als die Mehrzahl der alten Kleinmeister. Ob sie zufriedener und glücklicher sind, ist eine andere Frage.

Vorläufig bezeichnet diese Schilderung mehr die Tendenz der Entwicklung, als den dermaligen Zustand selbst. Aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen. Der Niedergang vollzieht sich langsam, geräuschlos; großes Elend, wie es unter den Handwebern herrschte, als sie ihren Verzweiflungskampf gegen den mechanischen Webstuhl kämpften, findet sich nur etwa in den Bekleidungsgewerben. Noch immer sind gewisse Schichten der städti-

5) Einen interessanten Beleg für das Gesagte bieten die Holzbearbeitungsmaschinen in der Tischlerei. Keiner der vielen größeren Handwerksbetriebe in der Berliner Möbeltischlerei — darunter auch kapitalkräftige Mittelbetriebe von 20 und mehr Arbeitern — hat diese Arbeitsmaschinen in seinen Betrieb aufgenommen, obwohl Maschinenkraft jeder Stärke in sehr vielen Werkstätten Berlins zu relativ mäßigem Preise zu mieten ist. Es haben sich vielmehr eigne Lohnschneidereien gebildet, welche das Zuschneiden und Vorrichten besorgen, und nur die größten Möbelfabriken und Bautischlereien haben jene Maschinen selbst in den Betrieb eingestellt.

schen Bevölkerung dem Handwerker treu geblieben und werden das wohl auch noch eine Zeitlang tun. Es bleibt also der heranwachsenden Generation Frist, sich auf die neuen Zustände einzurichten. Was ihnen dabei not tut, ist eine bessere allgemeine, kaufmännische und technische Bildung. Noch immer findet die tüchtige, umsichtige Persönlichkeit Raum, sich zu betätigen und sich Geltung zu verschaffen; sie ist nicht so haltlos und verloren wie diejenigen, welche Schule und Werkstatt mit ungenügender Ausrüstung für das Leben entlassen.

Aufhalten läßt sich nach meiner Überzeugung der geschilderte Prozeß durch die Mittel der Gesetzgebung nicht, höchstens vielleicht verlangsamen. Ob das aber ein Glück wäre?

Im vierten Vortrage wurde die Entwicklung der gewerblichen Betriebssysteme mit der Entwicklung der Verkehrsmittel verglichen, bei der die älteren Formen durch neu aufkommende zwar zurückgedrängt, aber nicht vernichtet werden. Das trifft auch auf das Handwerk zu. Das Handwerk geht als Betriebsform nicht unter; es wird nur auf diejenige Stellung beschränkt, in der es die ihm eigentümlichen Vorzüge am meisten geltend machen kann. Das ist heute auf dem Lande, in den Gegenden, wo es noch jetzt die Existenzbedingungen findet, denen es im Mittelalter entwachsen ist.

Auf dem Lande gab es nach ziemlich genauen Schätzungen 1895 im Deutschen Reiche etwa 675000 Handwerksmeister mit mehr als einer halben Million Gesellen und Lehrlingen, zusammen ungefähr 1 1/5 Million Erwerbtätige. Rechnet man die Angehörigen der Meister hinzu, so kommt man bei niedriger Veranschlagung auf insgesamt über 3 Millionen Menschen. Den größten Teil dieses Gebiets hat das Handwerk im XIX. Jahrhundert erobert. Vom sozialpolitischen Standpunkt ist kein Grund, darüber mit den Meistern der kleinen Ackerstädte, die ihre Landkundschaft eingebüßt haben, die Hände zu ringen. Im Gegenteil.

In der Zeit der engherzigen Abschließung der städtischen Zünfte, als Tausende von Gesellen auf der Landstraße lagen, die nirgends die Aufnahme ins Meisterrecht erlangen konnten, hatten die Schmiedegesellen einen Spruch, den der Fremde auf der Herberge dem Altgesellen zu sagen hatte.[6]) Der lautete: „Bin noch nicht Meister gewesen, denke es aber noch mit der Zeit zu werden; ist es nicht hier, so ist es anderswo, eine Meile vom Ringe, wo die Hunde über die Zäune springen, daß die Zäune krachen: da ist gut Meister sein."

Was damals der letzte Hoffnungsanker des Schmiedegesellen war, die Niederlassung auf dem Lande, das ist es heute für viele Tausende von Handwerksgesellen, die den Anforderungen des städtischen Lebens sich nicht gewachsen fühlen. Für das Land liegt in dieser Beimischung gewerblicher Elemente unter die Bevölkerung ein erheblicher sozialer und wirtschaftlicher Fortschritt, und die Existenzen, welche sich dort auf dem Boden des Handwerks begründen lassen, gehören zu den gesundesten, die unsere Gesellschaft besitzt. Freilich wollen sie mit dem natürlichen Maßstabe des alten Handwerks gemessen sein, nicht mit dem künstlichen Maßstabe aus der Phantasie wirtschaftspolitischer Romantiker.

Denn darin liegt der Hauptgrund der Klagen und Beschwerden, welche fast seit dem Beginn der neuern Entwicklung die Reste des städtischen Handwerkerstandes erheben, daß man eine falsche Vorstellung hat von dem Maße des Wohlbefindens, welches das gewerbliche Betriebssystem des Handwerks seinen Vertretern überhaupt gewähren kann. Dieses Maß war im Mittelalter ein relativ hohes, weil die Lebenslage des Handwerkers damals gemessen wurde an der Lage derjenigen sozialen Schicht, welche unmittelbar unter der seinen lag und aus der er selbst viel-

6) Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker, S. 82.

fach hervorgegangen war, des hörigen Bauernstandes, der „armen Leute“ vom Lande. Mit dem Dasein dieses unsäglich gedrückten Standes verglichen, hatte das Handwerk „goldenen Boden“, d. h. es warf regelmäßig Geldverdienst ab und sicherte seinen Vertretern die bürgerliche Freiheit, während der Bauer allen Wechselfällen der Naturalwirtschaft und dazu den Bedrückungen der Grundherren schutzlos ausgesetzt war. Es wäre falsch, wenn man bei dem mittelalterlichen Handwerkerstande durchschnittlich erhebliches Kapital voraussetzen wollte. Dem Handwerkerstande fast gleich standen die Kleinhändler. Was darüber hinaus lag (städtische Geschlechter, Adel), damit verglich er sich nicht; im System der Geburtsstände ist der einzelne zufrieden, wenn ihm zu teil wird, was seinem Stande gebührt.

Unsere heutige soziale Ordnung beruht auf den Berufsständen und der freien Berufswahl. In einem solchen System vergleicht sich jeder mit allen andern, weil ihn keine rechtliche Schranke von den andern trennt. Und mit den übrigen Ständen der modernen Gesellschaft verglichen, erscheint die Lage des Handwerks, auch wo es noch vollkommen lebensfähig ist, als eine sehr bescheidene. Alle andern Stände scheinen sich gehoben zu haben und nur der Handwerkerstand stehen geblieben zu sein. Wo gar das Handwerk um seine Existenz ringt, bietet es das traurige Bild der Unterdrückung.

Gewiß ist es nicht leicht zu nehmen, wenn jene breite Schicht selbständiger kleiner Leute, die den Kern der alten Stadtbevölkerungen bildete, verschwindet und an ihre Stelle eine zusammenhangslose Masse abhängiger Existenzen tritt. Es ist ein Verlust für die Gesellschaft, für den wir auf städtischem Boden zunächst keinen Ersatz finden zu können scheinen. Und doch ist dieser Verlust nicht uneinbringlich; längst sind schon Kräfte am Werke, ihn zu ersetzen. Aus der Menge der Abhängigen erhebt sich ein „neuer Mittelstand“, dem alten Kleinbürgertum an wirtschaftlicher Ener-

gie und sozialer Anpassungsfähigkeit überlegen: ein Gesellschafts-Element, das die moderne Großindustrie ausgebildet und für ihre Zwecke erzogen hat. Jeder einzelne hat sich einem höheren Gemeinschaftszwecke unterzuordnen, steht in einem straffen Pflichtverhältnis zunächst zum eignen Betrieb und durch diesen zur Gesamtorganisation der nationalen Güterversorgung. Betonte die zünftige Ordnung des mittelalterlichen Handwerks das „gemeine Beste", dem ihre Vorschriften zu dienen hatten, wer will sich vermessen, zu behaupten, daß den modernen Betriebsformen des Gewerbes für alle Zeiten eine öffentlich-rechtliche Ordnung versagt bleiben werde, die dem Gemeinwohl in noch vollkommenerer Weise entspricht? Viele Kräfte sind bereits geschäftig, diese Ordnung zu schaffen, zunächst auf dem Boden der freien nationalen Assoziation; neue Gliederungen der Gesellschaft erheben sich, die eine Neuverteilung der sozialen Rechte und Pflichten vorbereiten und den Einzelnen schützend umschließen. Sollen wir daran verzweifeln, daß in diesen auch ein höheres Menschentum Raum finden werde?

VI.

Die Anfänge des Zeitungswesens.

Die enge Verbindung, welche in Deutschland zwischen wissenschaftlicher Forschung und Universitäts-Unterricht besteht, hat neben manchen unverkennbaren Lichtseiten doch auch einen großen Nachteil. Dieser besteht darin, daß solche Gebiete des Wissens, welche nicht die Grundlage einer akademischen Laufbahn bilden können, von der Forschung vernachlässigt werden. Unter diesem Schicksal hat auch das Zeitungswesen zu leiden. Während in Frankreich und England die Geschichte des Journalismus eine außerordentlich reich entwickelte Literatur aufzuweisen hat, besitzen wir in Deutschland auf diesem Gebiete nur wenige erwähnenswerte Versuche,[1]) von denen keiner den Gegenstand in der ganzen Fülle seiner Erscheinungen erfaßt hat.

Bei dieser Lage der Dinge würde es wenig helfen, zu untersuchen, welcher der bestehenden wissenschaftlichen Disziplinen die seither vernachlässigte Aufgabe eigentlich zufalle. Eine so komplexe Erscheinung wie das Zeitungswesen läßt sich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus fruchtbar behandeln: vom politisch-historischen, dem literarhistorischen, dem bibliographischen, dem juristischen, selbst dem philologischen, wie die Schriften über die Nachlässigkeiten des Zeitungsstiles zeigen. Am nächsten liegt der

---

1) Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus I, Hamburg 1845. Wuttke, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 2. Aufl. Leipzig 1875. L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, 3 Bände, Oldenburg und Leipzig 1900/05. Vgl. auch meine zusammenfassende Darstellung in der „Kultur der Gegenwart" I, 1, S. 481 ff.

Gegenstand zweifellos dem Nationalökonomen. Denn die Zeitung ist in erster Linie eine Verkehrseinrichtung, und sie bildet eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirtschaft. Aber man wird in den Lehrbüchern der Nationalökonomie oder selbst des Verkehrswesens im engern Sinne vergebens nach einem Abschnitte über die Tagespresse suchen. Wenn ich unter diesen Umständen es wage, über die Anfänge des Zeitungswesens in knapp zusammenfassender Weise zu handeln, so bin ich mir selbst am meisten bewußt, daß ich nur Unvollkommenes bieten kann und daß ich vielleicht auch insofern noch berechtigte Erwartungen zu täuschen genötigt sein werde, als die nationalökonomische Betrachtungsweise nicht imstande ist, die Materie nach allen Seiten zu erschöpfen.

Die Frage nach den Anfängen des Zeitungswesens wird sich verschieden beantworten, je nach dem, was man unter einer Zeitung versteht. Wenn man aber zehn verschiedenen Personen die Frage vorlegt, was eine Zeitung sei, so wird man vielleicht zehn verschiedene Antworten erhalten. Dagegen wird niemand sich lange bedenken, wenn er nach den Mitteln gefragt wird, durch welche das große Gewebe der geistigen und materiellen Wechselwirkungen hervorgebracht wird, das die moderne Menschheit zur Einheit der Gesellschaft verbindet, die Zeitung in erster Linie neben Post, Eisenbahn und Telegraphen zu nennen.

In der Tat bildet die Zeitung ein Glied in der Kette der modernen Verkehrsmittel, d. h. der Einrichtungen, durch welche der Austausch geistiger und materieller Güter in der Gesellschaft bewirkt wird. Aber sie ist kein Verkehrsmittel in dem Sinne, wie die Post oder die Eisenbahn, welche den Transport von Personen, Gütern und Nachrichten bewirken, sondern ein Verkehrsmittel wie der Brief und das Zirkular, welche die Nachrichten erst transportfähig machen, indem sie dieselben mittels Schrift und Druck sozusagen von ihrem Urheber loslösen und körperlich übertragbar machen.

So groß uns auch heute der Unterschied zwischen Brief, Zirkular und Zeitung erscheinen mag, so zeigt doch ein wenig Nachdenken, daß alle drei wesentlich gleichartige Produkte sind, entsprungen aus dem Bedürfnis der Nachrichtenmitteilung und aus der Verwendung der Schrift zur Befriedigung dieses Bedürfnisses. Nur darin liegt der Unterschied, daß der Brief sich an einzelne wendet, das Zirkular an mehrere bestimmte Personen, die Zeitung an viele unbestimmte Personen. Oder mit anderen Worten: Brief und Zirkular sind Mittel privater Nachrichtenmitteilung; die Zeitung ist ein Mittel der Nachrichtenpublikation.

Wir sind freilich heute gewöhnt, daß die Zeitung regelmäßig gedruckt ist und daß sie in kurzen Zeitfristen periodisch erscheint. Allein beides sind keine wesentlichen Merkmale der Zeitung als Nachrichtenpublikationsmittel; es wird sich vielmehr bald zeigen, daß die Urzeitung, aus der jenes mächtige moderne Verkehrsmittel hervorgegangen ist, weder gedruckt war, noch periodisch erschien, sondern daß sie dem Briefe noch sehr nahe stand, ja fast gar nicht von demselben zu unterscheiden war. Allerdings liegt das Wiedererscheinen in kurzen Zeitfristen in der Natur der Nachrichtenpublikation. Denn Nachrichten sind Zeitgüter; sie haben nur Wert, solange sie neu sind, und um ihnen den Reiz der Neuheit zu erhalten, muß ihre Veröffentlichung den Ereignissen auf dem Fuße folgen. Wir werden jedoch sehen, daß die Periodizität dieser Zeitfristen, soweit sie im Kindesalter des Zeitungswesens hervortritt, auf der Periodizität der Nachrichtentransportgelegenheiten beruhte, keineswegs aber mit der eigentlichen Natur der Zeitung zusammenhing.

Die regelmäßige Sammlung und Versendung von Nachrichten setzt ein räumlich weit verbreitetes Interesse an den öffentlichen Dingen oder ein größeres Verkehrsgebiet mit zahlreichen wirtschaftlichen Beziehungen und Interessenverknüpfungen voraus oder beides zugleich. Ein solches Interesse aber bildet sich erst, wenn die Menschen

durch ein größeres Staatswesen zu einer gewissen Gemeinsamkeit der Lebensschicksale verbunden sind. Die antiken Stadtrepubliken bedurften keiner Zeitung; ihre gesamten Publikationsbedürfnisse konnten durch den Herold und gelegentlich durch Inschriften befriedigt werden. Erst als die römische Herrschaft sich über sämtliche Mittelmeerländer ausgedehnt oder sie doch ihrem Einfluß unterworfen hatte, bedurfte es eines Mittels, welches die als Beamte, Steuerpächter und sonst in Geschäften nach den Provinzen gegangenen Mitglieder des herrschenden Standes über die hauptstädtischen Vorgänge auf dem Laufenden erhielt. Es ist bezeichnend, daß Caesar, der Schöpfer der römischen Militärmonarchie und der Zentralisation der Verwaltung, auch als der Begründer der ersten zeitungsähnlichen Einrichtung angesehen wird.[2])

Ich sage zeitungsähnlichen Einrichtung; denn einen Journalismus in unserem Sinne hat es bei den Römern nicht gegeben, und wenn Mommsen von einem „römischen Intelligenzblatt" spricht, so ist das eine schiefe Modernisierung. Was Caesar Neues brachte, war eher den Bulletins und „Waschzetteln" zu vergleichen, welche die literarischen Bureaux unserer heutigen Regierungen den Journalisten zur Benützung liefern, als unseren heutigen Zeitungen. Es handelte sich also für ihn nicht um Begründung des Zeitungswesens, sondern um Beeinflussung der bereits bestehenden Zeitungen.

Schon lange vor Caesars Konsulat war nämlich die Sitte aufgekommen, daß die in den Provinzen befindlichen Römer sich in der Hauptstadt einen oder mehrere Korre-

2) Leclerc, Des journaux chez les Romains, Paris 1838 Lieberkühn, De diurnis Romanorum actis, Vimar. 1840. A. Schmidt, Das Staatszeitungswesen der Römer in s. Ztschr. f. Geschichtsw. I, S. 303 ff. Zell, Über die Zeitungen der alten Römer und die Dodwellschen Fragmente in s. Ferienschriften S. 1 ff. 109 ff. Hübner, De senatus populique Romani actis in Fleckeisens Jhb. f. Philol. Suppl. III, S. 564 ff. Heinze, De spuriis diurnorum actorum fragmentis. Greifsw. 1860.

spondenten hielten, welche ihnen über den Gang der politischen Bewegung und über die sonstigen Vorkommnisse des Tages brieflich Bericht erstatteten. Dieser Korrespondent war gewöhnlich ein intelligenter Sklave oder Freigelassener, der in den Verhältnissen der Hauptstadt genau Bescheid wußte und manchmal auch die Berichterstattung für mehrere gewerbsmäßig übernahm — also eine Art antiker Reporter, die sich nur darin von den heutigen unterschieden, daß sie nicht für ein Zeitungsunternehmen, sondern direkt für die Leser schrieben. Diese Berichterstatter genossen auf Fürsprache ihrer Auftraggeber zuweilen sogar Zutritt zu den Senatsverhandlungen. Antonius hielt sich einen solchen Mann, der ihm nicht bloß über die Beschlüsse des Senats, sondern auch über die Reden und die Abstimmung der Senatoren berichten mußte. Cicero empfing als Prokonsul durch seinen Freund M. Caelius die Berichte eines gewissen Chrestus, scheint aber von dessen Aufzeichnungen über Gladiatorenspiele, Gerichtsverhandlungen und allerlei Stadtklatsch nicht besonders befriedigt gewesen zu sein. Wie in diesem Falle, so erstreckten sich wohl immer jene Korrespondenzen nur auf Grob-Tatsächliches und bedurften der Ergänzung durch die Briefe der Parteifreunde des Abwesenden, welche, wie wir aus Ciceros Briefwechsel wissen, die eigentlichen politischen Stimmungsberichte lieferten.

Das Neue, was nun Caesar dieser Einrichtung hinzufügte, bestand darin, daß er die Veröffentlichung eines kurzen Protokolls der Senatsverhandlungen und -Beschlüsse anordnete und ebenso die Verhandlungen der Volksversammlungen, sowie andere wichtige öffentliche Vorgänge publizieren ließ.

Das erstere waren die Acta senatus, das letztere die Acta diurna populi Romani. Die Veröffentlichung geschah auf einer mit Gips überstrichenen Tafel, auf welche die Schrift aufgemalt war. Die Tafel wurde öffentlich ausgestellt, war also für die Bewohner der Hauptstadt das, was wir heute ein Plakat nennen. Für die Auswärtigen

nahmen zahlreiche Schreiber davon Abschriften und versandten sie an ihre Auftraggeber. Nach Verlauf einiger Zeit kam das Original in das Staatsarchiv.

Dieser römische Staatsanzeiger war somit an sich keine Zeitung; er erlangte aber die Bedeutung einer solchen durch die für unsere Begriffe etwas schwerfällige Einrichtung der privaten Provinzialkorrespondenzen.

Die Acta senatus wurden nur kurze Zeit bekannt gemacht; schon Augustus unterdrückte sie. Dagegen bürgerten sich die Acta diurna populi Romani bald so ein, daß ihr Inhalt bedeutend erweitert werden konnte und daß sie einen großen Teil der Kaiserzeit hindurch fortdauerten. Allerdings wurden sie hier mehr und mehr zu einer Art Hofbericht und näherten sich in ihrem Inhalt demjenigen, was die offiziellen oder offiziösen Blätter mancher europäischen Hauptstädte heute ihren Lesern vorsetzen. Im ganzen, beschränkten sie sich auf die Mitteilung von Tatsachen; eine Tendenz kam nur insofern zum Ausdruck, als man Unliebsames verschwieg. Nach wie vor gelangte der Inhalt auf dem Wege der Korrespondenz in die Provinzen, und, wie Tacitus berichtet, verstand man es dort, nicht bloß auf das zu achten, was der Staatsanzeiger enthielt, sondern auch auf das, was er verschwieg: man las zwischen den Zeilen. Wie lange die ganze Einrichtung bestanden hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist sie nach der Übersiedelung des Hofes nach Konstantinopel allmählich eingegangen.[3])

Die germanischen Völker, welche nach den Römern die Leitung der Geschicke Europas übernahmen, waren weder nach ihrer Kulturstufe, noch nach ihrer politischen Organisation imstande, und hatten auch nicht das Bedürfnis, eine ähnliche Organisation des Nachrichtendienstes aufrecht zu erhalten. Im ganzen Mittelalter bewegte sich

3) Über die den Acta diurna sehr ähnliche Staatszeitung der Chinesen (King-pao) vgl. Hirth, Chines. Studien, S. 209 ff. Navarra, China und die Chinesen, S. 891 ff.

das Leben der Menschen politisch und sozial in engen geschlossenen Kreisen; die Pflege der Bildung zog sich zurück in die Klöster; sie berührte Jahrhunderte lang nur die Spitzen der Gesellschaft. Ein wirtschaftliches Interesse, das über die engen Mauern der Stadt oder der Herrschaft, der man angehörte, die Menschen mit einander verbunden hätte, bestand nicht. In den späteren Jahrhunderten des Mittelalters treten allerdings wieder größere soziale Zusammenhänge hervor. Es ist zunächst die Kirche mit ihrer alle Länder des germanisch-romanischen Kulturkreises umspannenden Hierarchie, sodann das Bürgertum mit seinen Städtebünden und gemeinsamen Handelsinteressen und endlich als Gegenwirkung dazu die weltlichen Territorialgewalten, welche allmählich zu einem Zusammenschluß gelangen. Im XII. und XIII. Jahrhundert bemerken wir die ersten Spuren einer Organisation des Nachrichtendienstes und der Briefbeförderung in den Boten den Klöster, der Universitäten und der sonstigen geistlichen Würdenträger; im XIV. und XV. Jahrhundert kommt eine umfassende fast postähnliche Einrichtung städtischer Botenanstalten für den Briefverkehr des Handels und der städtischen Obrigkeiten hinzu. Und jetzt vernehmen wir auch zum erstenmal das Wort Zeitung.

Dasselbe bedeutet ursprünglich: was in der Zeit geschieht, ein Ereignis der Gegenwart, sodann eine Nachricht über ein solches Ereignis, eine Botschaft, einen Bericht, eine Neuigkeit.

Namentlich finden wir das Wort im Gebrauch für Mitteilungen über die politischen Zeitläufte, wie sie die städtischen Kanzleien von anderen Städten oder einzelnen befreundeten Ratspersonen der letzteren in Briefen oder Beilagen zu solchen empfingen und noch jetzt vielfach in ihren Archiven verwahren. So besitzt das Stadtarchiv in Frankfurt a. M. nicht weniger als 188 Briefe, welche sich auf die Armagnakenzüge in den ersten vierziger Jahren des XV. Jahrhunderts beziehen — meistens Leidensschil-

derungen und Hilferufe von Städten aus dem Elsaß und der Schweiz. Darunter sind allein drei Erzählungen der Schlacht von St. Jakob, eine von Zürich, eine von Straßburg und eine vom Rate zu Basel.[4])

Diese Berichterstattung ist eine freiwillige und beruht auf Gegenseitigkeit. Sie entsprang dem gemeinsamen Interesse, welches die Städte gegenüber dem Adel und den Territorialgewalten verband; sie fand in den zahlreichen städtischen Boten, welche in regelmäßigen Kursen (daher Ordinari-Boten) die Verbindung zwischen Ober- und Niederdeutschland unterhielten, eine wirksame Unterstützung.

Im XV. Jahrhundert finden wir einen ähnlichen brieflichen Austausch von Nachrichten zwischen hochgestellten Personen, Fürsten, Staatsmännern, Professoren an Universitäten, der namentlich in der Reformationszeit den größten Aufschwung nimmt. Es gehört jetzt zum guten Ton, einem Briefe „Novissima“, „Tidinge“, „New-Zeitung“, „Avise“ als eigene Rubrik anzufügen oder auf besonderen Blättern beizulegen. Wir bemerken bereits, wie man einander nicht mehr bloß bei zufälligen Anlässen über die

4) Wülker, Urkunden und Schreiben, betreffend den Zug der Armagnaken: im Neujahrsblatt des Vereins f. Gesch. und Altertumsk. zu Frankfurt a. M. für d. J. 1873. — Über den folgenden Abschnitt vergleiche man: Hatin, Histoire politique et littéraire de la presse en France, Paris 1859—1861, vol. I, p. 28ff. Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse périodique française, précédé d'un Essai historique et statistique sur la naissance et les progrès de la presse périodique dans les Deux Mondes, Paris 1866, p. XLVII sqq. Leber, De l'état réel de la presse et des pamphlets depuis François I jusqu'à Louis XIV, Paris 1834. Alex. Andrews, The history of British Journalism, London 1859, vol. I, p. 12 sqq. Ottino, La stampa periodica, il commercio dei libri e la tipografia in Italia, Milano 1875, p. 7. Rob. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, Hannover 1845, Bd. I. J. Winckler, Die periodische Presse Österreichs, Wien 1845, S. 19 ff. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1877. Steinhausen im Archiv für Post und Telegraphie 1895, S. 347 ff. und dessen Geschichte des deutschen Briefes, 2 Bände.

Not und Bedrängnis der Zeit unterrichtet, sondern wie man auf planmäßiges Sammeln von Nachrichten ausgeht. Besonders waren es die großen Verkehrsmittelpunkte und Handelsstädte, die Knotenpunkte des Botenlaufs und die Sitze der gelehrten Bildung, an welchen Nachrichten aus aller Welt zusammenströmten, um von da zusammengestellt und redigiert in Briefen und Briefbeilagen nach allen Richtungen hin auseinander zu fließen. Durchweg führen diese geschriebenen Nachrichten den Namen Zeitungen oder neue Zeitungen.

Der größte Teil dieser Korrespondenz ist privaten Charakters. Männer im Mittelpunkt der politischen und kirchlichen Ereignisse schrieben einander die bei ihnen eingelaufenen Nachrichten zu. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, was nicht ausschloß, daß Leute mit sehr lebhafter Korrespondenz ihre neuen Zeitungen vervielfältigen ließen, um sie Briefen an Verschiedene beizulegen, und daß die Empfänger sie in Abschriften weiter beförderten oder unter ihren Bekannten zirkulieren ließen. Fürsten hielten sich auch wohl schon an den Hauptverkehrsplätzen eigene bezahlte Korrespondenten, oder entsandten solche bei besonderen Gelegenheiten an den Schauplatz wichtiger Vorkommnisse.

In das Volk drangen diese geschriebenen Zeitungen zunächst nicht. Die Kreise, auf welche sie berechnet waren, sind: 1. die Fürsten und Staatsmänner, sowie die städtischen Räte, 2. die Universitätslehrer und die ihnen nahe stehenden Männer des öffentlichen Dienstes in Schule und Kirche, 3. die Großkaufleute.

Fast alle Reformatoren und Humanisten sind eifrige Zeitungskorrespondenten und regelmäßige Empfänger von Zeitungsnachrichten. So namentlich Melanchthon, dessen zahlreiche Verbindungen in allen Teilen Deutschlands und der Nachbarländer ihm fortwährend einen reichen Schatz neuer Nachrichten zuführten, mit denen er wieder seine Freunde und namentlich verschiedene Fürsten versorgte.

Neben ihm ist Luthers und Zwinglis Briefwechsel verhältnismäßig arm an ähnlichem Stoff. Dagegen waren die Straßburger Johann und Jakob Sturm, Bucer, Capito, die Basler Oecolampadius und Beatus Rhenanus, die Augsburger Hätzer und Urbanus Rhegius, Hier. Baumgartner in Nürnberg, Joachim Camerarius, Bugenhagen u. a. auf diesem Gebiete sehr fleißig tätig.

Die Quellen für ihre Nachrichten sind sehr mannigfaltige. Neben mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen von Freunden werden uns genannt: Erzählungen von zureisenden Kaufleuten, insbesondere von Buchhändlern, welche die Messe in Frankfurt besucht hatten, Aussagen von Briefboten, Berichte von Landsknechten, die aus Feldzügen heimkehrten, Mitteilungen von durchreisenden Fremden und Gastfreunden, speziell auch von Studenten, die aus fremden Ländern kamen, um die deutschen Hochschulen zu besuchen, endlich auch, was man von zufällig durchgekommenen Gesandten fremder Höfe, von Kanzlern, Sekretären und Agenten hochgestellter Personen vernommen hatte.

Natürlich waren solche gelegentlich gesammelten mündlichen Nachrichten von sehr verschiedenem Werte und mußten von dem Zeitungskorrespondenten, der sie weitergab, erst einer redaktionellen Kritik unterworfen werden. Weit wichtiger waren die brieflich bezogenen, und es dürfte von einigem Interesse sein, an Handen des Briefwechsels von Melanchthon ihren Quellen etwas nachzugehen.[5])

Da erkennen wir denn bald, daß es eine Reihe bestimmter Sammelpunkte für die verschiedenen Arten von Nachrichten gab. Im Vordergrunde des Interesses stand damals die orientalische Frage, d. h. die Bedrohung der mitteleuropäischen Länder durch die Türken. Nachrichten über die Kämpfe mit ihnen kamen entweder aus Ungarn über Wien, Krakau oder Breslau oder aus Konstantinopel zur See über Venedig. Die Berichterstatter sind meist Geistliche, welche der neuen Lehre anhingen.

5) Nach Graßhoff a. a. O. S. 23 ff.

Über die Verhältnisse des Südens kamen Mitteilungen aus Rom, Venedig, Genua, auch wohl von gelehrten Freunden aus Padua und Bologna. Nachrichten aus Frankreich und Spanien bezog man über Lyon, Genua und Straßburg, aus England und den Niederlanden über Antwerpen und Köln, aus den nordischen Ländern über Bremen, Hamburg und Lübeck, aus dem Nord-Osten über Königsberg und Riga.

Innerhalb Deutschlands war Nürnberg der Hauptsammelpunkt für Nachrichten, einesteils wegen seiner zentralen Lage, andernteils wegen seiner weitreichenden Handelsverbindungen. Wer sich sicher und genau über die Welthändel unterrichten wollte, schrieb nach Nürnberg oder schickte einen Gesandten dorthin. Fürsten, wie Herzog Albrecht von Preußen und Christian III. von Dänemark hielten dort ihre ständigen Korrespondenten, welche ihnen die einlaufenden Neuigkeiten zusammenzustellen und zu berichten hatten. Beamte der Stadt, Ratsherren und angesehene Kaufleute übernahmen häufig ein solches Amt. Neben Nürnberg kamen noch in Betracht: Frankfurt, Augsburg, Regensburg, Worms und Speier.

Die Zeitungen, welche Melanchthon aus diesen verschiedenartigen Quellen zusammensetzte, sind einfache historische Referate, zwar nicht ohne Kritik ausgewählt, aber höchst selten mit Erörterungen politischer Art, häufiger schon mit allerlei Klagen und Befürchtungen, Wünschen und Hoffnungen durchflochten. Neben den wichtigen Nachrichten vom Hofe des Kaisers, von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, über den Fortgang der Reformation finden wir auch solche, welche die ganze Naivetät und Leichtgläubigkeit der Zeit widerspiegeln: Mitteilungen über politische Weissagungen, Naturwunder, Mißgeburten, Erdbeben, Blutregen, Kometen und andere Gesichte am Himmel.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts nahm diese Art der Nachrichtenvermittlung eine regelmäßige Form und berufsmäßige Organisation an, und zwar nicht

nur in Deutschland, sondern, wie es scheint, noch etwas früher in Italien, namentlich in Venedig und Rom.

Venedig hat lange Zeit für den Ort gegolten, welcher zuerst die Zeitung im modernen Sinne des Wortes erfunden hat. Man stützte sich dabei auf die bei den romanischen Völkern ziemlich allgemein verbreitete Benennung gazetta, gazette für Zeitung, die sich am frühesten in Venedig findet, und zwar als Name einer kleinen Münze. Ich will hier nicht auf die zum Teil ziemlich abenteuerlichen Erzählungen eingehen, welche die an sich unwahrscheinliche Herleitung des Namens der Zeitung von dem Namen der Münze rechtfertigen sollen.[6])

An und für sich aber hat die Vermutung sehr vieles für sich, daß das Zeitungswesen, so wie ich es vorhin geschildert habe, zuerst in Venedig eine berufsmäßige Ausbildung erfahren hat. Als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Orient und Occident, als Sitz einer Regierung, welche zuerst das Gesandtschaftswesen im modernen Sinne und den politischen Nachrichtendienst organisiert hat, bildete die alte Lagunenstadt von selbst einen Sammelpunkt, an welchem wichtige Nachrichten von allen Ländern der bekannten Welt zusammenflossen. Schon früh im XV. Jahrhundert hatte der Rat von Venedig, wie die Forschungen Valentinellis, des Konservators der Markus-Bibliothek, gezeigt haben, Zusammenstellungen von Nachrichten über Vorgänge, die sich entweder in der Republik ereignet hatten, oder von Gesandten, Konsuln und Beamten, von Schiffskapitänen, Kaufleuten u. dgl. berichtet worden waren, anfertigen und in Zirkulardepeschen an seine auswärtigen Gesandten schicken lassen, um sie über den Gang der internationalen Angelegenheiten auf dem Laufenden zu erhalten. Man nannte diese Nachrichtensammlungen fogli d'avvisi. Später wurden von diesen offiziellen Zusammenstellungen Abschriften genommen, aber offenbar nicht zur

---

6) Vgl. Hatin, Bibliographie de la presse périodique p. XLVII.

Verbreitung unter das große Publikum, sondern bloß für die angesehenen Venetianer, welche bei ihren Handelsoperationen davon Nutzen ziehen mochten, auch wohl sie ihren Geschäftsfreunden in anderen Ländern brieflich mitteilten.

Dieses Anhängen politischer Nachrichten an die Geschäftskorrespondenz oder das Beilegen derselben auf besonderen Blättern finden wir bald ebenso auch bei den großen Handelsherren von Augsburg, Nürnberg und den übrigen deutschen Städten. Mit der Zeit verfielen einzelne Personen darauf, das Sammeln und briefliche Zusenden von Nachrichten zur Quelle des Erwerbs zu machen. Im XVI. Jahrhundert finden wir auf dem Rialto zu Venedig zwischen den Buden der Wechsler und Goldschmiede ein eigenes kaufmännisches Nachrichtenbureau, welches ein Geschäft daraus machte, politische und Handelsnachrichten, Nachweisungen über ein- und ausgelaufene Schiffe, über Warenpreise, über die Sicherheit der Straßen, auch über politische Ereignisse einzuziehen und sie an Interessenten in Abschriften zu verkaufen.[7]) Ja, es bildete sich eine ganze Zunft von scrittori d'avvisi, und bald treten die gleichen Leute auch in Rom auf, wo sie den Namen novellanti oder gazettanti führen. Hier scheint ihre Tätigkeit der Kurie unbequem geworden zu sein, sei es, daß sie unangenehme Tatsachen verbreiteten, sei es, daß sie dieselben mit eigenen Urteilen begleitet hatten. Im Jahre 1572 wurden nicht weniger als zwei päpstliche Bullen gegen sie erlassen (Pius V. und Gregor XIII.); das Avisenschreiben wurde ihnen streng verboten, und die Fortsetzung desselben mit Brandmarkung und Galeerenstrafe bedroht. Trotzdem finden wir auch noch weiterhin zahlreiche Spuren eines von Rom ausgehenden Nachrichtendienstes nach den oberitalienischen Städten und nach Deutschland.

Auch in Deutschland war inzwischen das Zeitungs-

---

7) Nach Prutz, Gesch. des Journalismus I, S. 212.

schreiben ein Gewerbe geworden, welches eine eigene für die damaligen Verkehrsverhältnisse wunderbar zu nennende Organisation angenommen hatte. Die letztere hängt einerseits zusammen mit der weiteren Ausbildung der Botenkurse, anderseits mit der Einrichtung der Post von den österreichischen Niederlanden nach der Hauptstadt Wien durch Kaiser Maximilian, welche den regelmäßigen Bezug von Nachrichten ungemein erleichtert hatte. So finden wir denn in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an verschiedenen Orten eigene Korrespondenzbureaux, welche Nachrichten sammeln und sie ihren Abonnenten brieflich mitteilen. Es sind mehrere Sammlungen solcher brieflicher Zeitungen erhalten, u. a. eine von 1582—1591 auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar und zwei auf der Universitäts-Bibliothek in Leipzig aus den 80er und 90er Jahren des XVI. Jahrhunderts.[8])

Es sei mir gestattet, bei dem ältesten Jahrgang der Leipziger Sammlung etwas zu verweilen. Er trägt die Aufschrift:

> Neüetzeittüng soüil dero von Nornbergk von dem 26. Octobris Anno 87 bis auff den 26. Octobris Anno 88 einkommen.

Es folgen dann in selbständigen Zusammenstellungen Abschriften von Nachrichten, welche regelmäßig wöchentlich entweder von Rom und Venedig, oder von Antwerpen und Köln auf dem Komptoir des Nürnberger Handelshauses Reiner Volckhardt und Florian von der Bruckh eingelaufen waren und von da entweder durch dieses Haus oder durch einen besonderen Herausgeber weiter verbreitet worden waren. Der Empfänger unserer Sammlung war wahrscheinlich der Leipziger Oberschöppenschreiber Ludwig Trüb.

Die römischen Korrespondenzen sind gewöhnlich um 6 Tage früher datiert als die venetianischen, und die Antwerpener um 5 Tage früher als die kölnischen. Alle vier

8) Vgl. Jul. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse im Archiv für die Gesch. des deutschen Buchhandels, Bd. III (1879).

Orte lagen an den großen Postrouten von Italien und den Niederlanden nach Deutschland. Zuweilen treten neben diesen regelmäßigen auch gelegentliche Korrespondenzen auf. So aus Prag, Breslau und besonders oft aus Frankfurt a. M.

Sieht man sich den Inhalt dieser Nachrichten näher an, so erkennt man bald, daß es sich nicht um Vorkommnisse handelt, welche in Rom, Venedig, Antwerpen usw. sich ereignet hatten, sondern um Berichte, welche an diesen Orten gesammelt worden waren. Demgemäß enthält die Antwerpener Korrespondenz nicht bloß Nachrichten aus den Niederlanden, sondern auch aus Frankreich, England und Dänemark; über Rom kamen nicht nur Nachrichten aus Italien, sondern auch aus Spanien und Südfrankreich, über Venedig aus dem Orient. Der Ton der Berichte ist ein objektiv nüchterner, geschäftsmäßiger. Die politischen Nachrichten überwiegen; seltener treten Mitteilungen über Handel und Verkehr auf. Von den beliebten Wunder- und Spukgeschichten ist keine Spur zu finden.

Wie war nun der Nachrichtendienst an jenen vier großen Sammelpunkten organisiert? Wer waren die Sammler und Vermittler? Wie wurden sie honoriert? Aus welchen Quellen schöpften sie? Leider können wir nur auf einen Teil dieser Fragen Antwort geben.

Was zunächst die Quellen betrifft, aus welchen die Verfasser jener Korrespondenzen schöpften, so berufen sie sich selbst bisweilen auf die letzte Post oder auf den regelmäßigen Botenverkehr (Ordinari). So heißt es in einer Kölner Korrespondenz vom 28. Februar 1591: „Die Brief von Holl- und Seeland, also auch aus dem welschen Quartier sind noch nicht erschienen.“ In einer solchen aus Rom vom 17. Februar 1590 wird mitgeteilt, daß der dortige Postmeister sich dem Papst gegenüber verpflichtet habe, wöchentlich eine Post von und nach Lyon laufen zu lassen, und am Schlusse heißt es: „Dergestalt werden wir alle Wochen Aviso aus Frankreich haben.“

Mehr ist aus der Sammlung selbst nicht zu ermitteln. Wenn wir aber gleichzeitig in einer Reihe von deutschen Städten bemerken, daß es vorzugsweise die städtischen Botenmeister und die kaiserlichen Postmeister sind, welche sich mit dem gewerbsmäßigen Verfassen und Versenden von neuen Zeitungen abgeben, so gewinnt die Vermutung große Wahrscheinlichkeit, daß die Nachrichtensammlung im engsten Anschluß an die damaligen Nachrichtentransportanstalten bewerkstelligt worden sei. Wahrscheinlich haben die Boten- und Postmeister die von ihnen gesammelten Nachrichten regelmäßig unter einander ausgetauscht, um dann ihre Privatkunden damit zu versorgen. Doch bedarf die ganze Angelegenheit noch sehr der näheren Untersuchung.[9])

Etwas klarer sehen wir in die Beziehungen des Großhandels zum Zeitungswesen. Wie die vorhin erwähnten Nürnberger Kaufleute, so hatten auch an anderen Orten einzelne große Handelshäuser den Nachrichtendienst auf eigene Hand organisiert. So namentlich die Welser und Fugger, deren Nachrichten wir neben den Nürnbergern in dem berühmten Briefbuche des Nürnberger Rechtsgelehrten Christoph Scheurl finden.[10]) In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ließen die Fugger die aus allen Teilen der Welt bei ihnen einlaufenden Nachrichten regelmäßig zusammenstellen und, wie es scheint, auch publizieren. Der Titel der regelmäßig erscheinenden Nummern war Ordinari-Zeittungen. Daneben gab es Beilagen mit dem Allerneuesten: Extraordinari-Zeittungen. Der Preis einer Nummer war 4 Kreuzer; der ganze Jahrgang kostete in Augsburg einschließlich der Zustellung 25 fl., die Or-

9) Steinhausen, Archiv f. Post u. Tel. 1895, S. 355 äußert über den Gang der Dinge nur eine allerdings sehr ansprechende und einleuchtende Vermutung.

10) Christoph Scheurl's Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgeg. von Sooden und Knaake. Potsdam 1867/72.

dinari-Zeittungen allein 14 fl. Als Verfasser wird Jeremias Krasser, Bürger und Zeitungsschreiber in Augsburg, genannt; er gibt an, daß er auch viele andere Herren in Augsburg und Umgegend mit seinen Nachrichten versorge. Eine Sammlung dieses sehr reichhaltigen Publikations-Organs von 1568—1604 befindet sich in der Wiener Bibliothek.[11])

Die Fuggerzeitungen enthalten regelmäßig Nachrichten aus den verschiedenen Teilen Europas und dem Orient, aber auch darüber hinaus aus Persien, China, Japan, Amerika. Neben den politischen Berichten findet man häufig Ernteberichte und Preisnotizen, hie und da selbst annoncenartige Mitteilungen und ein langes Verzeichnis von Wiener Firmen (wie und wo alle Dinge jetzt in Wien zu kaufen sind). Sogar literarische Nachrichten treten auf über neue und merkwürdige Bücher, ja, es wird selbst über die Aufführung eines neuen Schauspiels berichtet.

Wie in Augsburg, so treffen wir auch an andern Orten Deutschlands einzelne Avisenschreiber (Zeitunger, Novellisten), welche im Dienste von Fürsten oder Städten das Zeitungsschreiben betrieben. So schloß 1609 der Kurfürst Christian II. von Sachsen mit Joh. Rudolf Ehinger von Balzheim in Ulm einen Vertrag, nach welchem dieser es übernahm, gegen ein jährliches Honorar von 100 fl. Bericht zu erstatten über die Vorgänge in der Schweiz, in Frankreich und natürlich auch in Schwaben. Im Jahre 1613 bezog Hans Zeidler in Prag für dasselbe Amt vom sächsischen Hofe ein Jahresgehalt von 300 fl. nebst 3319 Talern 6 g. Gr. für Auslagen, die er beim Sammeln seiner Nachrichten gehabt hatte.[12]) Zu gleicher Zeit ließ sich der Fürst-

---

11) Sickel, Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache und Literatur I, S. 346.

12) C. D. v. Witzleben, Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860, S. 5 f. Derartige Zeitungs-Agenten unterhielt der sächsische Hof um 1629 in Wien, Berlin, Braunschweig, Augsburg, Ulm, Breslau, Hamburg, Lübeck, Prag, Amsterdam, Haag und in Ungarn.

bischof von Bamberg von einem Dr. Gugel in Nürnberg gegen ein Honorar von 20 fl. die Zeitungen einsenden. Im Jahre 1625 zahlte die Stadt Halle dem Avisenschreiber Hieronymus Teuthorn in Leipzig die Summe von 2 Schock 8 Gr. als vierteljährliches Honorar, und noch 1662 war der Rat von Delitzsch auf eine Leipziger Zeitungskorrespondenz abonniert für vierteljährlich 2 Taler. Etwas besser scheinen die Post- und Botenmeister für ihre auch wohl wertvolleren Dienste bezahlt gewesen zu sein. Wenigstens wissen wir, daß im Jahre 1615 der Frankfurter Postmeister Johann von der Birghden, der eine große Zahl von deutschen Fürsten mit Avisen versorgte,[13]) vom kurmainzischen Hofe für die wöchentliche Einsendung der Zeitungen jährlich 60 fl. empfing.[14])

In größere Kreise schcinen die geschriebenen Zeitungen auch noch im XVII. Jahrhundert nicht gedrungen zu sein. Dafür waren sie doch zu teuer.

Wie in Deutschland und Italien, so finden wir auch in Frankreich und England am Schlusse des XVI. und im XVII. Jahrhundert die geschriebenen Zeitungen. In Frankreich heißen sie Nouvelles à la main, in England News Letters. In beiden Ländern sind sie spezifisch hauptstädtische Erscheinungen.

Am interessantesten gestaltet sich die Entwicklung in Paris; ja, man kann wohl sagen, daß die eigentliche Urzeitung, diejenige, welche der geschriebenen Zeitung noch vorausging, sich dort findet. Es ist die erzählte oder gesprochene Zeitung.[15])

In den aufgeregten Zeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts bildeten sich allabendlich an den Straßenecken, auf dem Pont neuf und an den öffentlichen Plätzen ganze Gruppen von Pariser Bürgern, welche sich die Tagesneuig-

13) Vgl. Opel a. a. O. S. 28. 66.

14) Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. (Archiv f. Frankf. Gesch. und Kunst N. F. X) S. 31. 60 ff.

15) Vgl. Hatin, Histoire de la presse en France, I, 32 ff.

keiten zutrugen und dieselben glossierten. Wie leicht begreiflich, waren unter diesen Gruppen einzelne, die es im Sammeln und Wiedererzählen von Neuigkeiten zur Virtuosität brachten. Allmählich kam Organisation in die Sache; die sog. Nouvellistes hielten regelmäßige Zusammenkünfte, tauschten ihre Nachrichten gegen einander aus, kommentierten sie, politisierten und machten Projekte. Die Schriftsteller der Zeit behandeln diese Zirkel mit unerschöpflicher Satire; die Lustspieldichter bemächtigten sich des dankbaren Stoffs, und noch Montesquieu widmet ihnen eine der ergötzlichsten seiner Lettres Persanes.[16])

Was anfangs ein bloßer Zeitvertreib für Neuigkeitenjäger und Müßiggänger gewesen war, wurde für spekulative Köpfe bald ein Gewerbe. Diese übernahmen es, Leuten von Rang und Ansehen regelmäßig die Neuigkeiten zuzutragen. Große Herren hielten sich einen Nouvelliste, wie sie sich einen Haarkräusler oder Leibschneider hielten. Der Herzog von Mazarin zahlte beispielsweise einem solchen monatlich 10 Livres.

Bald fingen die Nouvellistenzirkel an, auch Kunden in den Provinzen aufzusuchen, die natürlich nur schriftlich bedient werden konnten. Jeder Zirkel hatte sein besonderes Redaktions- und Kopierbureau und seine besonderen Quellen für Hof- und Regierungsnachrichten. Die Abonnenten zahlten eine feste Summe, die sich nach der Zahl der Seiten richtete, welche sie wöchentlich verlangten. Dies ist der Ursprung der berühmten Nouvelles à la main, die unter manchen Verfolgungen von seiten der Regierung bis gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts fortdauerten und zum Teil auch ins Ausland verschickt wurden.[17]) Was ihnen aber neben den gedruckten Zeitungen Bestand gab, war

---

16) Oeuvres complètes, Paris 1857 p. 87, lettre CXXX.

17) Eine Vorstellung von dem Inhalt solcher Blätter gibt die Gazette de la Régence, Janvier 1715—Juin 1719, publiée d'après le manuscrit inédit conservé à la Bibliothèque royale de La Haye par Le Comte E. de Barthélemy. Paris 1887.

hauptsächlich der Umstand, daß sie das Geheimhaltungssystem der Regierung vielfach illusorisch machten, und daß sie sich hin und wieder auch eine Kritik der öffentlichen Zustände erlaubten.[18])

Auch in England erhalten sich die News Letters, die hier vorwiegend den Landadel mit hauptstädtischen und Hof-Nachrichten versorgen, bis tief ins XVIII. Jahrhundert hinein; ja, die damals gedruckten Zeitungen bequemten sich dieser Einrichtung noch insofern an, als sie mit zwei gedruckten Seiten und zwei Seiten weißen Papiers erschienen, damit die Abonnenten sie mit handschriftlichen Zusätzen weiter befördern konnten.[19])

So sehen wir ziemlich gleichzeitig in allen Kulturländern Europas als — freilich noch recht beschränktes — Nachrichtenpublikationsmittel die geschriebene Zeitung entstehen und sich mehr als zwei Jahrhunderte hindurch erhalten. Was aber das Merkwürdigste an der Sache ist, besteht darin, daß eine gewerbsmäßige Herstellung dieser handschriftlichen Nachrichtenblätter sich nirgends über die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zurückverfolgen läßt. Mit dieser Beobachtung drängt sich von selbst die Frage auf, warum man nicht die Druckerpresse in den Dienst der regelmäßigen Nachrichtenpublikation nahm.

Die Frage beantwortet sich einfach aus der Tatsache, daß auch in jungen Kolonialländern mit einer europäischen Bevölkerung, die in ihrer Heimat bereits an ge-

18) Ähnlich in Wien und Berlin. Joh. Winckler, Die periodische Presse Österreichs, Wien 1875, S. 28 f. E. Friedländer, Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 1901.

19) Näheres bei Andrews, The history of British Journalism I, S. 14 ff. Hatin, a. a. O. S. 51. Joachim von Schwarzkopf, Über Zeitungen, Frankf. a. M. 1795 erzählt (S. 9), daß auch in Deutschland „bei einigen, dem Inhalt und der Form nach handschriftlichen Zeitungen (zu Mainz, Regensburg) wegen der größeren Anzahl der Abonnenten der Druck bisweilen zu Hilfe“ genommen worden sei. Außerdem nennt er Wien, München, Berlin, Hannover als Orte, von welchen mit geheimen inländischen Nachrichten angefüllte Blätter verschickt würden.

druckte Zeitungen gewöhnt gewesen war, die geschriebenen Nachrichtenblätter den gedruckten vorausgehen. So in den Vereinigten Staaten von Amerika noch im Anfang des XVIII. Jahrhunderts,[20]) so in der Kolonie West-Australien noch im Jahre 1830.[21]) Diese Tatsache beweist, daß es viel weniger der Druck der Zensur gewesen sein kann, welcher die Verwendung der Presse zur Nachrichtenpublikation so lange verhindert hat, als der Mangel eines genügend großen Leserkreises, welcher den für den Ersatz der Druckkosten nötigen Absatz garantiert hätte.

Allerdings sind einzelne Berichte jener geschriebenen Zeitungen über Ereignisse, für welche ein Interesse in weiteren Kreisen vorausgesetzt werden konnte, schon seit dem Ende des XV. Jahrhunderts gedruckt worden. Es sind das jene Einblattdrucke von meist 4—8 Quartblättern, welche unter dem Namen „Newe Zeitung" von spekulativen Verlegern herausgegeben und auf Messen und Märkten verkauft wurden und von denen sich Sammlungen in jeder älteren Bibliothek finden.[22]) Die älteste unter den bis jetzt aufgefundenen ist ein von einem deutschen Buchdrucker zu Paris in französischer Sprache gedruckter Bericht über den Einzug Karls VIII. in Rouen aus dem Jahre 1485; ihr folgt eine deutsche Nachricht über die Lage des in Brügge gefangenen römischen Königs Maximilian von 1488. Von da ab ziehen sie sich durch das ganze XVI. Jahrhundert hin, um im XVII. Jahrhundert mit dem Aufkommen periodischer gedruckter Nachrichtenblätter seltener zu werden und erst im XVIII. zu verschwinden. Die ältesten derselben tragen entweder gar keinen Titel, oder sie entnehmen die oft sehr ausführliche Überschrift dem

20) Frederic Hudson, Journalism in the United States from 1690 to 1830, New-York 1893, p. 51 ff.

21) Andrews a. a. O. II, S. 312 f.

22) Bibliographisch behandelt von Weller, Die ersten deutschen Zeitungen (Bibliothek des literarischen Vereins 1, Bd. LXI). Nachtrag dazu in der „Germania" XXVI, 106.

Inhalt. Der Name **Zeitung** tritt zum erstenmal für ein solches fliegendes Blatt 1505 auf. Daneben finden wir aber noch mancherlei andere Benennungen, wie: Brief, Relation, Mär, Nachricht, Beschreibung, Bericht, Historie, Aviso, Post, Postillon, Kurier, Fama, Depesche, Felleisen — oft auch mit allerlei adjektivischen Zusätzen, wie: Umbständliche Nachricht, Warhaffte und eigentliche Beschreibung, Wolbedenkliche Beschreibung, Warhaffte Relation, Vberschlag und Inhalt, Historischer Discurs und ausführliche Erklärung; sehr häufig: Neue und warhaffte Zeitung, Warhafftige und erschrockenliche Zeitung, Wunderbarliche, erschreckliche und erbärmliche Zeitung; in Italien: Relatione, Vera Relatione, Relatione perfetta e veridica, in Frankreich: Discours, Mémorable discours, Nouvelle, Récit, Courrier, Messager, Postillon, Mercure etc., in England: Newes, Newe Newes, Thiding. Woful Newes, Wonderful and strange Newes, Lamentable News.

Wie man sieht, sind die Titel reklamenhaft und marktschreierisch. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: fürstliche Einzüge, Krönungen, Hochzeiten und Begräbnisse, Kriegsvorfälle, besonders Belagerungen und Eroberungen von Städten und Burgen, Hinrichtungen, Mordtaten, Seuchen, Feuer- und Wassersnot, Wunderzeichen am Himmel, Teufelsverschreibungen, Hexengeschichten usw. In der großen Mehrzahl der Fälle aber sind es politische Nachrichten; durchweg tritt das Raisonnement zurück, oder es beschränkt sich auf moralische Nutzanwendungen. Werden mehrere Nachrichten über verschiedene Vorfälle auf demselben Blatte zusammengefaßt, so lautet der Titel „Zwo (drey usw.) newe Zeitung“, „Le quattro relationi“ usw. Die geschriebenen Neuigkeitsbriefe sind zwar nicht die einzige Quelle dieser flüchtigen Erzeugnisse der Druckerpresse, wohl aber die Hauptquelle. Gewöhnlich sind die Einzeldruckblätter unabhängig von einander; nur vereinzelt lassen sich am Ende des XVI. Jahrhunderts mehrere auf einander folgende Nummern bei Vorgängen von längerer Dauer,

wie Kriegszügen, Belagerungen, nachweisen, ohne daß man noch an ein periodisches Erscheinen denken darf. Nicht wenige bedienen sich der Reimform oder sind in der Tat „historische Volkslieder", die nach einer bekannten Melodie gesungen wurden. Auch Streitschriften, religiöse Betrachtungen, offizielle Veröffentlichungen nehmen die Form der neuen Zeitung an. So bereiteten diese fliegenden Blätter formell und inhaltlich der eigentlichen periodisch erscheinenden gedruckten Zeitung den Weg, und dies auch insofern, als sie im Volke den Sinn für Ereignisse weckten, die über die bloßen Kirchturmsinteressen hinausgingen.

Die ersten gedruckten periodischen Nachrichtensammlungen beginnen noch im XVI. Jahrhundert. Und zwar sind es Jahrespublikationen, die sog. Postreuter, deren Inhalt sich etwa mit den politischen Jahresübersichten unserer Volkskalender vergleichen läßt.[23])

Daran schließen sich halbjährliche Nachrichtenzusammenstellungen, die sog. Relationes semestrales oder Meßrelationen. Sie sind in den 80er Jahren des XVI. Jahrhunderts von Michael von Aitzing begründet worden, schöpfen vorzugsweise aus den regelmäßigen Post- und Kaufmannszeitungen und bilden mehr als zwei Jahrhunderte hindurch einen der Hauptvertriebsartikel der Frankfurter und bald auch der Leipziger Frühjahrs- und Herbstmesse.[24]) Die erste gedruckte Wochenzeitung, von welcher wir Kunde haben, ist ein Straßburger Blatt, von dem sich der Jahrgang 1609 auf der

---

23) Nach Prutz a. a. O. S. 179 wären sie schon um die Mitte des XVI. Jh. aufgekommen.

24) F. Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Frhrn. Michael von Aitzing: Abh. der k. bayer. Akad. der Wiss. III. Cl. XVI, 1. München 1881. Vgl. auch Orth, Ausführl. Abhandlung von den berühmten zwoen Reichsmessen, so in der Reichsstadt Frankfurt a. M. jährlich abgehalten werden. Ffk. 1765, S. 714 ff. Prutz a. a. O. S. 188 ff. J. von Schwarzkopf, Über politische und gelehrte Zeitungen in Frankfurt a. M. 1802.

Heidelberger Universitätsbibliothek befindet, während Reste späterer Jahrgänge auf der Züricher Bürgerbibliothek sich erhalten haben.[25]) Sie entspricht nach Inhalt und Form genau den geschriebenen Ordinari-Avisen, welche die Post allwöchentlich aus den Hauptsammelplätzen des Nachrichtenverkehrs brachte. Das Beispiel fand sehr bald Nachahmung; besonders rasch vermehrte sich nach dem Beginne des dreißigjährigen Krieges die Zahl der gedruckten Wochenzeitungen. Aus den 20er und 30er Jahren des XVII. Jahrhunderts lassen sich deren in verschiedenen deutschen Städten etwa zwei Dutzend nachweisen. Die Unternehmer waren meist Buchdrucker; an zahlreichen Orten nahm jedoch die Post das Recht, Avisen im Druck erscheinen zu lassen, als einen Ausfluß ihres Regals in Anspruch — freilich mit verschiedenem Erfolg. Während in Frankfurt, Leipzig, München, Köln, Hamburg die alte Verbindung zwischen Post und Zeitung sich noch längere Zeit erhielt, ging an vielen anderen Orten die Nachrichtenpublikation völlig in den Geschäftsbetrieb der Buchdruckereien über, und dies war für ihre fernere Entwicklung von der größten Bedeutung.

Deutschland ist das erste Land, welches in regelmäßigen kurzen Fristen erscheinende gedruckte Zeitungen aufzuweisen hat. Die Ansprüche, welche früher von den Engländern und den Niederländern auf die Ehre erhoben wurden, die ersten gedruckten Wochenzeitungen hervorgebracht zu haben, sind jetzt wohl aufgegeben. England kann nichts dem Ähnliches vor dem Jahre 1622, Holland vor 1626 namhaft machen; das erste französische Wochenblatt begann 1631 zu erscheinen.

Es wird vielleicht auffallend erscheinen, daß man von den Halbjahrsberichten sofort zu Wochenpublikationen überging, ohne die Zwischenstufe der Monatsberichte durchgemacht zu haben. Man muß jedoch nicht vergessen, daß sich ebensowohl die Sammlung der Nachrichten, als auch

25) Opel a. a. O. S. 44ff.

die Verbreitung der Nachrichtenblätter den der Zeit eigentümlichen Verkehrsgelegenheiten anzupassen hatten. Die wichtigsten derselben aber waren die Messen und die Posten. Die halbjährlichen Messen boten die Möglichkeit, von einem großen Zentrum des Warenhandels und Menschenverkehrs aus die gedruckten Nachrichten nach allen Richtungen bis in die entferntesten Gegenden zu verbreiten. Die Posten aber gingen auf den Hauptverkehrsrouten wöchentlich einmal und kamen wöchentlich einmal an. Der Sprung von den Halbjahrsberichten zu den Wochenberichten lag also in der Natur der Dinge.

Mit den Wochenzeitungen war der Anstoß zur eigentlichen modernen Entwicklung des Zeitungswesens gegeben. Immerhin dauerte es noch ziemlich lange bis zum Auftreten der ersten Tagesblätter. Dieses erfolgte in Deutschland 1660 (Leipziger Zeitung), in England 1702 (Daily Courant), in Frankreich 1777 (Journal de Paris).

Es liegt mir fern, auf diesem Wege weiter zu gehen bis herunter auf die dreimal täglich erscheinenden Weltblätter der Gegenwart.[26]) Was sie unterscheidet von der geschriebenen Zeitung des XVI. Jahrhunderts, ist weniger die Großartigkeit der Organisation der Nachrichtenvermittlung und die Schnelligkeit der Nachrichtenbeförderung als die Erweiterung ihres Stoffbereiches, das Annoncenwesen und der Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung und dadurch auf den Gang der Geschicke der Völker ausüben.

Großartig war zweifellos für das XVI. Jahrhundert das Netz der regelmäßigen Nachrichtensammlung, welches wir vorhin kennen gelernt haben. Es geht durch sie sozusagen ein moderner Zug, der Zug der Zusammenfassung der Einzelkräfte in geteilter Arbeit, aber in vereintem Wirken. Auf dem Gebiete der Nachrichten*sammlung* sind seit dem XVI. Jahrhundert kaum Fortschritte ge-

26) Über die neuere Entwicklung vgl. meine Darstellung in der „Kultur der Gegenwart“ I, 1, S. 493 ff.

macht worden. Die ganze Weiterentwicklung, welche die Zeitung in dieser Richtung erfahren hat, beruht auf der Trennung der Nachrichtensammlung von der Nachrichtenbeförderung (Post) und auf der unternehmungsweisen Gestaltung der ersteren in den Korrespondenzbureaux und telegraphischen Agenturen. An die letzteren ist die Rolle der ehemaligen Postmeister und Avisenschreiber übergegangen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr direkt für den Zeitungsleser arbeiten, sondern daß sie nur Halbfabrikate für einen Publikationsunternehmer liefern und sich dabei der vervollkommneten Verkehrsmittel der Neuzeit bedienen.

Sodann hat sich die Nachrichten**publikation** auf dem Boden, auf welchen sie sich seit der Benutzung der Druckerpresse gestellt sah, eigentümlich weiter entwickelt. Im Anfang war der Herausgeber einer gedruckten periodisch erscheinenden Zeitung nichts anderes als der Verleger eines sonstigen Preßerzeugnisses, etwa einer Flugschrift oder eines Buches: der Vervielfältiger und Verkäufer eines literarischen Produkts, über dessen Inhalt er keine Gewalt übte. Der Zeitungsverleger („Zeitungshändler") brachte die Ordinari-Avisen der Post gedruckt auf den Markt, wie ein anderer Verleger ein Kräuterbuch oder die Ausgabe eines alten Schriftstellers dem Publikum darbot.

Aber das änderte sich bald. Man entdeckte leicht, daß der Inhalt einer Zeitungsnummer doch nicht in dem Sinne ein geschlossenes Ganzes bildet, wie der Inhalt eines Buches oder einer Flugschrift. Die dort vereinigten, aus verschiedenen Quellen geschöpften Nachrichten waren von verschiedener Zuverlässigkeit. Sie mußten mit Auswahl und Kritik benutzt werden; es ließ sich dabei leicht eine politische oder kirchliche Tendenz zum Ausdruck bringen. Noch in erhöhtem Maße war das der Fall, als man anfing, politische Tagesfragen in den Zeitungen zu besprechen und sie als Mittel zur Ausbreitung von Parteimeinungen zu benutzen.

Es geschah dies zuerst in England während des langen Parlaments und der Revolution von 1649. Später folgten die Niederlande und ein Teil der deutschen Reichsstädte. In Frankreich vollzog sich der Umschwung erst zur Zeit der großen Revolution, in den meisten anderen Staaten im XIX. Jahrhundert. Die Zeitungen wurden aus bloßen Nachrichtenpublikationsanstalten auch Träger und Leiter der öffentlichen Meinung und Kampfmittel der Parteipolitik.

Dies hatte für die innere Organisation der Zeitungsunternehmung die Folge, daß sich zwischen die Nachrichtensammlung und die Nachrichtenpublikation ein neues Glied einschob: die Redaktion. Für den Zeitungsverleger aber hatte es die Bedeutung, daß er aus einem Verkäufer neuer Nachrichten zugleich zu einem Händler mit öffentlicher Meinung wurde.

Das hatte zunächst kein weiteres Bedenken, als daß der Verleger in den Stand gesetzt wurde, das Risiko seiner Unternehmung zum Teil auf eine Parteiorganisation, eine Interessentengruppe, eine Regierung abzuwälzen. Gefiel die Tendenz des Blattes den Lesern nicht, so hörten sie auf, es zu kaufen; ihr Bedürfnis blieb also doch in letzter Linie für den Inhalt der Zeitungen maßgebend.

Die allmählich fortschreitende Verbreitung der gedruckten Zeitungen führte jedoch bald auch ihre Benutzung zu öffentlichen Bekanntmachungen der Behörden herbei, und daran schloß sich im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts die Ausbildung des privaten Annoncenwesens.[27]) Dasselbe hat gegenwärtig durch die sog. Annoncen-Expeditionen eine ähnliche Organisation erlangt, wie die politische Nachrichtensammlung durch die Korrespondenzbureaux.

Durch die Aufnahme des Inseratenwesens geriet die Zeitung in eine eigentümliche Zwitterstellung. Sie bringt

---

27) Zunächst in besondern Avis- oder Intelligenzblättern, die vielfach von allgemeinen Vermittlungs-Bureaux (Fraghäuser, Berichthäuser) ausgingen. Vgl. F. Mangold im „Basler Jahrb." 1897.

für den Abonnementspreis nicht mehr bloß Nachrichten und Ansichten zur Veröffentlichung, an die sich ein allgemeines Interesse knüpft, sondern sie dient auch dem Privatverkehr und dem Privatinteresse durch Anzeigen jeder Art, welche ihr speziell vergolten werden. Sie verkauft neue Nachrichten an ihre Leser, und sie verkauft ihren Leserkreis an jedes zahlungsfähige Privatinteresse. Auf demselben Blatte, oft auf derselben Seite, wo die höchsten Interessen der Menschheit Vertretung finden oder doch finden sollten, treiben Käufer und Verkäufer in niedriger Gewinnsucht ihr Wesen, und für den Uneingeweihten ist es oft schwer genug, zu unterscheiden, wo das öffentliche Interesse aufhört und wo das private anfängt.

Das ist um so gefährlicher, als sich im Laufe des XIX. Jahrhunderts der Inhalt des redaktionellen Teiles der Zeitungen fast über das ganze Gebiet allgemein menschlicher Interessen ausgedehnt hat. Die hohe Politik, die staatliche und kommunale Verwaltung, die Rechtspflege, die Kunst in allen ihren Äußerungen, die Technik, das wirtschaftliche, das soziale Leben in seinen mannigfachen Ausstrahlungen spiegeln sich in der Tagespresse ab; auch ein guter Teil der schöngeistigen und selbst der wissenschaftlichen Produktion mündet seit der Ausbildung des Feuilletons in diesen großen Strom des sozialen Geisteslebens der Gegenwart aus. Die Publikationsform des Buches — darüber dürfen wir uns am wenigsten täuschen — verliert von Jahr zu Jahr an Boden. —

Ich kann und darf auf diese Dinge hier nicht weiter eingehen. Was ich mit diesem flüchtigen Ausblick auf die moderne Gestaltung des Zeitungswesens allein beabsichtigt habe, war, die Anfänge des Zeitungswesens entwicklungsgeschichtlich in den rechten Zusammenhang zu rücken und zugleich zu zeigen, wie die Organisation der Nachrichtenvermittlung zu jeder Zeit bedingt ist durch die gesamte Wirtschaftsweise.

Die römische Zeitung ist ein Glied in der autonomen

Güterversorgung des reichen aristokratischen Hauses. Man hält sich einen Zeitungsschreiber, wie man sich einen Leibarzt oder Bibliothekar hält. Er ist in den meisten Fällen das Eigentum des Zeitungslesers, sein Sklave, der nach den Anweisungen des Herrn arbeitet.

In der geschriebenen Zeitung des XVI. Jahrhunderts waltet der handwerksmäßige Betrieb, der damals alle Zweige höherer wirtschaftlicher Tätigkeit beherrschte. Der Avisenschreiber liefert auf Bestellung die von ihm gesammelten Nachrichten unmittelbar gegen besonderen Entgelt an einen Kreis von Kunden und richtet sich gewiß auch im Ausmaß des Stoffes nach den Bedürfnissen derselben. Er ist Reporter, Redakteur und Verleger in einer Person.

Die moderne Zeitung ist eine kapitalistische Unternehmung, sozusagen eine Neuigkeitenfabrik, in welcher in mannigfach geteilter Arbeit eine große Zahl von Personen (Korrespondenten, Redakteure, Schriftsetzer, Korrektoren, Maschinenpersonal, Annoncensammler, Expeditionsgehilfen, Boten usw.) unter einheitlicher Leitung gegen Lohn beschäftigt werden, und die für einen unbekannten Leserkreis, von dem sie oft noch durch Zwischenglieder (Kolporteure, Postanstalten) getrennt ist, Ware erzeugt. Nicht mehr das einfache Bedürfnis des Lesers oder des Kundenkreises ist für die Qualität dieser Ware maßgebend, sondern die sehr komplizierten Konkurrenzverhältnisse des Publizitätsmarktes. Auf diesem Markte spielen aber, wie auf den Großhandelsmärkten überhaupt, die Warenkonsumenten, die Zeitungsleser nicht direkt mit; ausschlaggebend für die Güte der Ware sind die Großhändler und Spekulanten der Publizität: die Regierungen, die von ihnen abhängigen Telegraphenbureaux, die autographierten Korrespondenzen, die politischen Parteien, die künstlerischen und wissenschaftlichen Kliquen, die Börsenmänner und zuletzt, aber nicht am wenigsten, die Annoncenagenturen und einzelne große Inserenten.

Jede Nummer eines großen Tagesblattes, die heute

erscheint, ist ein Wunderwerk der kapitalistisch organisierten volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung und der maschinellen Technik, ein Mittel des geistigen und wirtschaftlichen Verkehrs, in dem sich die Wirkungen aller anderen Verkehrsmittel: der Eisenbahn, der Post, des Telegraphen und des Fernsprechers wie in einem Brennpunkte vereinigen. Aber wie auf keiner Stelle, wo der Kapitalismus sich mit dem Geistesleben berührt, unser Auge mit Befriedigung verweilen mag, so können wir uns auch dieser Errungenschaft der modernen Kultur nur mit halbem Herzen freuen, und es wird uns schwer, zu glauben, daß die Zeitung in ihrer heutigen Ausgestaltung die höchste und letzte Form der Nachrichtenvermittlung zu bilden bestimmt sei.

VII.

Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft.

Es dürfte kaum ein neueres Lehrbuch der Nationalökonomie in Deutschland geben, und kein akademischer Vorlesungskursus über dieses Fach gehalten werden, in welchem nicht der Begriff der Arbeitsvereinigung an irgend einer Stelle genannt und mit einigen Bemerkungen bedacht würde. Viel weiß eigentlich niemand über ihn zu sagen. Er ist einmal da, hat herkömmlich hinter dem Abschnitt von der Arbeitsteilung seinen Platz, und da erhält er denn auch regelmäßig seinen Paragraphen, wenn er überhaupt eines solchen gewürdigt wird, um im späteren Text des Buches oder Vortrags nie mehr aufzutauchen.

Das geht nun wohl über ein halbes Jahrhundert so, und da die Wissenschaft Begriffe, die nicht geeignet sind, einen Erscheinungskreis tiefer aufzuschließen, nicht deshalb schonen darf, weil sie einmal da sind, so ist es endlich an der Zeit, dieses alte Inventarstück näher zu untersuchen, um es entweder zu beseitigen, wenn wirklich nichts damit anzufangen ist, oder ihm den gebührenden Platz anzuweisen, wenn es zur Förderung unserer Erkenntnis brauchbar erfunden werden sollte.

Nach den Lehrbüchern wäre Arbeitsvereinigung nichts mehr und nichts weniger als „die andere Seite der Arbeitsteilung" oder „Arbeitsteilung vom Standpunkte der zusammenfassenden Einheit aus betrachtet",[1]) das „Korrelat der Arbeitsteilung",[2]) „die Reversseite der Medaille,

---

1) Philippovich, Grundriß der polit. Ökonomie I, S. 89 (6. Aufl.).

2) Mangoldt, Grundriß der Volkswirtschaftslehre § 29.

deren Aversseite die Arbeitsteilung bildet".[3]) Das sind alles etwas verschwommene Ausdrücke, die insgesamt von der Anschauung auszugehen scheinen, wenn man die Arbeit teile, so müsse man sie auch wieder zusammenfassen, da die einzelnen Teile nicht für sich bestehen könnten. Dabei wird dann entweder der Begriff der Arbeitsteilung sehr eng aufgefaßt (etwa im Sinne der Stecknadelfabrik bei Adam Smith), und dann erscheint die vereinigende Kraft durch das Kapital des Unternehmers gegeben. Oder man faßt den Begriff weiter, so daß auch die sog. gesellschaftliche Arbeitsteilung darunter fällt, und dann muß der Verkehr das arbeitsvereinigende Element abgeben, so daß Arbeitsvereinigung gleichbedeutend wäre mit der gesamten verkehrswirtschaftlichen Organisation.

In der Tat hat Roscher, der dem Gegenstande die ausführlichste Behandlung widmet[4]) und auf den alle Späteren zurückgehen, die Sache so angesehen. Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, meint er, seien „nur zwei verschiedene Seiten desselben Begriffes, der gesellschaftlichen Arbeit: Trennung der Arbeiten, sofern sie einander stören würden, aber Verbindung, sofern sie einander fördern". „Der Winzer, der Flachsbauer", fährt er fort, „müßten Hungers sterben, wenn sie nicht sicher auf den Kornbauern rechnen könnten; der Arbeiter in einer Stecknadelfabrik, welcher bloß die Nadelköpfe anfertigt, muß seines Kollegen, welcher die Spitzen schleift, gewiß sein, will er nicht ganz umsonst gearbeitet haben; die Arbeit des Kaufmanns ist geradezu undenkbar ohne diejenige der verschiedenen Produzenten, zwischen denen er vermittelt."

Wie man sieht, verschwimmt hier die ganze Erscheinung in dem Nebel der volkswirtschaftlichen Verkehrs- und Organisationsvorgänge; sie wäre gleichbedeutend mit der Volkswirtschaft überhaupt. Insbesondere verliert sie völlig

3) Kleinwächter, „Die volksw. Produktion" in Schönbergs Handbuch, § 13.

4) System der Volkswirtschaft I, §§ 64—66.

die begriffliche Korrelation mit der Arbeitsteilung. Roscher verbreitet sich denn auch im weiteren nur über die Stetigkeit der Kulturentwicklung, welche dadurch hervorgebracht wird, daß jede Generation das Erbe der Vorfahren den Nachkommen vermehrt überliefert, ferner über die Vorteilhaftigkeit der großen und die Assoziation der kleinen Unternehmungen, wobei schließlich die Arbeit fast ganz aus dem Gesichtskreise verschwindet.

Roscher geht in diesem Abschnitte durchweg auf Friedrich List zurück,[5]) welcher in seiner Theorie von der Entwicklung der nationalen Produktivkräfte den Ausdruck „Vereinigung der Arbeit", soviel ich sehen kann, zuerst in Deutschland gebraucht und in eigentümlicher Weise verwertet hat. Ausgehend von einer Kritik des „Naturgesetzes" von der Arbeitsteilung, meint List, weder Adam Smith noch einer seiner Nachfolger habe das Wesen dieses Gesetzes gründlich erforscht und bis in seine wichtigsten Konsequenzen verfolgt. Schon der Ausdruck „Teilung der Arbeit" sei ein unzureichender und müsse notwendig einen falschen Begriff erzeugen. Dann fährt er fort: „Es ist Teilung der Arbeit, wenn ein Wilder an einem und demselben Tag auf die Jagd oder den Fischfang geht, Holz fällt, seinen Wigwam ausbessert und Geschosse, Netze und Kleider verfertigt; es ist aber auch Teilung der Arbeit, wenn, wie Adam Smith beispielsweise anführt, zehn verschiedene Personen in die verschiedenen, bei der Fabrikation einer Nadel vorkommenden Geschäfte sich teilen. Jene ist eine objektive, diese eine subjektive Teilung der Arbeit; jene ist der Produktion hinderlich, diese ist ihr förderlich. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß dort eine Person ihre Arbeit teilt, um verschiedenartige Gegenstände zu produzieren, während hier mehrere Personen in die Produktion eines einzigen Gegenstandes sich teilen."

---

5) Das nationale System der politischen Ökonomie, S. 222 ff.

„Beide Operationen", heißt es weiter, „können hinwiederum mit gleichem Recht eine Vereinigung der Arbeit genannt werden: der Wilde vereinigt verschiedene Arbeiten in seiner Person; bei der Nadel-Fabrikation vereinigen sich verschiedene Personen zu einer gemeinschaftlichen Produktion. Das Wesen des Natur-Gesetzes, aus welchem die Schule so wichtige Erscheinungen in der Gesellschafts-Ökonomie erklärt, ist offenbar nicht bloß eine Teilung der Arbeit, sondern eine Teilung verschiedener Geschäfts-Operationen unter mehreren Individuen, zugleich aber auch eine Konföderation oder Vereinigung verschiedenartiger Tätigkeiten, Einsichten und Kräfte zum Behuf einer gemeinschaftlichen Produktion. Der Grund der Produktivität dieser Operationen liegt nicht bloß in der Teilung, er liegt wesentlich in dieser Vereinigung".

Das letztere führt List noch weiter aus und sucht darauf die Forderung zu begründen, daß eine Harmonie der produktiven Kräfte in der Nation hergestellt werde. Die höchste Teilung der Geschäfte und die höchste Konföderation der produktiven Kräfte bei der materiellen Produktion sei die Agrikultur und Manufaktur. Eine Nation, die bloß Agrikultur treibe, sei ein Individuum, dem in seiner materiellen Produktion ein Arm fehle usw.

Schält man diese Auseinandersetzungen aus der geistvollen Rhetorik des großen Agitators heraus, so wird man finden, daß er, wie so oft, gegen Adam Smith ungerecht geworden ist. Dieser hatte keineswegs — und List ist freimütig genug, dies einzugestehen — übersehen, daß die Arbeitsteilung ein Zusammenwirken der Kräfte (cooperation) bedingt; er setzt am Schlusse des berühmten Kapitels über die Arbeitsteilung[6]) ausdrücklich auseinander, daß mittels dieser joint labour der niederste Arbeiter in einem zivilisierten Lande eine vielseitigere Bedürfnisbefrie-

---

6) Buch I, Kap. 1 g. Ende.

digung erziele als ein Negerkönig in Afrika. Aber er war scharfsinnig genug, diese im Wesen der Arbeitsteilung eingeschlossene, mit ihr identische Tatsache nicht als eine besondere ökonomische Erscheinung zu betrachten. Was sollte es für einen Nutzen haben, dieselbe Sache, je nachdem man sie von der einen oder der anderen Seite betrachtet, bald Arbeitsteilung, bald Arbeitsvereinigung zu nennen? Das Verfahren des Indianers, der nach einander jagt, fischt, Holz fällt usw., würde A. Smith freilich als einen besonderen Fall der Arbeitsteilung nicht anerkannt haben. Er würde dies im Gegenteil als ungeteilte Arbeit bezeichnet haben,[7]) als einen Zustand, wie er dem der Arbeitsteilung überall in der Gesellschaft vorausging. Teilung der Arbeit ist für ihn etwas anderes als Teilung der Zeit.

Auf das Zeitmoment in der Verwendung der Arbeit kommt Fr. List noch an einer anderen Stelle ausführlicher zu sprechen.[8]) Er setzt dort auseinander, daß die einzelnen Gewerbezweige in einem Lande nur nach und nach in den Besitz verbesserter Verfahrungsweisen, Maschinen, Gebäude, Produktions-Vorteile, Erfahrungen und Geschicklichkeiten und aller derjenigen Kenntnisse und Konnexionen kommen, die ihnen den vorteilhaften Bezug ihrer Rohstoffe und den vorteilhaften Absatz ihrer Produkte sichern. Es sei leichter, ein bereits begonnenes Geschäft zu vervollkommnen und auszudehnen, als ein neues zu gründen, leichter, in einem bereits seit langer Zeit in einem Lande eingebürgerten Geschäftszweige Vorzügliches zu mäßigen Preisen zu leisten, als in einem erst neu begründeten. „Wie bei allen menschlichen Stiftungen, so liegt auch in der Industrie den bedeutenden Leistungen ein Naturgesetz zu Grunde, das vieles gemein hat mit dem Naturgesetz der Teilung der Geschäftsoperationen und der Konföderation der produktiven Kräfte — dessen Wesen

7) Über seinen Begriff der Arbeitsteilung ist im folgenden Vortrag ausführlicher gehandelt.

8) S. 409 ff. der Orig.-Ausg. des „Nat. Systems“.

nämlich darin besteht, daß mehrere auf einander folgende Generationen ihre Kräfte zu einem und demselben Zweck gleichsam vereinigen und die dazu erforderlichen Anstrengungen gleichsam unter sich verteilen." List nennt dies das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung und sucht seine Wirksamkeit in der Geschichte an einer Reihe von Beispielen zu erweisen (größere Kraft eines Erbreichs im Vergleich zu einer Wahlmonarchie, Vererbung menschlicher Kenntnisse durch die Buchstabenschrift, Einfluß der Kasten-Einteilung auf die Erhaltung und Vermehrung gewerblicher Geschicklichkeit, Erbauung mittelalterlicher Dome durch mehrere Generationen). Auch das Staatsschuldenwesen, bei dem die „gegenwärtige Generation einen Wechsel auf die künftige Generation zieht", wird als ein besonders schöner Fall der Anwendung des Prinzips der Werkfortsetzung in Anspruch genommen.

Man sieht leicht, daß es sich für List hier nur um eine rhetorisch ausgeschmückte Analogie der Arbeitsvereinigung handelt. Das hat die Späteren aber nicht gehindert, aus der „Werkfortsetzung" eine besondere Art der Arbeitsvereinigung zu machen, obwohl einiges Nachdenken sie hätte belehren können, daß sie gar keine der Wirtschaft eigentümliche Erscheinung ist. Die Werkfortsetzung ist das allgemeine historische Prinzip der sozialen Entwicklung, durch welches sich die Menschheit von der Tierwelt unterscheidet. Mit jedem Tiere beginnt ein neues gleichartiges Dasein, und dieses verläuft, soweit wir wissen, heute wie vor Jahrtausenden, spurlos, geschichtslos. Aber jede Menschengeneration übernimmt die Errungenschaften der Gesittung aller vorausgegangenen Generationen, um sie vermehrt der Nachwelt zu hinterlassen. Dies gilt nicht bloß von der materiellen Güterproduktion, sondern auch von Kunst, Wissenschaft, Religion, Recht, Sitte. Bildet so die Werkfortsetzung eine der Grundbedingungen und elementaren Voraussetzungen des menschlichen Daseins, so liegt kein Grund vor, sie in der Lehre von der volks-

wirtschaftlichen Arbeitsverwendung speziell zu behandeln, zumal sie dafür keine neuen fruchtbaren Gesichtspunkte bietet.

Aber etliche Lehrbücher kennen noch einen dritten Fall der Arbeitsvereinigung, der dann eintreten soll, „wenn Mehrere zu gleicher Zeit das Gleiche tun, durch die Vereinigung aber eine größere Wirkung hervorbringen, als sie vereinzelt vermöchten.“ K. H. Rau, der dieses Falles beiläufig gedenkt,[9]) erinnert an temporäre Gesellschaften von Holzhauern in den Waldungen, Holzflößern und Schnittern. In der Tat wird hier ein Vorgang aufgegriffen, der nicht Arbeitsteilung ist, bei dem aber doch durch das gleichzeitige Zusammenwirken Mehrerer eine erhöhte Produktivität der Arbeit des Einzelnen erzielt wird. Es kann also dieser Fall, ähnlich wie der von List erwähnte des vielseitig tätigen Indianers, nicht ohne weiteres als durch den Begriff der Arbeitsteilung bereits gedeckt und für besondere wissenschaftliche Behandlung ungeeignet beiseite gelegt werden.

Zweifellos liegt doch der Bildung des Begriffs der Arbeitsvereinigung und seiner langen Festhaltung in der wissenschaftlichen Literatur die dunkle Empfindung zu Grunde, daß es *ein wirtschaftliches Prinzip geben müsse, das dem der Arbeitsteilung entgegengesetzt* sei. Die Kooperation kann das nicht sein; denn sie ist identisch mit gewissen Formen der Arbeitsteilung,[10]) ihre „andere Seite“. Welches ist aber dieses Prinzip?

---

9) Grundsätze der Volkswirtschaftslehre I, § 116 (a). Rau beruft sich auf Gioja, der in s. Nuovo prospetto delle scienze economiche I, 87 ff. der Sache gedacht hatte. Übrigens war auch Hermann, Staatsw. Untersuchungen, neue Aufl. S. 217, darauf aufmerksam geworden, der sie als „die einfachste Arbeitsverbindung“ bezeichnet. Ähnlich die Franzosen, welche coopération simple und c. complexe unterscheiden und die letztere mit der division du travail identifizieren. Vgl. Cauwès, Cours d'Écon I, § 225.

10) Z. B. der Arbeitszerlegung und Produktionsteilung, keineswegs

Alle Arbeitsteilung ist Anpassung der Arbeit an die beschränkte Menschenkraft. Sie tritt ein, wenn ein qualitatives Mißverhältnis obwaltet zwischen der zu leistenden Arbeit und der Arbeitsfähigkeit des Einzelnen.[11])

Nun kann aber auch ein quantitatives Mißverhältnis zwischen beiden Faktoren vorhanden sein. Und zwar in doppelter Weise: 1. die zu leistende Arbeit kann an Menge geringer sein als die verfügbare Menschenkraft; sie kann aber auch 2. größer sein, als daß sie von der Kraft eines Einzelnen bewältigt werden könnte.

Im ersten Falle würde die Menschenkraft nicht voll ausgenutzt werden, wenn der Arbeiter sich auf diese eine Arbeit beschränken wollte. Seine Arbeitsfähigkeit würde teilweise brach liegen; es würde eine unwirtschaftliche Kraftverschwendung eintreten. Die betreffende Arbeit würde auch nicht die Grundlage eines Lebensberufes bilden können, der seinen Mann ernährt. Der Arbeiter wird, schon im privatwirtschaftlichen Interesse, eine zweite Tätigkeit zur Ausfüllung seiner freien Zeit mit der ersten verbinden oder vereinigen, und wir können das füglich Arbeitsvereinigung (Kombination) nennen.

Im zweiten Falle kann der Einzelne die zu leistende Arbeit für sich allein überhaupt nicht bewältigen, oder es würde dies doch nur mit unverhältnismäßiger Zeit- und Kraftaufwendung geschehen können. Ein einzelner Arbeiter würde z. B. einen Baumstamm zur Not mit der Handsäge in Bretter zerschneiden können. Aber mit welcher Mühsal und in wie langer Zeit! Nimmt man zwei Arbeiter und eine größere Spaltsäge, so geht das Werk nicht nur

---

auch der Berufsteilung. Wenn an Stelle eines Arztes, der alle Krankheiten kuriert, verschiedene Spezialisten treten, so findet doch unter ihnen weder durch den Verkehr noch in irgend einer andern Weise eine „Vereinigung der Arbeit" statt, ähnlich derjenigen der verschiedenen Teilarbeiter einer Fabrik.

11) Man vergleiche den folgenden Vortrag.

absolut, sondern auch relativ besser von statten. Es kommt dann das bekannte Bild der Sägegrube zustande, das man noch immer auf dörflichen Zimmerplätzen zuweilen sehen kann. Die Vereinigung der Arbeiter gestaltet die Arbeit jedes Einzelnen produktiver. Wir werden aber diesen Vorgang, wenn wir nicht den schlimmsten Verwechslungen Raum geben wollen, nicht mehr Arbeitsvereinigung[12]) nennen dürfen, sondern höchstens Arbeit e r vereinigung. Richtiger erscheint es — namentlich auch im Hinblick auf die später noch zu erwähnenden Abarten dieses Vorgangs — dafür den Ausdruck Arbeitsgemeinschaft zu gebrauchen. Tritt doch bei diesem Worte auch das persönliche Element, auf das es hier ankommt, sprachlich anschaulicher hervor.

Arbeitsvereinigung wäre sonach die Vereinigung verschiedenartiger Arbeiten in einer Hand, Arbeitsgemeinschaft die gleichzeitige Verwendung mehrerer Arbeiter zur Bewältigung einer Arbeitsaufgabe. Bei der Arbeitsvereinigung stellt derselbe Produzent verschiedene Produkte her oder verbindet Produktion mit Handel oder persönlicher Dienstleistung; bei der Arbeitsgemeinschaft stellen verschiedene Arbeiter gemeinsam das gleiche Produkt her. Dort liegt der Vereinigungspunkt in dem Arbeitssubjekt; hier ist die Gemeinschaft durch das Objekt der Arbeit gegeben.

Beide sind durchaus selbständige, von der Arbeitsteilung unabhängige Vorgänge. Allerdings spielen sie ihre Hauptrolle auf primitiven Stufen der Entwicklung und in den niederen Regionen der ausgebildeten Volkswirtschaft. Man könnte geradezu zwei große Entwicklungsstufen im Wirtschaftsleben der Völker unterscheiden: eine niedere, in welcher das Prinzip der Arbeitsvereinigung

12) Man müßte denn zum Unterschiede von dem ersten Falle „subjektive" (persönliche) Arbeitsvereinigung sagen, und der Fall 1 wäre als „objektive" (sachliche) Arbeitsvereinigung zu bezeichnen.

und Arbeitsgemeinschaft vorzugsweise zur Geltung kommt, und eine höhere, in welcher das Prinzip der Arbeitsteilung vorherrscht. Und ebenso ließen sich in der heutigen Volkswirtschaft zwei soziale Lebensgebiete aussondern: eines mit ausgeprägter Arbeitsteilung und ein anderes mit Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft.

1. Die Arbeitsvereinigung.

Die Arbeitsvereinigung tritt uns früh in der Entwicklungsgeschichte der Völker entgegen. Eigentlich findet sie sich schon allgemein, nachdem eben die Stufe der individuellen Nahrungssuche überwunden ist und wirtschaftliche Rücksichten, seien sie auch von rohester Art, im Handeln der Menschen erkennbar werden. Denn überall bemerken wir da die Aussonderung zweier von einander scharf getrennter Produktionsgebiete, von denen jedes wieder mannigfach zusammengesetzt ist. Das eine umfaßt die Männerarbeit, das andere die Frauenarbeit.[13]) Dieselbe Ordnung findet sich mit unbedeutenden Abweichungen im einzelnen in den Grundzügen bei allen vorgeschritteneren Naturvölkern, und es wird sich ihr eine gewisse instinktive Planmäßigkeit nicht absprechen lassen. Von einer Arbeitsteilung, die zwischen Mann und Frau stattgefunden habe, wird wohl im Ernst nicht die Rede sein können; denn nach allem, was wir wissen, ist keine der Arbeiten, die einem von beiden Geschlechtern zugewiesen sind, je von dem andern Geschlecht ausgeübt worden.

Es wird angenommen werden müssen, daß sich dieses Verhältnis vom Urzustande aus ganz naturgemäß entwickelt hat. Falsch ist es jedenfalls, wenn gesagt wird, der stärkere Mann habe dem Weibe die Arbeiten, welche ihm oblagen, „aufgebürdet". Vielmehr hat jedes Geschlecht sein Produktionsgebiet und sein Arbeitspensum im Laufe der Zeit aus eigenem Antrieb unter dem Drange

13) Näheres oben S. 30 ff. 57.

einer in den Verhältnissen gegebenen Nötigung sich selbst geschaffen, die Techniken dafür ausgebildet, die Erfahrungen gesammelt. Durch fortgesetzte erbliche Übertragung innerhalb des gleichen Geschlechtes sind diese zwei Arbeitskombinationen fast zu Geschlechtsmerkmalen oder Geschlechtsfunktionen geworden. Die Erbarbeit der Frau, die der Mann nicht verstand, bildete eine Art natürlicher Ausstattung, die sie dem Manne geschätzt machte, ihr einen Wert und Preis gab, und wenn es auch richtig ist, daß daraus die Auffassung der Frau als Eigentum des Mannes erwuchs, so ist es nicht minder richtig, daß die wichtige Rolle, welche die Frau in der Produktion spielte, nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, das rohe Paarungsverhältnis der Urzeit allmählich zu einer Lebensgemeinschaft emporsteigen zu lassen, in der die Frau sich schließlich bis zur Gleichberechtigung mit dem Manne erhob.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Vereinigung verschiedenartiger Arbeiten in den Händen jedes Geschlechts ist wesentlich eine erziehende. Sie erzwang sozusagen von selbst, wenigstens auf Seiten der Frau, eine Beachtung des Zeitmoments bei Saat und Ernte und schließlich auch eine, wenn auch noch so rohe Zeiteinteilung für den einzelnen Tag. Insbesondere fällt hierbei ins Gewicht, daß die Arbeit der Mehlbereitung mittels des primitiven Reibsteins, welche bei den meisten Naturvölkern bis auf den heutigen Tag geübt wird, außerordentlich zeitraubend ist, so daß die Ernährung von 3—4 Personen bereits die Arbeit einer Frau erfordert.[14]) Dies ist eine der wichtigsten Ursachen, welche die Vielweiberei bei diesen Völkern aufrecht erhält und für die Frau erträglich macht. Denn eine neue Gattin, die der Mann nimmt, erscheint hier immer den bereits vorhandenen Frauen als eine Mitarbeiterin, die ihr Los erleichtert, und es ist darnach be-

---

14) Vgl. Dr. W. Junker's Reisen in Afrika II, S. 216 f. und m. „Arbeit u. Rhythmus" S. 17. 57 f.

greiflich, daß der Besitz zahlreicher Weiber als ein Zeichen der Wohlhabenheit gelten muß. Man darf es geradezu aussprechen, daß die Ökonomie der Zeitverwendung, mit der die geordnete Wirtschaft erst ihren Anfang nimmt, in der Arbeitsvereinigung des Weibes ihren Ausgangspunkt gehabt hat.

Auch als im Laufe der späteren Entwicklung starke Verschiebungen in der Abgrenzung der Arbeitsgebiete beider Geschlechter eintraten, welche die Frau immer mehr nach der Seite der Gebrauchsregelung in der Haushaltung zurückdrängten, während der Mann fast die gesamte Produktion in seine Hände nahm, hat das Prinzip der Arbeitsteilung fast nur auf dem Gebiete der männlichen Erwerbstätigkeit Platz gegriffen, während der Frau in der Haushaltung die verschiedenartigsten Zubereitungs-, Ordnungs-, Reinigungs-, Ausbesserungsarbeiten blieben. Der Ablauf der letzteren bestimmt noch jetzt im wesentlichen die Zeiteinteilung des täglichen Lebens.

Freilich ist darum die Arbeitsvereinigung aus der Erwerbswirtschaft nicht völlig verschwunden. In der Landwirtschaft umfaßt der Ackerbau noch immer sehr verschiedenartige Kulturen; überall in den zivilisierten Ländern ist er mit der Viehzucht innig verwachsen; oft werden noch Nebengewerbe in den Betrieb aufgenommen, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben des Betriebsleiters, die Wirtschaft so einzurichten, daß Arbeits- und Gespannkräfte möglichst vielseitig und regelmäßig ausgenutzt werden können. Der Arbeitsteilung ist bei dem Wechsel der Arbeitsaufgaben nach den Jahreszeiten selbst in Großbetrieben nur ein geringer Spielraum geboten; immer müssen verschiedenartige Beschäftigungen in einer Hand vereinigt werden, und für den weiblichen Teil der Arbeiterschaft läßt sich eine scharfe Trennung von Betriebspersonal und Dienstboten nicht durchführen.

Ähnliche Rücksichten machen sich in der Forstwirtschaft geltend, wo einsichtige Praktiker das noch viel-

fach übliche System der spezialisierten Saisonarbeit verurteilen[15]) und die Haltung eines ständigen, das ganze Jahr hindurch zu beschäftigenden Arbeiterstammes verlangen, der in verschiedenartigen Arbeiten geübt ist — eine Forderung, der nur auf dem Boden der Arbeitsvereinigung genügt werden kann.

Im Gewerbe ist das Handwerk von jeher auf die Arbeitsvereinigung begründet gewesen; nicht die höchste Produktivität ist bei der gegenseitigen Abgrenzung der Produktionsgebiete maßgebend gewesen, sondern die Rücksicht auf die „Nahrung", welche jeder Meister auf seinem Berufe finden sollte. Die zahllosen Grenzstreitigkeiten zwischen verschiedenen Zünften, welche die letzten Jahrhunderte der Gewerbegeschichte erfüllen, zwangen fortgesetzt zu Erwägungen über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Kombination. Im Zeitalter der Gewerbefreiheit hat in den großen Städten auch das Handwerk in der Richtung der Spezialisation sich weiter entwickelt; in den kleineren Städten wird an den alten Kombinationen festgehalten, und auf dem Lande entstehen noch jedes Jahr neue. Hier ist der Maurer oft auch Pflasterer, Maler und Tapezier, während er im Winter den Lohnschlächter spielt, der Schmied zugleich Schlosser und Maschinenmeister bei der Dreschmaschine; das Tapezieren wird bald vom Sattler, bald vom Maler, bald vom Buchbinder mit besorgt. In den Städten gehen wenigstens neu entstandene Tätigkeiten die verschiedensten Verbindungen ein. Die Gas- und Wasserinstallation wird bald vom Schlosser, bald vom Klempner übernommen, und elektrische Hausleitungen werden von den verschiedensten Handwerkern ausgeführt. Überall verbindet der Handwerker mit seiner Werkstätte gern einen Kleinhandel, hauptsächlich mit Waren seines Produktionsgebiets, die nicht mehr handwerksmäßig her-

---

15) Fr. Jentsch, Die Arbeiterverhältnisse in der Forstwirtschaft des Staates, Berlin 1882.

gestellt werden, oft aber auch mit mancherlei anderen Artikeln. Schon Justus Möser hat bemerkt, ein wie gesunder volkswirtschaftlicher Gedanke in dieser Vereinigung verwirklicht ist; er hätte am liebsten die ganze „Krämerei" den Handwerkern und ihren Frauen übertragen gesehen.[16]) Fügen wir hinzu die mancherlei Verbindungen, welche das Handwerk mit persönlichen Diensten (namentlich niederen Gemeindeämtern) und auf dem Lande durchweg mit der Landwirtschaft eingeht, so überzeugen wir uns leicht, daß hier die Arbeitsvereinigung noch ein sehr ausgedehntes Feld behauptet.[17]) „Modern denkende" Köpfe mögen die große Zahl solcher „rückständigen Betriebe" beklagen; Pessimisten mögen darin ein Zeichen erblicken für den „Notstand im Handwerk"; Produktionsfanatiker mögen bedauern, daß so nicht in jedem Gewerbezweige das höchstmögliche Maß von Produktivität erreicht werde; eine unbefangene, von konkreten Anschauungen ausgehende Würdigung wird finden, daß in der Arbeitsvereinigung der selbständige kleine Mittelstand seinen festesten Halt hat, und daß in den meisten Fällen auch die Wirtschaftlichkeit dabei nicht zu kurz kommt. Denn in der Regel handelt es sich doch darum, vom Hauptberuf nicht in Anspruch genommene Zeit nützlich zu verwenden und Arbeitskräfte mit heranzuziehen, die sonst brach liegen würden.

Relativ noch häufiger findet sich die Arbeitsvereinigung in der Hausindustrie, wo weibliche Arbeiter in der Regel die Haushaltungsarbeiten mit besorgen, männliche oft die Landwirtschaft oder einen sonstigen Beruf als Hauptbeschäftigung treiben. Ja, die Entstehung

---

16) Patriotische Phantasien, Bd. II, No. XXXVII.

17) Reiches Material für die Berufskombinationen und Nebenbeschäftigungen der Handwerker bieten die „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland", Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik. Bd. LXII bis LXX, besonders in den Gewerbebeschreibungen kleiner Städte und Landgemeinden.

vieler Verlagsgewerbe geht geradezu auf die Erwägung zurück, daß diese von nicht voll beschäftigten Personen zweckmäßig mit ihrer seitherigen Hantierung verbunden werden könnten.

Der Handel ist ursprünglich immer Arbeitsvereinigung, indem er auf den älteren Stufen seiner Entwicklung regelmäßig den Transport mitumfaßt (Karawanenhandel); in der modernen Volkswirtschaft hat im Großhandel und auch in dem Kleinhandel der Großstädte eine weitgehende Arbeitsteilung Platz gegriffen. Aber daneben finden sich zahlreiche Geschäfte (Kurzwaren-, Haushaltungs-Magazine u. dgl.), welche die mannigfachsten Artikel mit einander kombinieren. In den Großmagazinen und Versandgeschäften, den Fünfzig-Pfennig-Bazaren und Abzahlungsgeschäften hat diese Richtung ihren Höhepunkt erreicht. Freilich entfallen diese Riesenbetriebe für unsere Betrachtung, da in ihnen die Arbeit streng nach dem Prinzip der Arbeitsteilung gegliedert zu sein pflegt. Dagegen gehören die zahlreichen, meist als Alleinbetrieb von einer einzelnen Person geführten Kleinhandelsgeschäfte in den Vororten, in den Kleinstädten und auf dem Lande wohl in diesen Erscheinungskreis, weil hier der Besitzer alles mögliche ergreift, was Geld einbringt. Man müßte geradezu eine Physiognomik der Verkaufsmagazine schreiben, um darzulegen, was sich hier alles beisammenfindet. Es gibt gewisse Waren, die als Füllstücke besonders beliebt sind, z. B. Stöcke, Zigarrenspitzen, Kämme, Bürsten, Strohhüte, und es wird manchmal nicht leicht werden, herauszufinden, wie sie zu ihrer jeweiligen Nachbarschaft gelangt sind. Viele dieser Händler treiben nebenbei Vermittlergeschäfte, Versicherungs- und Zeitungsagenturen, den Verkauf von Lotterielosen und Theaterbilleten, nehmen Annoncen und Sparkasseneinlagen an u. dgl.

In dem großen Getriebe der Verkehrswirtschaft gibt es mancherlei an sich spezialisierte Tätigkeiten, die wirtschaftlicher Weise kaum für sich ausgeübt werden können,

und die darum immer mit einer anderen Erwerbstätigkeit sich vereint finden. Welche Dorfgemeinde könnte sich einen besonderen Kantor, Gemeindeschreiber oder Küster halten, welcher Vorschußverein auf dem Lande vermöchte einen Kassier, welche Versicherungsgesellschaft ihr Heer von Unteragenten so zu bezahlen, daß sie davon leben könnten? Ohne die Möglichkeit der Arbeitsvereinigung müßten diese und viele andere wirtschaftliche Funktionen einfach unerfüllt bleiben.

Welche Momente für die Kombination im einzelnen Falle maßgebend sind, könnte nur eine eingehende Untersuchung auf statistisch-deskriptiver Grundlage lehren. Bestimmend wirkt wohl in der Mehrzahl der Fälle für den, welcher sich verschiedenartigen Arbeitsaufgaben widmet, die volle Ausnutzung der Zeit und die Gewinnung des ganzen Lebensunterhaltes. Für die Art der Kombination aber kommen noch manche andere Rücksichten in Frage. Bald soll eine bereits vorhandene Kundschaft, bald eine besondere Anlage oder Kunstfertigkeit des Arbeiters für einen weiteren Zweck nutzbar gemacht werden. Das ökonomische Prinzip wird immer irgendwie dabei mitspielen.

Der tatsächliche Umfang der Arbeitsvereinigung in der Volkswirtschaft ist nicht leicht zu messen. Die Statistik hat dafür die etwas spröde Kategorie des Nebenberufes geschaffen; aber es ist leicht einzusehen, daß dieser die Gesamtzahl der hier in Betracht kommenden Fälle nicht erschöpft, sondern höchstens diejenigen, bei welchen die Nebenarbeit irgendwie beruflich qualifiziert ist. Man könnte hier von Berufsvereinigung sprechen.[18]) Immerhin dürfte einigermaßen eine Vorstellung von der gewaltigen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Arbeitsvereinigung gewonnen werden, wenn aus den Ergebnissen

18) Über das Vorkommen von kombinierten Berufen im städtischen Leben des Mittelalters habe ich einiges zusammengestellt in meiner „Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. u. XV. Jh." I, S. 232 ff. 417 ff.

Gliederung der erwerbstätigen Bevölkerung des Deutschen Reichs

nach Haupt- und Nebenberuf am 12. Juni 1907.*)

Berufsabteilungen	Erwerbstätige, die den Beruf als Hauptberuf ausübten	Von den Erwerbstätigen hatten		Als Nebenberuf übten den vorn genannten Beruf aus	Gesamtzahl der in den einzelnen Berufsabteilungen tätigen Personen
		noch einen Nebenberuf	keinen Nebenberuf		
	1	2	3	4	5
A. Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei . .	9 883 257	1 311 414	8 571 843	5 601 222	15 484 479
B. Industrie und Bergbau . . .	11 256 254	1 734 608	9 521 646	750 374	12 006 628
C. Handel und Verkehr	3 477 626	483 742	2 993 884	950 361	4 427 987
D. Häusliche Dienste, Lohnarbeit wechselnder Art.	471 695	23 208	448 487	51 787	523 482
E. Öffentl. Dienst, freie Berufsarten	1 738 530	138 057	1 600 473	152 951	1 891 481
F. Ohne Beruf und Berufsangabe	3 404 983	456 754	2 948 229	—	3 404 983
Zusammen A-F	**30 232 345**	**4 147 783**	**26 084 562**	**7 506 695**	**37 739 040**
Darunter männliche Pers.	20 196 640	3 551 049	16 645 591	4 110 095	24 306 735
„ weibliche Pers.	10 035 705	596 734	9 438 971	3 396 600	13 432 305

*) Vgl. Statistik des Deutschen Reichs, Band 202, 1, S. 4 f.

der letzten deutschen Berufs- und Gewerbezählung hier mitgeteilt wird, daß am 12. Juni 1907 im Deutschen Reiche 7½ Millionen Personen gezählt wurden, welche irgend einen Nebenberuf trieben, und daß die Landwirtschaft allein von 5601222 Personen als Nebenberuf ausgeübt wurde. Von 5490288 Personen, welche in irgend einem Zweige der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels als Betriebs-Inhaber oder -Leiter tätig waren, hatten 1482054 (26,9%) einen Nebenberuf, und von 3253512 Personen wurden die betreffenden Erwerbszweige als Nebenberuf ausgeübt.

Eine Übersicht über das durch jene Zählung behandelte Gesamtgebiet der Berufstätigkeit gibt die vorstehende Tabelle, in welcher selbständig und abhängig Erwerbstätige zusammengefaßt sind. Aus ihr ergibt sich, daß von je 100 Personen, welche in den betr. Berufsabteilungen einen Hauptberuf ausübten, sei es als Inhaber eines Betriebs, sei es in irgend einem Arbeitsverhältnis, noch eine zweite oder dritte Erwerbstätigkeit (Nebenberuf) damit verbanden:

A.	in der Land- u. Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei	13,3,
B.	„ Bergbau und Industrie	15,4,
C.	„ Handel und Verkehr	13,9,
D.	„ häusl. Dienst und wechselnder Lohnarbeit	4,9;
E.	„ öffentlichem Dienst, freien Berufsarten	7,9.

Von der Gesamtzahl der in den einzelnen Berufsabteilungen irgendwie (im Haupt- oder Nebenberuf) Erwerbstätigen übten einen der den bezeichneten Berufsabteilungen angehörigen Berufe als Nebenberuf unter je 100:

A.	in der Land- u. Forstwirtschaft, Tierzucht, Fischerei	36,2,
B.	„ Bergbau und Industrie	6,2,
C.	„ Handel und Verkehr	21,5,
D.	„ häusl. Dienst und wechselnder Lohnarbeit	9,9,
E.	„ öffentlichem Dienst, freien Berufsarten	8,1.

Schon aus der (leider für diesen Zweck zu wenig spezialisierten) Berufsstatistik ist zu ersehen, daß manche Berufe

vorzugsweise in Arbeitsvereinigung mit anderen Erwerbstätigkeiten ausgeübt werden,[19]) z. B. die Tierzucht (91,0% der Selbständigen), die Binnenfischerei (69,4%), die Torfgräberei und Torfbereitung (97,7%), das Gewerbe der Steinmetzen und Steinhauer (50,4%), der Betrieb von Marmor-, Stein- und Schieferbrüchen und die Verfertigung von groben Waren aus diesen Materialien (80,9%), die Verfertigung feiner Steinwaren (46,6%), die Ziegelei- und Tonröhrenfabrikation (82,9%), die Töpferei (48,6%), die Verfertigung von Ton- und Glasspielwaren (44,4%), die Nagelschmiederei (58,4%), das Grobschmiedgewerbe (75,8%), das Wagnergewerbe (73,8%), die Abdeckerei (88,6%), die Köhlerei (80,5%), die Getreidemüllerei (93,2%), die Bäckerei (54,7%), die Fleischerei (55,7%), Drechslerei (47,8%), das Versicherungsgewerbe (72,9%), die Stellenvermittlung (31,1%), Personenfuhrwerk und Posthalterei (54,5%), das Frachtfuhrwerk (79,9%), die Gast- und Schankwirtschaft (62,3%).

Natürlich geben diese Zahlen nicht entfernt ein Bild der Leistungen von kombinierter und arbeitsteiliger Erwerbstätigkeit in den angeführten Berufsarten. Es liegt ja auf der Hand, daß bei einer Produktionsstatistik ein Landschuhmacher, der ein Viertel seiner Zeit auf den Feldbau verwendet, nicht mit den übrigen drei Vierteln seiner Zeit für die Schuhproduktion in Rechnung gestellt werden könnte. Aber darauf kommt es auch hier nicht an, sondern auf die Zahl der Menschen, denen eine kombinierte Arbeitstätigkeit reichlicheren Unterhalt und gewiß auch meist ein gesundheitlich und sittlich befriedigenderes Dasein gewährt, als eine einseitige, dem Prinzip der Arbeitsteilung voll-

---

19) Die weiterhin in Klammern beigefügten Zahlen sind so berechnet, daß der Gesamtzahl der den betr. Beruf ausübenden Personen die Summe derjenigen gegenübergestellt wurde, welche diesen Beruf entweder als Nebenberuf oder als Hauptberuf mit einem andern Nebenberufe selbständig betrieben (Spalte 6 und 8 der Reichsstatistik, Tab. 1).

kommen entsprechende Beschäftigung. Und diese ist im Deutschen Reiche unerwartet groß: sie beträgt nicht viel unter einem Drittel aller Erwerbstätigen.

2. Die Arbeitsgemeinschaft.

Das Prinzip der Arbeitsvereinigung ist bei allem Reichtum ihrer Erscheinungsformen ein ziemlich einfaches: überschüssige Kraft soll nutzbringend verwendet werden. Das Prinzip der Arbeitsgemeinschaft läßt sich nicht auf eine so glatte Formel bringen. Im allgemeinen handelt es sich ja darum, die unzulängliche Einzelkraft so weit zu ergänzen, daß die vorliegende Arbeitsaufgabe bewältigt werden kann. Aber die Unzulänglichkeit der Kraft des einzelnen Arbeiters kann wieder verschiedene Ursachen haben. Sie kann begründet sein in einer bestimmten geistigen Veranlagung des Arbeiters, die ihn hindert, allein anhaltend tätig zu sein; sie kann auf ungenügender Körperkraft beruhen, und sie kann endlich in technischen Umständen liegen, die bewirken, daß eine Arbeit nicht ohne eine andere, von ihr verschiedene geleistet werden kann. Je nachdem einer von diesen drei Fällen stattfindet, ergeben sich drei verschiedene Arten der Arbeitsgemeinschaft. Die erste können wir Gesellschaftsarbeit oder gesellige Arbeit nennen, die zweite Arbeitshäufung, und die dritte Arbeitsverbindung. Wir wollen sie nach einander betrachten.

1. Gesellschaftsarbeit oder gesellige Arbeit findet dann statt, wenn mehrere Arbeiter zu gemeinsamer Tätigkeit sich zusammentun, ohne daß der einzelne Arbeiter von andern in dem Fortschreiten seines Werkes irgendwie abhängig würde. Jeder arbeitet also für sich selbständig in einem ihm beliebenden Tempo. Der einzige Zweck der Vereinigung ist der, Genossen bei der Arbeit zu haben, mit ihnen sprechen, scherzen, singen zu können, nicht mit seinen Gedanken bei einsamem Werke allein zu bleiben.

Der gelehrte Mann, dessen Arbeit am besten in un-

gestörter Einsamkeit gedeiht, wird, wenn er das hört, vielleicht mitleidig die Achseln zucken und den Gegenstand kaum einer ernsthaften Erörterung wert finden. Wer aber einmal eine Schar Dorfweiber auf dem Brechplatze oder bei der Wäsche am Bache beobachtet, wer einen Trupp Sachsengänger beim Rübengäten oder eine Reihe von Schnittern bei der Arbeit belauscht oder dem Gesange einiger Stubenmaler oder italienischer Weinbergsarbeiterinnen zugehört hat, der wird darüber ein gut Teil anders denken. Je niedriger die Kulturstufe ist, auf welcher der Mensch steht, um so schwerer entschließt er sich zu anhaltender und regelmäßiger Tätigkeit, wenn er dabei auf sich allein gestellt ist.

Der beste Beweis aber für die Bedeutung der geselligen Arbeit liegt darin, daß sie allerwärts auf der Erde eine Art Organisation gefunden hat. Ich erinnere an die öffentlichen Arbeitsplätze und Gesellschaftshäuser der Wilden,[20]) die gemeinsamen Arbeitsräume der russischen Hausindustriellen, die Spinnstuben unserer Bauernmädchen, welche die Bureaukratie des XVIII. Jahrhunderts in so unverständiger Weise bekämpft hat, die aber bis auf den heutigen Tag in den abendlichen Zusammenkünften zu gemeinsamer Arbeit auf vielen Dörfern fortleben. Überall knüpft die Sitte an die Zusammenkünfte Tänze, Schmausereien oder andere Gebräuche, welche die Arbeit angenehmer machen können. Es genügen wenige Beispiele, um die weite Verbreitung dieser Einrichtungen anzudeuten.

---

20) K. v. d. Steinen, a. a. O., S. 374. Erman in d. Ztschr. f. Ethnologie II, S. 318 (über die Koljuschen auf Sitcha). Jacobsen, Reise in der Inselwelt des Banda-Meeres, S. 213. Finsch, Samoafahrten S. 357. Burton's und Speekes Reisen (bearb. von Andree), S. 64. 217. 333. Nachtigal, Sahara und Sudan, II, S. 624. III, S. 146. 244. Graf Schweinitz, Durch Ostafrika im Krieg und Frieden, S. 171. Stanley, Through the dark Continent, II, p. 82. Wie ich Livingstone fand, II, S. 172. Semon, Im austr. Busch ꝛc., S. 353. Vgl. auch „Arbeit und Rhythmus", S. 35 f. 68 und oben S. 36. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, S. 210.

Auf den Fidschi-Inseln „vereinigen sich zur Tapabereitung stets mehrere Frauen; oft sitzen alle Weiber des Ortes zusammen". Auch beim Fischen mit Netzen „gehen immer mehrere Frauen zusammen auf Fang aus; die Arbeit ist gleichzeitig eine Erholung, und in dem kühlenden Bade geht es oft lustig zu".[21]) Bei vielen Negerstämmen Afrikas sieht man die Frauen an öffentlichen Arbeitsplätzen gemeinsam das Korn stampfen oder mahlen. Ausführlicher berichtet ein Missionar[22]) über die nordamerikanischen Indianer: „Die Bestellung des Landes, das Herbeischaffen des Brennholzes, das Zerstampfen des Korns wird häufig von den Frauen in Gesellschaft anderer verrichtet . . . Auf diese Weise geht die Arbeit leicht und schnell von statten, und wenn sie abgetan ist, oder auch zuweilen in den Zwischenstunden sitzen sie beisammen und tun sich gütlich an den Speisen, welche von der Person oder Familie, für welche sie arbeiten, sind zubereitet worden und welche der Mann aus der Waldung herbeizuschaffen zuvor Sorge getragen hat; denn dies wird als eine Hauptsache angesehen, weil sich gewöhnlich mehr oder weniger Frauenspersonen bei der Arbeit befinden, die vielleicht seit langer Zeit keinen Bissen Fleisch gekostet haben, nämlich Witwen oder Waisen oder sonst Personen in dürftigen Umständen. Selbst das Schwatzen, welches bei der gemeinschaftlichen Arbeit unter den Weibern stattfindet, macht ihnen ein großes Vergnügen, und deswegen suchen sie so lange als möglich bei solcher Arbeit zu bleiben, indem sie bei allen den Einwohnern des Dorfs, die Land zu bestellen haben, die Runde machen."

Die gleiche Verbindung zwischen Arbeit und Vergnügen zeigen die fast überall bei den Naturvölkern vertretenen öffentlichen Gesellschaftshäuser. Regelmäßig sind sie nach Geschlechtern getrennt; am häufigsten finden

21) A. Bäßler, Südsee-Bilder,. S. 224—226.

22) Heckewelder, a. a. O. S. 249. Ähnliches aus Südamerika bei Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 28.

sie sich für die unverheirateten Männer und Mädchen. Sie dienen nicht bloß als Versammlungsort zum gemeinsamen Arbeiten, sondern oft auch als Schlafstätte, immer aber als Tanz- und Spielplatz; dort wird gesungen und gescherzt und geplaudert, die fruchtlose Anstrengung des Ungeschickten verspottet und das gelungene Werk des Fleißigen und Kunstfertigen bewundert.

Ein blasses Abbild dieser Einrichtung haben bei uns die Spinnstuben der Bauernmädchen fast bis auf die Gegenwart erhalten.[23]) Sie hatten in jeder Gegend Deutschlands ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gesetze. „In Braunschweig begannen die Spinnstuben mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendigt waren, in vielen Dörfern um Martini, und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinngesellschaft. Zu einer solchen gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock; doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein, und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Besucher, die bis dahin ihre Arbeit getan hatten, und nun, anfangs bescheiden, dann aber immer dreister in die Gesellschaft eingriffen. Die Grundlage der Spinnstuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen".[24]) Gewöhnlich stand eine bestimmte Wochenleistung

---

23) Dieselben kommen übrigens unter gleichen Verhältnissen überall vor. Henry S. Landor („Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet", S. 89 ff.) fand sie selbst in den südlichen Vorbergen des Himalaya bei den Schokas, bei denen es dafür besondere Versammlungshäuser (Rambangs) gibt.

24) R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 168 ff. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde III, S. 291 f., VIII, 366, XII, 181 ff. 316 ff.

an Garn fest; wer sie nicht erzielte, erhielt einen Spottnamen. Bisweilen wurde ein Wettspinnen veranstaltet; jedenfalls herrschte immer ein reger Wetteifer.[25]) Ja, es wurde über die Einzelnen eine Art Arbeitspolizei ausgeübt. Im Nassauischen wird der Spinnerin, welche einschläft, mit einem Stückchen Kohle ein Schnurrbart angemalt; läßt sie den Faden abreißen und einlaufen, so darf ihr ein Bursche den Rocken nehmen, und sie muß ihn mit einem Kusse wieder einlösen.[26])

Die Spinnstube ist den technischen Umwälzungen der Neuzeit zum Opfer gefallen; aber überall auf dem Lande versammeln sich noch an den langen Winterabenden die Mädchen mit ihrer Arbeit in einem befreundeten Hause, und ähnlich geschieht es bei einzelnen auf dem Lande ausgeübten Hausindustrien, z. B. in der erzgebirgischen Spitzenklöppelei, wo man noch immer ein solches Zusammenkommen der Arbeiterinnen „ze Rocken gehn" nennt.[27]) Vollkommen ausgebildet ist diese Sitte in der russischen Hausindustrie.[28]) Hier arbeiten weibliche und männliche Kustari vielfach nicht in ihren Wohnungen, sondern größere Gesellschaften, manchmal alle Hausarbeiter

Blätter f. hess. Volksk. II, 101 ff. Ausführliches bei O. Böckel, Volkslieder aus Oberhessen, S. CXXIII ff.

25) Interessante Mitteilungen über Spinn-Wettspiele in d. Ztschr. d. Ver. f. Volksk. VIII, S. 215 f. Vgl. „Arbeit und Rhythmus", 3. Aufl. S. 89 ff.

26) Bei den Wenden in der Lausitz wird am letzten Spinnabend vor Weihnachten über die Säumigen und Faulen Gericht gehalten: Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz II, S. 220. — Ähnliche Beispiele einer durch die Genossen ausgeübten Arbeitspolizei finden sich bei andern Arten bäuerlicher Arbeitsgemeinschaft. So bei der Heu- und Getreideernte, dem Dreschen, Pflügen, Flachsbrechen. Vgl. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr (Innsbruck 1899), S. 50. 52. 66. 70 f. 75. 129.

27) „Arbeit und Rhythmus", S. 97 f.

28) Näheres darüber bei Stellmacher, Ein Beitrag zur Darstellung der Hausindustrie in Rußland, S. 106 f. M. Gorbunoff, Über russische Spitzenindustrie (Wien 1886), S. 23 ff.

eines Dorfes, die das gleiche Gewerbe haben, versammeln sich in einem besondern Arbeitsraume, der entweder eine große Bauernstube ist, die man gemietet hat, oder eine eigens für diesen Zweck erbaute Werkstätte. Man nennt einen solchen gemeinsamen Arbeitsraum noch immer am häufigsten „Spinnstube" (Sswetjolka), oft auch „Fabrik". Sie findet sich z. B. bei der hausindustriellen Baumwollweberei, der Tuchmacherei, der Seidenspulerei, der Schuh- und Spielwarenmacherei; bei weiblichen Arbeiten wird sie gewöhnlich nur von den Mädchen besucht, während die verheirateten Frauen zu Hause arbeiten. „Die Baumwollweberei wurde nach den Aussagen der ältesten Leute anfangs fast ausschließlich in den Sswetjolki betrieben, weil sich hier die technischen Handgriffe beim Gebrauch des Webstuhls unter der beständigen Aufsicht eines des Webens Kundigen schneller und leichter erlernen ließen. Zuerst diente die Wohnstube als Sswetjolka; später ging man zum Bau einer vom Wohnhause abgesonderten Sswetjolka über. Die jungen Leute und die strebsamen Weber arbeiten auch heute noch lieber in der Sswetjolka als zu Hause, erstere, weil es dort geselliger hergeht, letztere, weil es sich hier gleichmäßiger und vorteilhafter arbeiten läßt. Zu Hause wird der Weber oft zu häuslichen Verrichtungen abgerufen; die Wohnstube ist nicht so groß und hell, die Luft in ihr nicht so rein, da sich daselbst nicht selten mit den Menschen auch Kälber und Lämmer aufhalten; in der Sswetjolka läßt sich auch die Baumwolle besser aufbewahren, die in der Wohnstube leicht feucht und schimmelig wird."

So verträgt sich diese Gesellschaftsarbeit, mag sie auch zunächst immer auf den Geselligkeitstrieb zurückgehen, sehr gut mit dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit. Man arbeitet in der Gemeinschaft ausdauernder, als man es allein tun würde und wegen des Wetteifers im ganzen auch besser. Die Arbeit wird zur Lust, und das Ergebnis ist schließlich eine Steigerung der Produktion.

2. Unter *Arbeitshäufung* verstehen wir die Auf-

bietung mehrerer gleichartiger Arbeitskräfte zur Bewältigung einer einheitlichen Arbeitsaufgabe, z. B. zum Aufladen einer schweren Last, zum Schieben eines Balkens, zum Mähen einer Wiese, zum Treiben bei der Jagd. Die zu leistende Arbeit braucht an sich nicht für die Kraft eines Einzigen zu schwer zu sein; es genügt schon, daß sie von ihm nicht in gehöriger Zeit vollendet werden kann, um die Verwendung einer Mehrzahl von Arbeitern vorteilhaft zu machen. Dies fällt besonders bei solchen Tätigkeiten ins Gewicht, welche an bestimmte Jahreszeiten gebunden oder von der Witterung abhängig sind. Auch soziale Rücksichten können die Beschleunigung gewisser Arbeiten gebieten.

Diese Umstände haben schon sehr früh zu einer Art sozialer Organisation der Arbeitshäufung geführt, die auf der in der ganzen Welt anerkannten Pflicht der Nachbarn zu gegenseitiger Hilfeleistung beruht. Wir können sie in Anlehnung an den bei den Südslaven dafür gebrauchten Ausdruck als B i t t a r b e i t bezeichnen. Die Nachbarn werden, so oft sich ein dringendes, mit den eigenen Kräften des Hauses nicht zu bewältigendes Arbeitsbedürfnis eingestellt hat, um Hilfe gebeten. Sie leisten diese zur festgesetzten Zeit ohne andern Entgelt als die Bewirtung, welche ihnen der Hausvater in herkömmlichen Formen bietet, lediglich in der Erwartung, bei Bedarf von den eignen Nachbarn in gleicher Weise unterstützt zu werden. Die Arbeit vollzieht sich im frohen Wetteifer unter Scherz und Gesang; am Abend schließt sich oft ein Tanz oder eine ähnliche Lustbarkeit an.[29])

Diese Sitte geht über die ganze Erde. Spuren derselben finden sich selbst bei den Südsee-Insulanern. Auf Neu-Pommern z. B. pflegen sich zur Anfertigung von Fangkörben und größeren Fischnetzen mehrere Familien zu ver-

29) Zahlreiche Beispiele habe ich in „Arbeit und Rhythmus“ Kap. V zusammengestellt.

einigen. „Bevor der Korb zum ersten Mal ins Wasser gebracht wird, findet ein gemeinsames Essen statt, an dem alle, welche bei der Anfertigung beschäftigt gewesen, teilnehmen".[30])

Auf Djailolo (Halamahera) ruft man bei der Urbarmachung eines Stückes Land auf der Gemeindeflur 10—20 Verwandte zusammen, um beim Fällen der Bäume behilflich zu sein, wogegen diese später durch andere Arbeit entschädigt werden. Ebenso beim Padipflanzen und bei der Reisernte.[31]) „Wenn jemand ein Haus bauen will, dann bittet er gegen Kost um die Hilfe von einigen seiner Verwandten, um bei Ebbe die Baumaterialien zu hauen . . . Beim Decken desselben mit Sagoblättern werden mehr Gehilfen eingeladen, welche dann ein Fest feiern, bei dem gewöhnlich die Häuptlinge gegenwärtig sind".[32])

Bei den Madi oder Moru in Zentral-Afrika „bebaut jeder sein eigenes Land, und wenn es von beträchtlicher Ausdehnung ist und mehr Hände verlangt, als seine Familie geben kann, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zu Hilfe. Bei solchen Gelegenheiten wird Bezahlung weder gegeben noch erwartet, sondern alle sind bereit, derartige Hilfe zu geben und zu empfangen".[33]) Diese Sitte scheint allgemein in Afrika verbreitet zu sein;[34]) besonders ausge-

30) Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 115.

31) Riedel in der Ztschr. f. Ethnol. XVII (1885) S. 70 f. Ähnliches auf Neu-Guinea: Finsch, Samoafahrten, S. 56 ff., bei den Bagobos in Süd-Mindanao: Schadenberg in d. Ztschr. f. Ethnol. XVII, S. 19 ff.

32) Riedel a. a. O. S. 61. Vgl. Kubary, Ethnogr. Beitr. zur Kenntnis des Karolinen-Archipels, S. 264. C. Hose, The natives of Borneo im Journal of the Anthropol. Inst. XXIII (1894) p. 161 f.

33) Rob. Felkin in den Proceedings of the Royal Society of Edinburg, Session 1883/84, p. 310.

34) Endemann in d. Ztschr. f. Ethnol. VI (1874), S. 27. Pogge bei Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 311. Nachtigal, Sahara und Sudan, III, S. 249. Post, Afrikanische Jurisprudenz II, S. 172.

bildet ist sie am mittleren Kongo, wo die temporäre Arbeitsgemeinschaft (Temo) in alle Lebensverhältnisse eingreift.[35] „Bei den Galla versammeln sich die Bewohner eines Dorfes auf dem Druschplatze, um gemeinsam unter Absingung melodischer, zum Druschtakte passender Lieder die Durrarispen auszudreschen und das Getreide zu reutern".[36] Sehr häufig ist auch die Bittarbeit beim Hausbau.[37] Wenn bei den Hova auf Madagaskar die Grabkammer eines angesehenen Mannes gebaut wird, so beteiligen sich beim Transporte der schweren Felsstücke nicht bloß seine Verwandten und die Mitglieder seines Stammes, sondern auch sämtliche Einwohner des Dorfes, in welchem er lebte. „Eine Bezahlung in Geld wird für derartige Dienste nicht geleistet; dafür aber müssen während des meist viele Tage währenden und oft in langen Zwischenräumen ausgeführten Transports der schweren Steine große Massen von Nahrungsmitteln geliefert und vor allem zahlreiche Ochsen geschlachtet werden. Und da hier einer dem andern zu helfen pflegt, bringt das Volk einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit mit derartigen Dienstleistungen zu. Sehr häufig begegnet man auf den Hauptstraßen des Landes großen Zügen von 2—300 Männern, Weibern und Sklaven, die ruckweise an den starken Tauen ziehen, mit denen der auf einer rohen Schleife befestigte Stein vorwärts bewegt wird".[38]

Die Georgier wenden die Bittarbeit bei der Weinlese, beim Säen und Ernten von Mais und Weizen, beim Fällen und Abfahren des Holzes aus dem Walde an. In Serbien ist sie beim Grasmähen, Maishacken, der Pflaumenernte, der Weinlese, aber auch beim Spinnen, Weben und Teppichknüpfen gebräuchlich; in vielen Teilen Rußlands bei der Heu- und Getreideernte, beim Kohlhacken,

35) Thonnar a. a. O., S. 64 ff.
36) Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas I, S. 134. 217.
37) Schurtz, Afr. Gewerbe, S. 21.
38) Sibree, Madagaskar, S. 255 f.

Holzfällen, Düngerfahren, Pflügen, sowie unter den Frauen beim Spinnen und selbst beim Scheuern des Hauses. In Deutschland hat sie sich ziemlich allgemein auf dem Lande beim Hausbau und stellenweise noch bei landwirtschaftlichen Nebenarbeiten (Flachsreffen, Bohnenschneiden, Schafwaschen) erhalten. Sie ist, wie leicht zu erkennen, ein Auskunftsmittel der geschlossenen Hauswirtschaft und tritt darum mit dem Aufkommen und Fortschreiten des unternehmungsweisen Betriebs immer mehr zurück.

In den meisten Fällen, wo früher Bittarbeit gebräuchlich war, wird auch heute noch der größere Landwirt eine Mehrzahl von Arbeitern verwenden, wenn er nicht durch Maschinen die nötige Beschleunigung der Arbeit erzielen kann. Eine eigentümliche Bedeutung erlangt für ihn die Arbeitshäufung in den Anfangsstadien eines Produktionsprozesses, wenn die Endstadien bei gleichzeitiger Vornahme billiger zu stehen kommen. Eine Wiese könnte vielleicht von e i n e m Arbeiter in drei Tagen gemäht werden. Dennoch wird der Besitzer womöglich sechs oder mehr Mäher anstellen, welche die Arbeit in einem Vormittage erledigen, weil das Gras gleichmäßig dörren und das Heu zusammen eingefahren werden soll. Öfteres Fahren würde die Kosten der Produktion erhöhen.

Aber auch wo derartige Gründe nicht vorliegen, wird der Landwirt, dessen Grundstücke mit andern im Gemenge liegen, immer lieber mit seiner ganzen Arbeitsmannschaft ein Grundstück nach dem andern vornehmen, als daß er sie auf verschiedene Grundstücke verteilt. Es arbeitet sich besser und rascher in der Gesellschaft, als in der Vereinzelung; keiner will hinter den übrigen zurückbleiben, und an und für sich hebt es die Stimmung, wenn man den Erfolg rasch wachsen sieht, während eine Arbeit, bei der kein Fortschritt zu erkennen und kein Ende abzusehen ist, immer entmutigt. So werden die sechs Mäher des vorgenannten Beispiels mit mittlerem Fleiße die Wiese nicht in einem Sechstel der Zeit erledigen, welche der einzelne Mäher bei

mittlerem Fleiße gebraucht haben würde, sondern in kürzerer Frist. Bei großen Betrieben, in welchen der Herr nicht selbst mitarbeitet, kommt hinzu, daß mit der Zerstreuung der Arbeiter die Kosten der Beaufsichtigung für die Flächeneinheit größer werden.[39])

Die Arbeitshäufung gehört fast ausschließlich dem Gebiete der wenig qualifizierten Arbeiten an, welche mit einfachen, von Hand bewegten Werkzeugen oder auch ganz ohne Werkzeuge verrichtet werden. In Zeiten unentwickelter Technik findet sie sich darum in größter Ausdehnung,[40]) um mit der Vervollkommnung der Arbeitsinstrumente mehr zurückzutreten. Immerhin bleibt ihr noch ein ansehnlicher Spielraum; das großartigste Beispiel von Arbeitshäufung bieten zu allen Zeiten die Kriegsheere.

Beim Zusammenarbeiten einer größeren Menschenzahl sind zwei Fälle möglich. Im ersten bleiben die einzelnen Arbeiter bei ihren Verrichtungen in den Zeitmomenten der Kraftaufbietung unabhängig von einander, und ihr Zu-

39) Schon der alte A. Thaer gibt in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft", 4. Aufl. Berlin 1847, I, S. 112 f. folgende Regeln: „Von großen Arbeiten sind nie viele auf einmal vorzunehmen, am wenigsten auf sehr entfernten Plätzen. So viel möglich, muß man eine nach der andern, und jede mit aller Kraft angreifen und zu vollenden suchen, teils der Aufsicht wegen, teils weil ein gewisser Wetteifer unter den Arbeitern erweckt werden kann, wenn deren viele unter Aufsicht bei einander sind; wogegen sie bei einer großen Arbeit, wenn ihrer wenige dazu verwandt werden, über die Weitläufigkeit fast erschrecken, bei dem geringen Fortschritte, welchen sie macht, selbst mutlos werden und auch wohl glauben, daß man des großen Umfangs wegen doch nicht bemerken werde, ob sie von der Stelle gekommen seien. Bei solchen groben Arbeiten ist immer ein Mensch oder ein Gespann zu viel besser, als eins zu wenig. — Bei kleinern Arbeiten muß man sich dagegen hüten, daß man nicht mehrere anstelle, als dabei nötig sind. Sie stehen sich sonst leicht im Wege, verlassen sich einer auf den andern und glauben leicht, daß man ihre Arbeit selbst größer anschlage, als sie wirklich ist." Ähnlich H. Settegast, Die Landwirtschaft und ihr Betrieb, I, S. 313. III, S. 138.

40) So namentlich bei den alten Ägyptern, Assyrern, Babyloniern, Japanern, Chinesen. Vgl. „Arbeit und Rhythmus", S. 425 ff.

sammenwirken erfolgt nur zu dem Zwecke einer rascheren Erledigung des Pensums. Wir wollen diesen Fall als einfache Arbeitshäufung bezeichnen. Beispiele bieten: mehrere Maurer an einem Neubau, eine Reihe Pflasterer auf der Straße, eine Gruppe Schneeschaufler oder Erdarbeiter, eine Zeile Schnitter oder Rübenhacker; Zwischenform: eine Schar afrikanischer Träger, die im Gänsemarsche hintereinander gehen, die Treiber bei einer Jagd, mehrere Pflüger auf einem Ackerfelde.

Im zweiten Falle erfolgen die Bewegungen der einzelnen Arbeiter nicht unabhängig von einander, sondern entweder alle zu gleicher Zeit oder abwechselnd in gleichen Zeitabständen — immer also in taktmäßiger Weise. Wir wollen diese Art der Arbeitshäufung Arbeitsverkettung nennen, weil sie sozusagen jeden einzelnen Beteiligten in der Zeitfolge seiner Bewegungen an seinen Nachbar bindet und alle vermittelst des Taktes zu einer gegliederten Einheit, gleichsam zu einem automatisch wirkenden Arbeitskörper zusammenfaßt. Alle hierher gehörigen Arbeiten müssen, wenn sie längere Zeit fortgesetzt werden, rhythmischen Verlauf annehmen. Es gibt natürlich auch solche, welche mit einer einmaligen Kraftaufbietung vollendet sind, z. B. das Heben einer Last durch Mehrere auf Zählkommando, das Umreißen eines Baumstammes an einem Seile.

Die rhythmisch verlaufenden Arbeiten dieser Art lassen sich wieder, je nachdem die Bewegungen der Einzelnen gleichzeitig oder wechselweise erfolgen, in Gleichtakt-Arbeiten und Wechseltakt-Arbeiten einteilen.[41])

Gleichtakt-Arbeiten verrichten z. B. die beiden Ruderreihen auf einem Ruderschiff, die Schiffleute beim Aufwinden des Ankers, dem Hissen der Segel, dem Treideln eines Fahrzeuges gegen den Strom, die Zimmer-

41) Genaueres findet man in meiner öfter genannten Schrift „Arbeit und Rhythmus“, auf die auch für das Folgende, ein für allemal, verwiesen sein mag.

leute, welche vermittelst der Zugramme bei Fundamentierungsarbeiten große Pfähle in den Boden eintreiben, die Faßzieher, wie überhaupt alle Arbeitergruppen, welche durch gemeinsames Ziehen an einem Seile eine Last bewegen müssen, die 2, 4, 6 oder 8 Träger einer Bahre oder Sänfte, die Soldaten auf dem Marsche. Sehr häufig wird das Takthalten bei der Arbeit durch einfaches Zählen oder durch einen Chorgesang der Arbeiter oder durch den Ton eines Instruments, besonders der Trommel, unterstützt.

Wechseltakt-Arbeiter sind: drei Steinsetzer, welche im Takt mit ihren Handrammen die Pflastersteine feststoßen, drei oder vier Drescher auf der Tenne, zwei Schmiede beim Zuschlagen, zwei Zimmerleute an der Sägegrube oder beim Behauen eines Stammes, zwei Mägde beim Bläuen der Wäsche oder beim Teppichklopfen.

Bei den im Gleichtakt zu vollziehenden Arbeiten handelt es sich darum, eine Gesamtleistung, welche die Kraft eines Einzelnen bei weitem übersteigt, mit einer Mindestzahl von Arbeitern dadurch zu bewältigen, daß alle Mitarbeitenden veranlaßt werden, die höchste Kraftaufbietung auf den gleichen Zeitpunkt zu verlegen.

Bei den Arbeiten im Wechseltakt liegen gewöhnlich Aufgaben vor, welche an sich von einem Einzelnen vollzogen werden könnten. In der Regel sind es schwere Arbeiten, bei welchen die einzelnen Bewegungen (z. B. Heben und Senken der Arme beim Schlagen mit dem Dreschflegel) längere Zeit bedürfen. Der einzelne Arbeiter ist hier immer in Versuchung, nach jedem Schlage oder Stoße sich eine kleine Ruhepause zu gönnen, und verliert dadurch das Gleichmaß der Bewegungen. Die Schläge oder Stöße folgen in verschiedenem Stärkeverhältnis und in ungleichen Zeitfristen aufeinander, und die Arbeit wirkt dadurch bedeutend ermüdender. Wird ein zweiter oder dritter Arbeiter hinzugezogen, so regulieren sich die Bewegungen jedes Einzelnen nach dem Taktschall, den die Arbeitsinstrumente beim Aufschlagen auf den zu bearbeitenden Stoff

ergeben. Es wird ein kürzerer Takt erzielt, dessen Festhalten kaum Schwierigkeiten bietet. Jeder Arbeiter bleibt zwar für sich selbständig, muß aber seine Bewegungen gleichmäßig nach denen seiner Genossen einrichten. Es handelt sich also nicht darum, daß die Größe der Arbeitsaufgabe eine Verdoppelung oder Verdreifachung der Kräfte erfordert, sondern darum, daß die Einzelkraft einen bestimmten Rhythmus der Bewegung nicht festzuhalten imstande ist.

Allerdings scheint die Aufbietung eines zweiten oder dritten Arbeiters an sich die Kraftwirkung des Einzelnen nur verdoppeln oder verdreifachen zu können; dennoch hat auch diese Art der Arbeitsverkettung eine Steigerung der Produktivität zur Folge, indem sie die Kraftausgabe und die Ruhepausen für jeden gleichmäßig regelt und darum allen eine längere Fortsetzung der Arbeit gestattet. Der Einzelne läßt die Hände sinken, wenn er müde wird oder verlangsamt doch das Tempo seiner Bewegungen. Der kurze Takt der Arbeit ermuntert; ihre Gemeinsamkeit regt zum Wetteifer an; keiner will an Ausdauer hinter dem andern zurückstehen.

Noch deutlicher tritt dieser Zwang für den schwächeren Arbeiter, es dem stärkeren gleichzutun, bei einigen Arbeiten von freierem Rhythmus hervor, bei welchen die Verkettung in der Weise bewerkstelligt wird, daß die Arbeiter reihenweise gruppiert sind, und daß das Fortschreiten der Arbeit des einen von der Tätigkeit des andern abhängig ist. In einer Reihe von Mähern, welche auf der Wiese stehen, muß jeder Einzelne gleichmäßig sein Pensum bewältigen, wenn er seinen Nachmann nicht aufhalten oder fürchten will, von dessen Sense getroffen zu werden. In einer Kette von Handlangern, welche einander die Ziegelsteine für einen Bau zureichen oder -werfen, muß jeder folgende gleich rasch abnehmen, wenn er nicht die ganze Arbeit ins Stocken bringen will.

Dieses gegenseitige Anpassen der Arbeiter an einander,

das allen Arten der Arbeitsverkettung eigentümlich ist, wird somit zu einem disziplinierenden Element von der allergrößten Bedeutung, insbesondere für unqualifizierte Tätigkeiten, wie sie auf primitiven Stufen der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung überwiegen. Ja es kann geradezu als Zwangsmittel zur Beschleunigung des Werkes auch in Fällen der Arbeitshäufung angeordnet werden, die an sich eine derartige Bindung der Bewegungen nicht erfordern. Dazu bedarf es dann künstlicher Taktierung (durch Zählen, Gesang, Musikbegleitung), mit deren Hilfe die einfache Arbeitshäufung in die Arbeitsverkettung umgewandelt wird. So bei der Sklavenarbeit, die aus bekannten Gründen truppweise erfolgen muß, bei den Fronden und den öffentlichen Arbeiten der Naturvölker.

In Kamerun „ließ der Häuptling Ngilla, ein bekannter mohammedanischer Sklavenjäger, seine Leute in Abteilungen von je 100 Mann nach dem Takte der nachfolgenden Musik den Boden behacken. Hinter diesen Arbeitern marschierten ebenfalls im Takt die Säeleute, aus einem umgehängten Sack Samen streuend".[42]) Die Bassutos versammeln sich alljährlich, um die Felder, welche für den persönlichen Unterhalt ihres Häuptlings und seiner Hauptfrau bestimmt sind, umzugraben und zu säen. „Es ist ein merkwürdiger Anblick", schreibt Casalis,[43]) „wenn bei dieser Gelegenheit Hunderte von Schwarzen in schnurgerader Linie ihre Hacken mit vollkommener Regelmäßigkeit zugleich heben und senken. Die Luft erschallt von Gesängen, welche die Arbeiter unterstützen und sie befähigen sollen, Takt zu halten. Der Häuptling macht

42) Meinecke, Die deutschen Kolonien in Wort und Bild, S. 35, mit Abbildung.

43) Les Bassoutos, p. 171, dazu die Illustration. Letztere auch bei G. Gerland, Atlas der Ethnographie (Leipzig 1876), Taf. 22 Nr. 25. Ähnliches berichten K. Endemann von den Sotho-Negern in der Ztschr. f. Ethnol. VI, S. 26 und 30, Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas I, S. 216 von den Galla in Harar und Schadenberg über die Bagobos in Süd-Mindanao, daselbst XVII, S. 19 f.

sich's gewöhnlich zur Pflicht, dabei gegenwärtig zu sein und sorgt dafür, daß einige fette Ochsen für die Arbeiter geschlachtet und zubereitet werden. Alle Klassen wenden das gleiche Verfahren an, um ihre Arbeiten zu erleichtern und zu beschleunigen; nur beruht es bei den gewöhnlichen Leuten auf Gegenseitigkeit."

Das letzte Beispiel zeigt sehr deutlich den Übergang von der Bittarbeit zur Fronarbeit. Ähnliches finden wir im Sudan, wo insbesondere der Bau und die Ausbesserung der Stadtmauern regelmäßig unter Musikbegleitung vor sich geht, ferner bei den Malaien und den Chinesen, die seit alter Zeit die staatlichen Frondienste durch den Schall der Trommel regulierten. Auch in Europa ist dieses Mittel nicht unversucht geblieben. In den Ostseeprovinzen ließen noch im XVIII. Jahrhundert die Gutsbesitzer ihre Leibeigenen bei der Ernte nach dem Takte des Dudelsacks arbeiten. In unseren Kulturstaaten finden wir diese durch künstliche Mittel unterstützte Art der Arbeitsverkettung bei den taktischen Bewegungen des Heeres, wo es immer darauf ankommt, eine Vielheit von Menschen zur vollkommenen Einheit der Kraftentfaltung zu erziehen und wo jedes Verfehlen des Tempos durch einen Einzelnen die Gesamtwirkung beeinträchtigt.

3. Wir kommen zur letzten Art der Arbeitsgemeinschaft, die wir Arbeitsverbindung benennen wollen. Gewisse Produktionsaufgaben bedingen zu ihrer Lösung das gleichzeitige Zusammenwirken verschiedenartiger Arbeiten. Diese Arbeiten ergänzen einander (komplementäre Arbeiten), und da sie unmöglich von einem Arbeiter verrichtet werden können, so müssen mehrere ungleichartige Arbeiter zu einer in sich gegliederten untrennbaren Gruppe zusammengefaßt werden. Eine solche Gruppe heißt bei der Waldarbeit in Bayern und Österreich eine Paß,[44]) anderwärts eine Rotte, Truppe, Bande.

44) Vgl. Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, S. 409. Settegast

Beispiele sind in der Urproduktion ziemlich häufig. So bilden beim Einfahren von Heu oder Getreide Lader, Aufreicher und Nachrecher, beim Binden der Binder und die Zuträgerin zusammengehörige Gruppen; beim Mähen des Kornes bedarf es einer zweiten Person zum Abraffen, beim Kartoffelausgraben zum Nachlesen. Aus der Industrie sind zu nennen: der Schmied und der Blasbalgzieher, der Seiler und der Raddreher, Maurer und Handlanger, Pflastersetzer und Rammer; aus anderen Gebieten: Koch und Bratspießdreher, Weinschenk, Kellner und Hausknecht, bei der Straßenbahn Wagenführer und Schaffner, bei der Kahnfahrt Ruderer und Steuermann, ferner Jäger und Treiber, Balgtreter und Orgelspieler, Trommler und Pfeifer, eine Schauspieltruppe, eine Musikbande. Die Liste ließe sich noch sehr lange fortsetzen.

In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um Verrichtungen, die durch Arbeitsteilung entstanden und dann vereinigt worden sind, sondern um ganz verschiedenartige Tätigkeiten, von denen keine je für sich bestehen konnte und die darum immer mit einander ins Leben getreten sind. Diese Arbeiten sind in ihrem Fortschreiten von einander abhängig, unterstützen einander, bilden erst zusammen ein Ganzes. Demgemäß haben sich die beteiligten Arbeiter einander anzupassen; einer muß dem andern in die Hände arbeiten und kann ohne diesen überhaupt nichts leisten. Seine Arbeit wäre für sich allein einfach unwirksam.

In der Regel wird sich bei solchen Arbeitsverbindungen eine Tätigkeit als die leitende oder beherrschende bezeichnen lassen, während die andere untergeordnet ist und dient. Demzufolge wird auch das persönliche Verhältnis zwischen den beteiligten Arbeitern sich oft zu einem Verhältnis der Abhängigkeit gestalten. Ist der leitende Ar-

---

a. a. O. nennt eine solche Gruppe von Landarbeitern einen Pasch. Der Ursprung der Wörter ist dunkel. — Man vergleiche das ital. squadra, das französ. escouade, engl. squad, gang, set.

beiter selbständig, so wird der technisch abhängige Arbeiter im Lohnverhältnis stehen. Ist die Arbeitsverbindung irgend einer Unternehmung eingefügt, so pflegt die Gesamtleistung mit einem gemeinsamen Lohnsatz ausgestattet zu werden (Gruppen-Akkord, collective piece work), z. B. für den Zigarrenmacher und die Wickelmacherin, den Glasbläser und Abträger. Die Einrichtung bietet dann ein Mittel, das Stücklohnsystem auch da anzuwenden, wo die Leistung eines Arbeiters sich von derjenigen eines oder mehrerer anderer nicht trennen läßt, schlägt aber meistens zum Nachteil derjenigen aus, welche die untergeordnete Arbeit verrichten.[45])

Im ganzen gehört auch diese Form der Arbeitsgemeinschaft der Stufe unentwickelter Werkzeugtechnik an. Bei fortschreitender Entwicklung sucht man die untergeordnete Arbeit durch Tier- oder Maschinenkraft zu ersetzen. Das bekannteste Beispiel bietet der Pflug, der ehemals von Menschen gezogen wurde, später von Ochsen, wobei aber die Arbeitsverbindung noch eine Zeit lang in der Weise fortdauerte, daß neben dem Pflüger noch ein oder mehrere Treiber nötig waren, bis eine vollkommenere Konstruktion des Pfluges sie überflüssig machte.[46])

Zum Schlusse ist nochmals zu betonen: das gesamte

---

45) Vgl. Schloss, Methods of industrial remuneration p. 61 ff.

46) Interessante Modifikationen des Systems der Arbeitsverbindung ergeben sich da, wo wertvollere Arbeitsinstrumente nötig sind und nur einer der Teilnehmer sie besitzt, während die andern bloß ihre Arbeitskraft beibringen. So besonders beim Fischfang im nördlichen Rußland und wieder bei der Pflugarbeit, wo das Zusammenspannen von 6—8 und mehr Tieren durch die Schwere des Ackerbodens geboten war. Beispiele aus Wales, Irland und Schottland bei Seebohm, Die englische Dorfgemeinde (übersetzt von Th. v. Bunsen), S. 81 ff. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten 2c. I, S. 212 ff. II, S. 129 f. Ganz ähnliches über die Bogos im abessinischen Bergland bei Post, Afrik. Jurisprudenz II, S. 184 f., über die Armenier bei Tarajanz a. a. O., S. 12 f., über die Georgier bei Gogitschayschwili a. a. O., S. 24, über die Montenegriner bei Popović, Recht und Gericht in Montenegro § 79.

Wirkungsgebiet der Arbeitsgemeinschaft gehört, wie dasjenige der Arbeitsvereinigung, vorzugsweise dem Bereiche und den Perioden kapitalloser und kapitalarmer Wirtschaft an. Sie sind Auskunftsmittel der wirtschaftlich Schwachen. Als solche aber haben sie ihre große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung gehabt, indem sie die Menschen zu geordneter Zeiteinteilung und Zeitersparung, zur Unterordnung unter einen Gesamtzweck, zu regelmäßiger und intensiver Arbeit erzogen. Ursprünglich allein auf der Sitte beruhend, geben sie im Laufe der Zeit mit Anlaß zur Entstehung rechtlicher Zwangsverhältnisse wie der Sklaverei und Leibeigenschaft.

Dauernde Organisationen haben sonst die Prinzipien der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft wenig geschaffen, wohl aber dauernde Werke. Man muß die Pyramiden und Steindenkmäler des Nillandes, die Ruinen der mesopotamischen Riesenstädte, die Bauwerke der altamerikanischen Kulturvölker betrachten, wenn man wissen will, was die Menschen auch ohne die Kenntnis des Eisens, ohne Zugtiere und ohne die einfachsten mechanischen Behelfe, wie Hebel, Schraube, Flaschenzug, zu leisten imstande sind, wenn sie durch einen mächtigen Willen zur Arbeitsgemeinschaft verbunden werden.

Und auch für die Wissenschaft dürften die beiden hier besprochenen Erscheinungen nun, da sie begrifflich festgelegt sind, sich bei unbefangener Prüfung als nicht ganz unnütze Bausteine erweisen. Die Lehre von der Arbeit bedarf noch recht sehr des weiteren Ausbaues. Eine Verfolgung der Gesichtspunkte, welche hier meist nur angedeutet werden konnten, dürfte leicht ergeben, daß auf diesem Boden noch manches zu gewinnen ist. Schon jetzt leuchtet durch, daß bei der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft doch feinere psychische Momente mitwirken, als bei der seither fast allein beachteten Arbeitsteilung. Sie alle aufzuspüren vermag freilich nur der denkende, sich selbst beobachtende Arbeiter.

VIII.

Die Arbeitsteilung.

In den meisten Wissenschaften gibt es heutzutage populäre Wahrheiten. In der Regel handelt es sich dabei um Lehrsätze von allgemeiner Bedeutung, denen gleich bei ihrer Entstehung von ihren Urhebern eine solche äußere und innere Vollendung gegeben worden ist, daß sie als gesicherte Errungenschaft menschlicher Erkenntnis dem Schatze unseres Wissens gleichsam unverrückbar und unverlierbar hinzugefügt werden zu dürfen schienen. Mit oft überraschender Schnelligkeit gehen solche Sätze in den allgemeinen Gedankeninhalt der Gebildeten über. Das handliche Gepräge, das ihnen von Anfang an eigen ist, macht sie zu Münzen des geistigen Verkehrs, die weit über das Wissensgebiet hinaus Kurs erlangen, für das sie ursprünglich geprägt worden sind. Und dieser Übergang in den Wissens- und Sprachschatz der gebildeten Welt dient auf der anderen Seite wieder dazu, ihre Geltung innerhalb des engeren Forschungsgebietes, dem sie entstammen, zu befestigen. Ist die Erkenntnis auf diesem Gebiete in rascher Entwicklung begriffen, so ereignet es sich dann wohl, daß jene populär gewordenen Sätze unangetastet bestehen bleiben, während das ganze übrige Lehrgebäude dem Abbruch und Neubau unterliegt; sie sind wie unorganische Körper, die von einem in üppigem Wachstum begriffenen Organismus überwallt und eingekapselt werden.

Ähnlich verhält es sich, wenn ich mich nicht täusche, auch mit der nationalökonomischen Lehre von der Arbeitsteilung. In ihrer jetzigen Gestalt geht sie auf Adam Smith zurück, und zu ihrer Ausbreitung hat gewiß auch

der äußere Umstand beigetragen, daß sie im ersten Kapitel des ersten Buches seines klassischen Werkes steht, wo sie auch der großen Schar derjenigen nicht entgehen konnte, welche die Bücher bloß „anlesen". Adam Smith ist freilich nicht der Urheber jener Lehre. Er entlehnt sie in wesentlichen Punkten dem Essay on the history of civil society seines Landsmannes Adam Ferguson, welcher 1767 erschienen war. Allein in der anmutigen Form, in welcher Smith sie vortrug, ist die Lehre von allen späteren übernommen worden; sie ist in dieser Form auch in andere Wissenschaften übergegangen und in ihr jedem Gebildeten geläufig geworden.

Ich darf also darauf rechnen, mich in einem Vielen gewohnten Gedankenkreise zu bewegen, wenn ich versuche, die nationalökonomische Lehre von der Arbeitsteilung einer kritischen Prüfung zu unterwerfen, und wenn ich an diese Prüfung anschließe die Anwendung, welche diese Lehre ganz neuerdings auf soziologischem Gebiete gefunden hat. Denn diese letztere Anwendung bezeichnet zugleich einen der wenigen Versuche, welche die wissenschaftliche Nationalökonomie gemacht hat, in diesem Kapital über Adam Smith hinauszugehen. Im übrigen hat man sich darauf beschränkt, die Smithsche Lehre in Nebenpunkten zu korrigieren, sie dogmengeschichtlich in die Vergangenheit bis zu den alten Griechen zurückzuverfolgen, die Erläuterungsbeispiele den technischen Fortschritten der Gegenwart anzupassen, und neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten der Arbeitsteilung hervorzuheben. Im ganzen aber gilt von der Lehre von der Arbeitsteilung, was ich vorhin allgemein von populär gewordenen wissenschaftlichen Lehrsätzen gesagt habe: sie ist unangetastet geblieben, während ringsum an dem Gebäude der ökonomischen Theorie eifrig um- und weitergebaut worden ist. Noch vor kurzem hat ein angesehener volkswirtschaftlicher Schriftsteller in einem kritischen Überblick über die Entwicklung der Nationalökonomie seit Adam Smith die Behauptung drucken lassen,

der Gegenstand sei erschöpft; man könne von ihm nur kurz wiederholen, was andere bereits gesagt hätten.[1])

Unter diesen Umständen wird es genügen, wenn ich meine Erörterungen unmittelbar an die Darstellung des berühmten Schotten anknüpfe. Ich werde sie aber nicht auf das ganze Gebiet ausdehnen, sondern nur die beiden Fragen zu beantworten suchen: was ist Arbeitsteilung? und wie wirkt sie in der Wirtschaft?

Was die Arbeitsteilung sei, wird von Adam Smith nirgends gesagt. Er erläutert den Vorgang, den er mit diesem Namen bezeichnet, nur an einzelnen Beispielen und leitet aus ihnen direkt den Satz ab, den man als das „Gesetz" der Arbeitsteilung bezeichnet hat, und den man kurz in die Worte zusammenfassen kann, daß in jedem Gewerbe die Produktivität der Arbeit proportional der Ausdehnung der Arbeitsteilung wächst.[2])

Jene Beispiele aber bezeichnen, wenn man sie näher ansieht, durchaus nicht die gleichen ökonomischen Vorgänge.

Da ist zuerst die berühmte Darstellung der Stecknadelmanufaktur. Smith stellt hier den gewöhnlichen Arbeiter, der auf diesen speziellen Produktionszweig nicht besonders eingeübt ist und bei höchstem Fleiße in einem ganzen Tag vielleicht kaum eine, sicher aber nicht zwanzig Stecknadeln anfertigen könnte, der Fabrik gegenüber, in welcher eine größere Zahl von Arbeitern das gleiche Fabrikat in geteilter Arbeit herstellt. „Der Eine zieht den Draht aus, der Andre streckt ihn, ein Dritter schneidet ihn, ein Vierter spitzt ihn, ein Fünfter schleift das obere Ende für die Aufnahme des Knopfes zu; die Anfertigung des Knopfes erfordert wieder zwei besondere Verrichtungen" usw. So

1) Block, Le progrès de la science économique depuis Adam Smith, Paris 1890, I, S. 533.

2) Diese scharfe Formulierung ergibt sich aus folgenden Worten des ersten Kapitels: The division of labor, so far as it can be introduced, occasions, in every art, a proportionable increase of the productive powers of labor.

ergeben sich bis zur Vollendung der Nadel achtzehn verschiedene Handgriffe, von denen jeder einem besonderen Arbeiter übertragen werden kann. Smith findet, daß in einer so zusammenwirkenden Arbeitergruppe die Leistung jedes Einzelnen gegenüber derjenigen des allein das ganze Produkt herstellenden Arbeiters sich verhundertfacht, ja vertausendfacht.

Dieses Beispiel ist bis zum Überdruß wiederholt worden: es ist zum klassischen Paradigma der Arbeitsteilung überhaupt geworden, und die meisten vermögen sie sich nur unter diesem einen Bilde vorzustellen, dem Bilde einer Fabrik, in welcher die zur Herstellung des Fabrikats nötige Gesamtarbeit in möglichst viele einfache Verrichtungen zerlegt ist, die gleichzeitig von verschiedenen Personen in derselben Wirtschaft vorgenommen werden.[3])

Aber Adam Smith hat sich auf dieses Beispiel nicht beschränkt. Er nennt es auch Arbeitsteilung, wenn in einem Lande ein Produkt von der Gewinnung des Rohstoffes bis zur Genußreife verschiedene Wirtschaften durchlaufen muß, wie z. B. die Wolle die Wirtschaften des Schafzüchters, des Spinners, des Webers, des Färbers. In einem roheren Zustande der Gesellschaft sei dies alles die Arbeit eines Einzigen; in einem vorgeschritteneren Lande dagegen sei der Landwirt gewöhnlich nichts als Landwirt, der Fabrikant nichts als Fabrikant, und auch die Arbeit, welche zur Hervorbringung eines vollendeten Fabrikats notwendig sei, finde sich fast immer unter eine große Zahl von Händen geteilt.

Smith macht zwischen beiden Arten der Arbeitsteilung keinen Unterschied und schreibt beiden die gleichen Wirkun-

---

3) Helmolt, De laboris divisione, 1840 (Utrechter Doktordissertation), S. 38 f. definiert Arbeitsteilung: ubi plures operarii simul opus quoddam conficiunt, singuli vero continue eadem operis parte sunt occupati, ut, si aliquid perfecerint, eandem rem de novo aggrediantur. Und doch hatte schon Ferguson sein Kapitel über die Arbeitsteilung überschrieben: On the separation of arts and professions.

gen zu. Aber es bedarf keines langen Nachdenkens, um zu erkennen, daß wir es mit verschiedenartigen Vorgängen zu tun haben. Im Falle der Erzeugung von Wollentuch zerfällt ein ganzer Produktionsprozeß in verschiedene Abschnitte; jeder Produktionsabschnitt wird zu einem selbständigen Wirtschaftsorganismus, und ein Gut, das zu seiner Vollendung gelangen soll, muß von der Entstehung des Rohstoffs ab auf dem Wege des entgeltlichen Besitzwechsels eine Reihe von Wirtschaften durchlaufen, ehe es zum Gebrauche bereit gestellt werden kann. In dem Falle der Stecknadelmanufaktur dagegen bildet den Gegenstand der Teilung nicht ein ganzer Produktionsprozeß, sondern ein einzelner Produktionsabschnitt. Denn ihr Rohstoff, der Draht, ist bereits ein ziemlich vorgeschrittenes Halbfabrikat. Das Ergebnis der Teilung ist nicht eine Reihe neuer Wirtschaften, sondern eine Kette unselbständiger Arbeitsverrichtungen, die zu ihrer Vollziehung unter unseren Verhältnissen die Existenz von Lohnarbeitern bedingen, welche durch einen Unternehmer zusammengehalten werden. Das Produkt durchläuft zwar eine größere Zahl von Händen, als vorher, bis zu seiner Vollendung; aber es wechselt nicht den Eigentümer.

Zwei so durchaus verschiedene wirtschaftliche Vorgänge erfordern auch verschiedene Namen. Wir wollen die Teilung eines ganzen Produktionsprozesses in mehrere wirtschaftlich selbständige Abschnitte als *Produktionsteilung* bezeichnen, während wir die Auflösung eines Produktionsabschnittes in einfache, für sich nicht selbständige Arbeitselemente *Arbeitszerlegung* nennen.

Endlich führt Adam Smith noch ein drittes Beispiel an, das weder Produktionsteilung noch Arbeitszerlegung ist. Er stellt drei Schmiede einander gegenüber: einen gewöhnlichen Grobschmied, der wohl den Hammer führen kann, aber nicht gewohnt ist, Nägel zu machen, einen andern Schmied, der wohl Nägel machen kann, dies aber nicht zu seiner einzigen oder hauptsächlichen Beschäftigung macht,

und endlich einen Nagelschmied, der nie etwas anderes gemacht hat als Nägel. Er findet, daß, wenn alle drei eine bestimmte Zeit Nägel machen, die Arbeitsleistung in dem Maße wächst, als sich der Arbeiter auf die Herstellung dieses einen Produkts beschränkt, und eben diese Beschränkung auf die ausschließliche Erzeugung einer einzelnen Güterspezies nennt er Arbeitsteilung.

Man wird nicht sofort die Berechtigung dieser Benennung einsehen. Was ist denn hier geteilt worden? und wo sind die Teile?

Offenbar denkt sich Smith als den Gegenstand der Teilung die volle Berufsarbeit eines Schmiedes, der nach alter Art ebensowohl Hufeisen, Pflugscharen, Radreifen als auch Äxte, Spaten und Nägel anfertigt. Aus diesem umfänglichen Produktionsgebiete wird eine Art von Produkten ausgeschieden und ihre Erzeugung von einem besonderen Arbeiter übernommen, eben dem Nagelschmied, während der Rest auch fernerhin der Arbeit des Schmiedes verbleibt. Die Produkte, welche seither sämtlich in dem einen Betriebe des Schmiedes erzeugt worden sind, werden künftig in zwei verschiedenen Betrieben hergestellt. Aus einem Gewerbe sind zwei geworden, und jedes bildet für einen Menschen eine besondere Lebensaufgabe, einen Beruf.

Es ist klar, daß es sich in diesem Falle weder um die Zerschneidung eines größeren Produktionsprozesses in verschiedene Abschnitte handelt, noch um die Zerlegung eines Produktionsabschnittes in seine einfachsten Arbeitselemente. Denn, wie Smith selbst hervorhebt, das Arbeitsverfahren ist beim Nagelschmied kein kürzeres und kein weniger umständliches als beim Schmied: jeder bewegt selbst den Blasebalg, schürt das Feuer, glüht das Eisen und schmiedet das Produkt aus. Nur das eine hat sich geändert, daß jeder dieses Verfahren auf eine geringere Zahl von Güterspezies anwendet. Die erzeugten Güter selbst aber durchlaufen jedes für sich unter dem System der geteilten Arbeit nicht mehr Hände als vorher. Wir

wollen diese dritte Art von Arbeitsteilung als S p e z i a l i s a t i o n oder B e r u f s s p a l t u n g bezeichnen.

Wie sich die Spezialisation von der Arbeitszerlegung unterscheidet, ist leicht einzusehen. Jene ist Verteilung der gesamten Produktionsaufgabe auf verschiedene Wirtschaften; diese vollzieht sich innerhalb einer einzelnen Unternehmung. Schwieriger vielleicht ist es auf den ersten Anschein hin, Produktionsteilung und Spezialisation auseinanderzuhalten. Bei der Produktionsteilung werden sozusagen Querschnitte durch einen längeren Produktionsprozeß gezogen, bei der Spezialisation wird ein beruflich geschlossenes Arbeitsgebiet der Länge nach durchgespalten.

Um ein einfaches Beispiel vorzuführen, so erfolgt ursprünglich die Erzeugung lederner Gebrauchsgegenstände in einer einzigen Wirtschaft. Der sibirische Nomade, der südslavische Bauer gewinnen noch jetzt die Häute im eigenen Haushalt, gerben sie und machen daraus Fußbekleidung, Pferdegeschirr usw. In den westeuropäischen Ländern entstanden schon im frühen Mittelalter die Gewerbe des Gerbers und des Lederers. Die Lederartikel passierten nunmehr bis zur Vollendung drei Wirtschaften: diejenige des Häuteproduzenten, des Gerbers und des Lederers. Das war Produktionsteilung. Aus dem großen Gewerbe des Lederers spalten sich mit der Zeit die Spezialhandwerke des Schuhmachers, Sattlers, Riemers, Beutlers usw. ab, von denen jedes eine besondere Art von ledernen Gebrauchsgütern annähernd mit dem gleichen Arbeitsverfahren erzeugt. Das ist Spezialisation oder Berufsspaltung.

Bei der Produktionsteilung wird — um ein Bild zu gebrauchen — der ganze Strom der Gütererzeugung von Zeit zu Zeit durch Wehrbauten aufgestaut; bei der Spezialisation wird er in zahlreiche kleine Kanäle und Bächlein auseinandergeleitet.

Weiter geht Smith in seinen erläuternden Beispielen nicht, und auch wir wollen vorläufig hier Halt machen und uns die Frage vorlegen: was veranlaßte den „Vater

der Nationalökonomie", drei so verschiedenartige Vorgänge wie die Produktionsteilung, die Arbeitszerlegung und die Spezialisation unter dem *einen* Namen der Arbeitsteilung zusammenzufassen? Worin sind diese Vorgänge, deren tiefgreifende Verschiedenheiten wir nur kurz andeuten konnten, wesensgleich?

Offenbar haben jene drei verschiedenen Arten der Arbeitsteilung nur das Folgende mit einander gemein: alle drei sind *durch menschliche Willensakte herbeigeführte soziale Entwicklungsvorgänge, bei welchen eine wirtschaftliche Leistung von einer Person, der sie bis dahin oblag, auf mehrere Personen übertragen wird, dergestalt, daß jede der letzteren fürderhin nur einen differenten Teil der seitherigen Gesamtarbeit verrichtet.* Es wird sich demnach jede Arbeitsteilung darin zu erkennen geben, daß die Zahl der zur Erreichung eines bestimmten Wirtschaftszweckes notwendigen Arbeitskräfte wächst, und daß zugleich eine Differenzierung der Arbeit stattfindet. Die Wirtschaftsaufgaben werden vereinfacht; sie werden der Beschränktheit der menschlichen Fähigkeiten besser angepaßt, gleichsam individualisiert. Arbeitsteilung ist darum auch immer Arbeitsgliederung, Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit; ihr Ergebnis ist immer das Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte zu einem Ziele, das früher durch *eine* Kraft erreicht werden konnte.

Halten wir dies fest und durchmustern wir daraufhin den ganzen Erscheinungskreis der volkswirtschaftlichen Arbeitsverwendung, so wie diese sich historisch entwickelt hat und täglich weiter entwickelt, so erkennen wir bald, daß mit den typischen Beispielen des Adam Smith und den drei daraus von uns abgeleiteten Arten der Arbeitsteilung das Bereich der letzteren keineswegs erschöpft ist. Wir finden vielmehr noch einen vierten und einen fünften

Typus der Arbeitsteilung, von denen wir den einen als Berufsbildung, den andern als Arbeitsverschiebung bezeichnen wollen.

Was zunächst die **Berufsbildung** betrifft, so wäre diese eigentlich vor jeder anderen Art der Arbeitsteilung zu nennen gewesen. Denn sie steht an der Spitze jeder **volks**wirtschaftlichen Entwicklung. Zu ihrem Verständnis ist davon auszugehen, daß vor der Entstehung der Volkswirtschaft allgemein die Völker einen Zustand reiner Eigenwirtschaft durchmachen, in welchem jedes Haus durch die Arbeit seiner Angehörigen alles erzeugen muß, was es bedarf. Diese Arbeit kann unter den Hausgenossen nach Alter, Geschlecht und Körperkraft, sowie nach ihrer Stellung zum Hausvater mannigfach verteilt sein. Aber diese Arbeitsverteilung ist keine volkswirtschaftliche Arbeitsteilung; ihre Wirkungen bleiben auf die Einzelwirtschaft beschränkt und greifen nicht gliedbildend in andere Wirtschaften oder klassenbildend in die Gesellschaft über. Es gibt darum auf dieser Stufe wohl allerlei landwirtschaftliche und gewerbliche Technik; aber es gibt keine Landwirtschaft, kein Gewerbe, keinen Handel als besondere Erwerbszweige, keine Bauern, keine Industriellen, keine Kaufleute als soziale Berufsgruppen.

Dieser Zustand ändert sich, sobald einzelne Arbeiten aus dieser vielseitigen Wirtschaft sich aussondern und zum Gegenstand eines Berufes, zur Unterlage einer speziellen Erwerbstätigkeit werden. Vorbereitet wird dieser Fortschritt durch die Arbeitsverteilung der großen Sklaven- und Frönerwirtschaften, mit der wir uns im dritten Vortrag beschäftigt haben. Das Stück, welches sich aus dem Tätigkeitsgebiete der autonomen Hauswirtschaft ausscheidet und in einem besonderen Berufe verselbständigt, ist bald ein ganzer Produktionsprozeß, z. B. die Töpferei, bald ein einzelner Produktionsabschnitt, z. B. das Walken des Tuches, das Mahlen des Getreides,[4]) bald eine Art per-

[4]) In diesem Falle ist die Berufsbildung zugleich Produktionsteilung.

sönlicher Dienstleistung, z. B. das Heilen von Wunden. Am häufigsten aber wird durch die Berufsbildung der produktive Teil der häuslichen Wirtschaftsaufgaben geschmälert, und im Laufe der Jahrhunderte werden letztere immer mehr auf das konsumtive Gebiet zurückgedrängt. Auf der andern Seite entstehen die verschiedenen Produktionszweige und Gewerbe, die sich dann durch Spezialisation und Produktionsteilung ins Unendliche vervielfältigen.

Man würde irren, wenn man meinte, dieser Prozeß der Berufsbildung, der bei uns bereits im frühen Mittelalter beginnt, sei längst zum Abschluß gelangt. Noch immer bröckeln Teile der alten Hauswirtschaft ab, langsam auf dem Lande, schneller in den Städten, und jedes städtische Adreßbuch kann uns eine Reihe selbständiger Gewerbe aufweisen, welche erst im letzten Menschenalter durch Absplitterung früherer hauswirtschaftlicher Tätigkeiten entstanden sind.

Freilich wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß jede Entstehung neuer Berufe, die nicht Berufsspaltung oder Produktionsteilung ist, auf Teilung der Arbeit zwischen Haushalt und neuen Erwerbswirtschaften zurückzuführen sei. Eine Fahrradfabrik, eine Galvanisieranstalt, ein Elektrizitätswerk, eine Eisfabrik, ein photographisches Atelier sind Gewerbebetriebe, welche nicht der Arbeitsteilung, sondern dem Aufkommen ganz neuer Güterarten ihre Entstehung verdanken. Sie müssen darum von dieser Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Immerhin stehen auch sie im Banne der Arbeitsteilung, indem sie von Anfang an den von dieser bedingten Produktionsformen sich anbequemen.

Nur äußerlich verwandt mit diesem Vorgange ist die Erscheinung, welche wir vorhin als Arbeitsverschiebung bezeichnet haben. Sie tritt hervor bei der Erfindung neuer Maschinen und sonstiger stehender Hilfsmittel der Arbeit. Und zwar vollzieht sich hier die Arbeitsteilung in folgender Weise.

Wenn in einem Produktionszweige eine neuerfundene Maschine eingeführt wird, so tritt eine Veränderung der seitherigen Arbeitsorganisation ein. In der Regel übernimmt der Mechanismus nur einzelne Bewegungen, die bis dahin durch Menschenhand ausgeführt wurden, und in dem Betriebe, welcher die neue Maschine einstellt, mag sich zunächst nichts weiter ändern, als daß der Arbeiter, welcher vorher jene Muskelbewegungen ausführte, zur Bedienung der Maschine verwendet wird, die andere Muskelbewegungen von ihm fordert. So arbeitet z. B. nach Einführung der Nähmaschine der Arbeiter in der Schneiderwerkstätte mit Hand und Fuß, während er vorher bloß mit der Hand tätig war, und mit dieser auch in anderer Weise.

Aber um einen Rock zu produzieren, sind auch schon vorher weit mehr Personen tätig gewesen als der Schneider. Da sind zunächst die Produzenten der Stoffe, welche der Schneider verarbeitet: der Wollproduzent, der Spinner, der Weber, der Färber usw., dann die Verfertiger seiner Werkzeuge: der Nadelfabrikant, der Scherenschmied und viele andere. Alle diese Produzenten bleiben auch noch nach Einführung der Nähmaschine in Tätigkeit. Dazu kommt aber noch ein neuer: der Maschinenfabrikant, oder, da die Maschine auf dem Wege der Arbeitszerlegung hergestellt wird, gleich eine ganze Anzahl: der Maschinenschlosser, der Gießer, der Metalldrechsler, der Modellschreiner, der Monteur, der Lackierer u. s. f. Es ist, wenn wir den ganzen Produktionsprozeß ins Auge fassen, ein Teil der Gesamtarbeit aus einem späteren in ein früheres Stadium zurückgeschoben, die Schneiderarbeit ist teilweise aus der Schneiderwerkstätte in die Maschinenfabrik verlegt worden.

Der ganze Vorgang ist typisch und trägt unzweifelhaft die Züge der Arbeitsteilung. Wenn wir dafür den Ausdruck Arbeitsverschiebung anwenden, so muß er in örtlichem und zeitlichem Sinne verstanden werden.

Örtlich bedeutet die Arbeitsverschiebung die teilweise Verlegung einer Arbeitsleistung aus einer Produktionsstätte in eine andere; zeitlich ist sie Ersetzung unmittelbarer durch vorgetane Arbeit, Zurückschiebung eines Teiles der Arbeit, welche seither auf die Herstellung des Gebrauchsguts verwendet wurde, auf die Erzeugung des Produktionsmittels. Es ist dabei aber durchaus nicht notwendig, daß sich eine neue Wirtschaft (Unternehmung) bildet, in welcher berufsmäßig das neue Arbeitsinstrument hergestellt wird, wie denn im Falle der Nähmaschine sehr wohl eine bereits vorhandene Maschinenfabrik ihre Anfertigung übernehmen kann. Das Wesentliche ist, daß das neue Verfahren der Kleiderproduktion eine größere Zahl unter sich verschiedener Arbeitsverrichtungen enthält und demgemäß mehr Arbeitskräfte in Anspruch nimmt.

Wir haben nunmehr fünf verschiedene Arten volkswirtschaftlicher Vorgänge kennen gelernt, die unter den Begriff der Arbeitsteilung fallen und die sich noch täglich vor unsern Augen abspielen. Damit ist freilich über ihre relative Bedeutung in dem modernen Wirtschaftsleben noch sehr wenig gesagt. Denn das letztere ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses, und wer es mit dem Auge des Geschichtsforschers betrachtet, der findet überall Ältestes und Jüngstes neben einander: das erste mit bescheidener, das andre mit breit hervortretender Wirkungssphäre. Die Menschheit hat auf ihrem langen Entwicklungsgange von der isolierten zur sozialen Wirtschaft immer neue Weisen der Arbeitsorganisation gesucht und gefunden. Aber sie hat darum die alten nicht fallen gelassen und wird sie nicht fallen lassen, so lange sie ihre Rolle nicht vollständig ausgespielt haben. Denn auch in diesem Punkte waltet das große Gesetz der Wirtschaftlichkeit: es geht nichts verloren, das an irgend einer Stelle noch mit Nutzen Verwendung finden kann.

Das gilt auch von den verschiedenen Formen der Arbeitsteilung. Mögen auch Arbeitszerlegung und Arbeits-

verschiebung in der Gegenwart an Bedeutung die Spezialisation und Produktionsteilung überragen, mag die Berufsbildung als Form der Arbeitsteilung kaum mehr in Betracht kommen, erloschen ist darum keines dieser volkswirtschaftlichen Organisationsprinzipien, sondern jedes wirkt an den Stellen fort, wo es seine Kraft noch bewähren kann.

In der Wirtschaftsgeschichte hat jedes von ihnen eine Periode der Vorherrschaft gehabt. Die Berufsbildung kommt bei uns im frühen Mittelalter auf; die Hauptwirksamkeit der Spezialisation fällt mit der Blüte des Städtewesens zusammen. Gleichzeitig beginnt die Produktionsteilung; ihre ganze Kraft entfaltet die letztere aber erst in der kapitalistischen Wirtschaft nach dem Aufkommen der Arbeitszerlegung und der Arbeitsverschiebung, welche beide sich kaum über das XVII. Jahrhundert zurückverfolgen lassen.

Ich verzichte nur ungern darauf, die historische Bedingtheit jeder einzelnen, die Ursachen und die Folgen ihres Auftretens ausführlich darzulegen, und dies um so mehr, als die von mir vorgenommene schärfere Unterscheidung der einzelnen Vorgänge erst in diesen Punkten ihre volle Rechtfertigung, die seitherige abstrakte Behandlung der ganzen Erscheinung ihre Widerlegung finden kann. Ich muß jedoch mit wenigen Worten auf die Ursachen und Wirkungen der Arbeitsteilung im allgemeinen eingehen. Denn die Unterscheidung jener fünf Arten derselben müßte als wissenschaftlich bedeutungslos oder als müßiges Spiel des Scharfsinns erscheinen, wenn alle auf- und abwärts in dem gleichen Verhältnis der Verursachung zu den übrigen volkswirtschaftlichen Erscheinungen stünden.

Adam Smith führt alle Arbeitsteilung auf einen gemeinsamen U r s p r u n g zurück: die dem Menschen angeborene Neigung zum Tausche, von der er unentschieden läßt, ob sie instinktiv oder auf Grund bewußt wirkender Überlegung auftrete. Er verzichtet also auf eine scharfe

psychologische Analyse des wirtschaftlichen Handelns und begnügt sich damit, die Wurzeln der Arbeitsteilung in die dunkeln Tiefen des Trieblebens zu versenken.

Dadurch gerät er aber mit seinen eigenen Beispielen in Widerspruch. Geht die Arbeitsteilung aus einem dem Menschen von jeher innewohnenden Triebe hervor, so ist sie eine absolute ökonomische Kategorie. Sie muß sich überall, wo Menschen sind, und zu allen Zeiten geltend machen. Nun aber stellen die Beispiele des Adam Smith dem Zustande der geteilten Arbeit regelmäßig einen Zustand der ungeteilten Arbeit gegenüber und lassen den ersteren aus letzterem hervorgehen. Das erfordert ja auch der dynamische Gebrauch des Wortes Teilung. Tatsächlich hat, wie wir bereits wissen, ein Zustand ohne volkswirtschaftliche Arbeitsteilung Jahrhunderte lang bestanden, und die einzelnen Arten der letzteren lassen sich nach ihrer Entstehungszeit ziemlich genau bestimmen. Es ist also die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung überhaupt eine historische Kategorie, keine elementare Wirtschaftserscheinung.

Und dasselbe gilt vom Tausche. Wie es Perioden ohne volkswirtschaftliche Arbeitsteilung gegeben hat, so gab es auch Perioden ohne Tausch. Die ersten Tauschhandlungen treten nicht gleichzeitig mit der Arbeitsteilung auf, sondern gehen ihr lange voraus. Sie dienen dem Zwecke, Überschüsse und Ausfälle, die sich in sonst autonomen Wirtschaften gelegentlich eingestellt haben, gegen einander auszugleichen. Der Tausch ist hier etwas Zufälliges, nichts im Wesen der Wirtschaft Begründetes. Und auch wenn mit der Berufsbildung die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung beginnt, so bewegt sie sich noch lange in Formen, denen man die Absicht anmerkt, den Tausch möglichst auszuschließen. Die Hausfrau der alten Zeit mahlt das selbstgewonnene Getreide auf der Handmühle und backt aus dem so erzeugten Mehle das Brot. Nachdem sich die Gewerbe des Müllers und des Bäckers gebildet haben, wird das Getreide dem Müller zum Vermahlen hinaus-

gegeben, und der Bäcker erhält darauf das Mehl, um Brot daraus herzustellen. Vom Rohmaterial bis zum fertigen Produkt wechselt das neu entstehende Gebrauchsgut niemals seinen Eigentümer. Für ihre Mühe werden Müller und Bäcker mit einem Teile ihres Produkts abgefunden, den sie zurückbehalten. Das ist in dem ganzen arbeitsteiligen Produktionsprozeß der einzige tauschähnliche Vorgang.

Man erkennt daraus leicht, daß jener angebliche Tauschtrieb des Adam Smith nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit ist. Wir können uns näheres Eingehen auf diesen Punkt um so eher ersparen, als die neueren Nationalökonomen darin ihrem englischen Meister nicht gefolgt sind. Die letzteren sind eher geneigt, den Tausch als die unbeabsichtigte Folge der Arbeitsteilung anzusehen, und wir können dies mit der Einschränkung gelten lassen, daß der Tausch bei geteilter Arbeit von dem Augenblick an zur Notwendigkeit wird, wo der Produzent zugleich Eigentümer aller Produktionsmittel ist. Er wird dann zum Lebenselement jeder Wirtschaft, und fast jeder Fortschritt der Arbeitsteilung vermehrt von diesem Punkte ab die Menge der notwendigen Tauschakte. Bis aber diese Stufe der Entwicklung erreicht ist, vergehen vom ersten Entstehen der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung wieder Jahrhunderte. Auch heute ist z. B. der Zustand, wo der Müller Eigentümer des Getreides, der Bäcker Eigentümer des Mehles ist, und das Brot darum nur auf Grund dreimaligen Tausches in die Hände der Konsumenten gelangen kann, auf dem Lande noch keineswegs die Regel.

Wenn sonach bei den volkswirtschaftlichen Entwickelungsvorgängen der Arbeitsteilung der Tausch bloß eine sekundäre Erscheinung ist, so werden wir von selbst genötigt, für das auf Teilung der Arbeit gerichtete menschliche Handeln eine andere Motivierung zu suchen.

Wir werden dabei unmittelbar auf die Grundtatsachen der Wirtschaft zurückgeführt: die Unbegrenztheit der mensch-

lichen Bedürfnisse und die Beschränktheit ihrer Befriedigungsmittel. Die menschlichen Bedürfnisse sind einer unendlichen Vermehrung und Verfeinerung fähig; sie ruhen niemals; sie steigern sich intensiv und extensiv im Laufe der Kulturentwicklung. Die für menschliche Zwecke verfügbare Materie ist beschränkt und ebenso die menschliche Arbeitskraft, die ihr Güterqualität verleiht und ihren Vorrat vermehrt. Mit der wachsenden Zahl der Menschen wird das Verhältnis des Gesamtbedarfs zu der Menge des wirtschaftlich verwertbaren Rohstoffs, den die Natur zu bieten vermag, ein immer ungünstigeres. Die zur Produktion des Gesamtbedarfs erforderliche Arbeitsmenge wächst somit aus einem doppelten Grunde: es sollen mehr und bessere Güter produziert werden, und sie sollen unter ungünstigeren Bedingungen hervorgebracht werden. Der Kopfanteil der Arbeit, welcher auf jeden an der Wirtschaft Beteiligten entfällt, müßte so schließlich eine unerträgliche Größe erreichen, wenn es nicht gelänge, durch wirtschaftliche Einrichtung der Arbeitsverwendung ihn herabzumindern.

Nun lehrt die einfache Beobachtung, daß nicht jeder für jede Arbeit von Natur gleich geeignet ist. Die verschiedenen körperlichen und geistigen Anlagen der Individuen bedingen bedeutende Unterschiede des Arbeitserfolges, die bei fortschreitender gesellschaftlicher Entwicklung, oder, was dasselbe ist, bei steigender Vielseitigkeit der Arbeitsaufgaben immer wichtiger werden. Der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit verlangt, daß jeder in einer seinen Anlagen angemessenen Weise beschäftigt werde; denn nur so kann seine Arbeit die höchste Nutzwirkung ergeben. Es wird aber um so leichter „der rechte Mann an den rechten Platz“ gelangen, je mehr die Zahl der Arbeitsaufgaben vervielfacht wird.

Mit der Vervielfachung der Arbeitsaufgaben tritt zugleich eine Vereinfachung derselben ein. Jede zusammengesetzte Arbeit bedeutet für das Individuum, das sie verrichtet, einen öfteren Wechsel der Bewegungen, jeder der-

artige Wechsel einen Kraftverlust. Denn der Übergang von einer Art der Bewegung zur andern verlangt geistige und körperliche Anpassung an die neue Arbeitsart, also eine Kraftaufwendung, die an sich kein nutzbares Ergebnis liefert. Bei gleichmäßig fortgesetzten Muskelbewegungen dagegen kann das geistige Element der Arbeit ausgeschaltet werden, und es tritt nach der ersten Anpassung bald ein automatischer Vollzug jener Bewegungen ein, der mit zunehmender Übung die Ermüdungsgrenze immer weiter hinausrückt. Zugleich läßt sich die Intensität automatisch vollziehbarer Arbeit bis zu sehr hohem Grade steigern, so daß nicht nur die Bewegungen länger fortgesetzt werden können, sondern auch auf jede Zeiteinheit eine größere Zahl von Bewegungen entfällt und damit eine außerordentliche Steigerung der Nutzwirkung der Arbeit eintritt.[5])

Alles dies läßt es als Gebot der Wirtschaftlichkeit erscheinen, die Arbeitsaufgaben zu verengern, um jede Art der Begabung ausnutzen und jeden nutzlosen Kraftverlust vermeiden zu können. Wir finden aber in den meisten Produktionsprozessen sehr verschiedenartige Arbeitselemente vereinigt: Hand- und Kopfarbeit, Operationen, die große Muskelkraft erfordern, neben solchen, bei welchen die Gelenkigkeit der Finger, die Feinheit des Gefühls, die Schärfe des Auges in Frage kommen, Verrichtungen, die eine durch Lehre und Übung erworbene Fertigkeit beanspruchen, und solche, die auch der Ungeübte vorzunehmen imstande ist. Die alte Zeit, welche diese verschiedenen Arbeitsaufgaben in *eine* Hand legte, trieb eine große Verschwendung mit ihren qualifizierten Arbeitskräften und schränkte den produktiven Teil der Bevölkerung ein auf diejenigen, welche irgend eine Technik in allen ihren Teilen beherrschten. Dadurch, daß die Arbeitsteilung die qualitativ ungleichen Arbeitselemente von einander scheidet,

---

5) Näheres in „Arbeit und Rhythmus“ S. 21 ff.

gelingt es ihr, die stärksten wie die schwächsten Arbeitskräfte zu verwenden und zur Ausbildung der höchsten speziellen Arbeitsgeschicklichkeit anzureizen.

So ist die Arbeitsteilung schließlich nichts anderes als einer jener Anpassungsvorgänge, welche in der Entwicklungsgeschichte der ganzen belebten Welt eine so große Rolle spielen: Anpassung der Arbeitsaufgaben an die Verschiedenartigkeit der menschlichen Kräfte, Anpassung der Arbeitskräfte an die Arbeitsaufgaben, fortgesetzte Differenzierung der einen und der andern. Und damit rückt der ganze Vorgang aus der Dämmerung des Trieblebens in das helle Licht wohl motivierten menschlichen Handelns.

Nur das eine muß hier noch hervorgehoben werden, daß das persönliche Verursachungsmoment in der Arbeitsteilung um so reiner hervortritt, je weiter wir in der Geschichte der Menschheit zurückgreifen. Darum überwiegen auf den älteren Stufen der Entwicklung solche Formen der Arbeitsteilung, bei denen dem Individuum eine für sich selbständige Lebensaufgabe zugewiesen wird, die ohne wesentliche materielle Hilfsmittel erfüllt werden kann. Es sind vorzugsweise geistige und künstlerische Tätigkeiten, welche am frühesten zu Berufen werden. Der Priester, der Wahrsager, der Arzt, der Zauberer, der Sänger, der Tänzer gelangen zuerst als Träger besonderer Gaben zu einer Sonderstellung.

Besteht ein unfreies Arbeitssystem, so entwickelt sich die Arbeitsteilung zuerst im Schoße der Sklavenfamilie, und hier ist es ein noch kaum beachtetes persönlich-sittliches Moment, das ihr zum Dasein verhilft. Der Herr muß überall, wo das System der beaufsichtigten Arbeitsgemeinschaft nicht anwendbar ist, für jeden unfreien Arbeiter einen besonderen Pflichtenkreis schaffen, für den er verantwortlich in Anspruch genommen werden kann; er muß ihm eine bestimmte Art von Arbeit ausschließlich auferlegen, wenn er Nutzen von ihm ziehen will. Daher bei den Römern jene fast spitzfindig zu nennende Spezialisierung

der Arbeit in der familia urbana,[6]) die sorgfältige Auslese der Sklaven nach Körper- und Geistesanlage für die verschiedenen landwirtschaftlichen Verrichtungen;[7]) daher bei den mittelalterlichen Hörigen die so häufige Festsetzung des Naturalzinses in ganz speziellen Produkten des Hauswerks.[8]) Der Mann, der im Sklavenhaushalt ausschließlich den Ackerknecht oder Schmied, den Bartscherer oder Schreiber spielte, der Zinsbauer, der an den Hof ausschließlich Fässer oder Schüsseln, Messer oder Leinentuch zu liefern hatte, erlangte eine besondere Arbeitsgeschicklichkeit, und mit dieser trat er dann in die Gesellschaft als Berufsarbeiter ein, als für ihn die Stunde der Befreiung schlug. So liegt in dem individuellen Arbeitspensum, dessen Festsetzung die Ökonomie der unfreien Arbeit auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft erzwingt, und in der dadurch bedingten Spezialisierung der Keimpunkt für die gesellschaftliche Arbeitsteilung der folgenden Entwicklungsstufe.

Erst viel später greifen neben dem persönlichen Moment der Veranlagung und Anpassung auch *sachliche Momente* bei der Entstehung neuer Arbeitsteilung mit ein.[9]) Wie die Menschen, differenzieren sich auch die Dinge:

---

6) Siehe oben S. 101 f.

7) Vgl. darüber die feinen Bemerkungen bei *Columella* 1, 9: Sed et illud censeo, ne confundantur opera familiae, sic ut omnes omnia exsequantur; nam id minime conducit agricolae, seu quia nemo suum proprium aliquod esse opus credit, seu quia, cum enisus est, non suo sed communi officio proficit ideoque labori multum se subtrahit; nec tamen viritim malefactum deprehenditur, quod fit a multis etc.

8) Eine Zusammenstellung oben S. 106.

9) Zum Folgenden ist Kap. IX von „Arbeit und Rhythmus" zu vergleichen. Wie sehr noch in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft das persönliche Moment bei der Arbeitsteilung vorherrschte, erkennt man aus den Vorbedingungen für die Aufnahme in eine Zunft. Soweit der Gewerbebetrieb in Frage kam, werden nur persönliche Anforderungen gestellt (Fähigkeit, das Gewerbe mit eigner Hand zu treiben); sachliche Anforderungen hat der Aufzunehmende nur als Bürger (Hausbesitz, Waffenrüstung!) und als Christenmensch (Eintrittsgebühr in Wachs) zu erfüllen.

Werkzeuge, Rohstoffe, Produkte. Jeder Fortschritt der Arbeitsteilung sucht die vorhandenen Werkzeuge und Arbeitsgeräte sich anzupassen oder neue für die besondere Wirtschaftsaufgabe zu schaffen. Man denke nur an die zahllosen Arten von Hämmern, Zangen, Meißeln, die bei den verschiedenen Zweigen der Metall- und Holzbearbeitung im Gebrauche sind! Die Arbeitsteilung unter den Menschen findet ihr Gegenstück in einer Gebrauchsteilung unter den Arbeitsinstrumenten. Aber so lange das Werkzeug bloß Verstärkung der menschlichen Gliedmaßen ist, wird die persönliche Anpassung den Prozeß der Arbeitsteilung beherrschen; erst mit dem Augenblick, wo künstliche Apparate geschaffen werden, mittels deren Naturkräfte in den Dienst des Menschen gestellt werden können, erlangt das Arbeitsinstrument Gewalt wie über seine Körperbewegungen so über seine soziale Individualität. Und nun kann der Anstoß zu einem neuen Schritte auf der Bahn der Arbeitsteilung ebenso leicht von einem neu erfundenen Arbeitsmittel ausgehen, wie vom Besitz oder Erwerb einer besonderen persönlichen Eigenschaft. Die meisten neu erfundenen Maschinen erfordern zu ihrer Bedienung Arbeiter von einer Qualifikation, die vorher im Betriebe nicht vertreten war. Im Anschluß daran tritt das kapitalistische Moment der Kostenersparnis bei wachsendem Produktionsumfang auf; aber dieses doch auch nur unter der Voraussetzung einer Vereinheitlichung und Konzentration des Bedarfs, welche die vielleicht schon lange technisch mögliche Massenproduktion auch wirtschaftlich möglich macht. Manche Arbeitsprozesse (man denke z. B. an das Färben, Schleifen, Trocknen, die Briefbeförderung der Post) verursachen annähernd die gleichen Kosten, einerlei, ob sie an vielen oder wenigen Stücken vorgenommen werden. Gelingt es nun, das ganze Produktionsverfahren so zu ordnen, daß sich Massen der jenen Prozessen zu unterwerfenden Rohstoffe oder Halbfabrikate an bestimmten Stellen sammeln, so wird die Einstellung besonderer Teil-

arbeiter an diesen Stellen vorteilhaft, und es tritt im ganzen eine erhebliche Kostenersparnis ein.

Wie weit bei derartigen Vorgängen die sozialen Prinzipien der Gebundenheit der Arbeit und des freien Wettbewerbs hemmend oder fördernd mitwirken können, ist hier nicht zu untersuchen. Zu warnen ist nur davor, diese Dinge ausschließlich im Lichte der modernen Industrieverhältnisse erblicken und beurteilen zu wollen. Die Arbeitsteilung reicht über das materielle Gebiet weit hinaus; sie hat insbesondere auf dem Felde der geistigen Arbeit in neuerer Zeit Fortschritte und Erfolge zu verzeichnen, denen diejenigen auf dem Gebiete der Produktionstechnik schwerlich gleichgestellt werden dürfen; ja vielfach sind die ersteren die direkte Ursache und Veranlassung der letzteren. In dem ganzen weiten Gebiete, das jenseits der materiellen Produktion liegt, spielen die sachlichen Hilfsmittel der Arbeit aber keine wesentliche Rolle; hier gibt fortgesetzt das persönliche Moment für die Weiterentwicklung der Arbeitsteilung den Ausschlag, und wir haben dieses somit als das den ganzen großen kulturhistorischen Vorgang beherrschende anzuerkennen.

Mehr aber läßt sich auch über die allgemeinen Entstehungsursachen der Arbeitsteilung nicht sagen. Auf die besonderen Entstehungsbedingungen, unter welchen die einzelnen Arten oder Formen derselben auftreten, soll an anderer Stelle kurz eingegangen werden.

Ebenso können wir die wirtschaftlichen Folgen der Arbeitsteilung an dieser Stelle nur flüchtig berühren, obwohl gerade an diesem Punkte die verschiedenen Formen am weitesten auseinandergehen.

Adam Smith kennt nur eine Wirkung der Arbeitsteilung: die vermehrte Produktivität der Arbeit. Er beschränkt also ihren Einfluß auf das Gebiet der Gütererzeugung. Und darin hat er vollkommen recht: die Arbeitsteilung gestattet mit einer bestimmten Ausgabe menschlicher Arbeitskraft mehr und bessere Güter hervorzubringen,

als es bei ungeteilter Arbeit möglich wäre. Die Produktion wird billiger; ihre Kosten vermindern sich, soweit die Arbeit in Betracht kommt. Da aber Adam Smith die Arbeit als das wahre Maß des Tauschwertes ansieht, so konnte er sich der weiteren Frage entschlagen, ob denn unter allen Umständen die Arbeitsteilung auch eine billigere Befriedigung der Konsumenten verbürgt.

So eng nun auch diese Auffassung erscheint, so ist sie doch gewiß berechtigter, als die ungemessene Ausdehnung, welche manche neuere Nationalökonomen[10]) den Wirkungen der Arbeitsteilung geben, wenn sie unsere ganze heutige Wirtschaftsorganisation unmittelbar aus der Arbeitsteilung ableiten und diese mit dem Schlagwort der „arbeitsteiligen Wirtschaft" genügend zu kennzeichnen vermeinen. Sie lassen sich dabei von der Meinung leiten, daß die wichtigsten volkswirtschaftlichen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestalt und Wirkungsweise durch die Arbeitsteilung bestimmt werden, daß sie in der reichentwickelten Berufsgliederung, die sie veranlaßt, sozusagen das Knochengerüst liefert, das den volkswirtschaftlichen Organismus trägt, während der Verkehr die Bänder und Muskeln abgibt, die es zusammenhalten und wie einen großen lebendigen Körper funktionieren lassen. Der Verkehr aber, meint man, werde unmittelbar durch die Arbeitsteilung bewirkt, sie sei seine Ursache.

Darin liegt ein großer Irrtum. Die Arbeitsteilung wirkt an sich noch nicht verkehrschaffend. Und umgekehrt läßt sich wohl ein Zustand ungeteilter Arbeit bei verhältnismäßig reicher Verkehrsentwicklung denken.

Um zunächst den letzten Satz zu erläutern, sei daran erinnert, daß Völker, welche im ganzen noch auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft stehen, doch einen verhältnismäßig stark entwickelten (unentgeltlichen oder entgeltlichen) Güteraustausch haben können, wenn auffallend

10) So jetzt auch wieder Schmoller, Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre I (Leipzig 1908), S. 390 ff.

ungleiche Verteilung der Naturgaben oder Kleinheit der Hausstände dazu den Anlaß bieten. Jedes Haus und jede Arbeitskraft produziert hier im Zustande voller Arbeitsvereinigung alles, was die natürlichen Hilfsmittel des Wohnorts erlauben. Der Tausch füllt nur die Lücken der Eigenproduktion aus; seine Objekte sind nur Überschüsse sonst autonomer Wirtschaften. Je schwächer an Zahl die einzelnen Hausstände sind, je häufiger ungünstige Witterung, Viehsterben, Verderb der Vorräte, Krankheit von Hausgenossen die Bedarfsdeckung an einzelnen Punkten in Frage stellen, um so öfter wird man überschüssiges Gut aus fremden Wirtschaften heranziehen und das in der eigenen Wirtschaft Überflüssige dagegen abgeben.

So haben die Negervölker Zentralafrikas eine sehr große Zahl von Wochenmärkten, die vielfach mitten im Urwald unter besonderem Friedensschutz abgehalten werden. Es gibt aber bei ihnen kaum ein einziges berufsmäßig betriebenes Gewerbe, und es fehlt jede Art von Arbeitsteilung, abgesehen von der Sonderung der Arbeitsgebiete nach Geschlechtern. Ähnliches ist in verschiedenen Teilen Ozeaniens beobachtet worden, und auch in den westeuropäischen Ländern scheint im früheren Mittelalter ein ziemlich lebhafter Marktverkehr angenommen werden zu müssen bei völlig unentwickelter Arbeitsgliederung.

Auf der andern Seite kann, wie schon öfter bemerkt, auf derselben Stufe der Hauswirtschaft Arbeitsteilung Platz greifen, ohne daß daraus Tausch entsteht, wenn das Bestehen der Sklaverei oder Hörigkeit Hausstände von sehr großer Menschenzahl ins Leben ruft. In den Wirtschaften der reichen Römer, auf den mittelalterlichen Fronhöfen gab es sehr verschieden qualifizierte Arbeiter, vielleicht gar solche, welche nach dem Prinzip der Arbeitszerlegung produzierten; aber der Tauschverkehr verband sie weder unter einander, noch mit den Konsumenten ihrer Erzeugnisse. Das, was sie zusammenhielt, war die Autorität des Familienhauptes; das Mittel dazu gab ihm bei der Sklaverei

das Menscheneigentum, bei der Hörigkeit das Grundeigentum. Die so organisierte Wirtschaft ist eine dauernde Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft; was sie erzeugt, verbraucht sie auch; ja, die Arbeitsteilung scheint ihr geradezu ein willkommener Weg zu sein, um den Tausch zu vermeiden.

In derartigen Großhaushaltungen bereitet sich die berufsmäßige Arbeitsteilung der folgenden Wirtschaftsstufe vor. Diese löst das Dasein eines Teiles der Menschen vom Boden los, auf dessen Besitz es sich bis dahin allein gegründet hatte. Sie schafft neben der bäuerlichen die bürgerliche Nahrung. Die Spezialisation vermehrt die Zahl der Erwerbsgelegenheiten; sie gibt den Rahmen, innerhalb dessen höhere mechanische Geschicklichkeit zur Entfaltung kommt. Auch die Produktionsteilung hat zunächst noch keine andere Wirkung. Alle drei zusammen sind für sich wohl imstande, eine „arbeitsteilige Wirtschaft" hervorzubringen; aber diese Wirtschaft ist nicht sofort Volkswirtschaft. Denn sie entbehrt zunächst noch des Güterumlaufs.

Der ganze bis dahin vollzogene Prozeß der Arbeitsteilung geht, wie wir wissen, so vor sich, daß vom geschlossenen Haushalt des Grundbesitzers sich Arbeitskräfte loslösen, die in der Form des Lohnwerks eine besondere Geschicklichkeit im Dienste fremder Haushaltungen verwerten. Sie sind zwar Berufsarbeiter, die von ihrem Berufserwerb leben; der Rohstoff aber, den sie verarbeiten, ist im Besitze desjenigen, welcher das Produkt schließlich in seinem Hause verbrauchen will. Nun gibt es gewisse Fälle, in denen mehrere solcher Lohnwerker an einem Produktionsverfahren mitwirken müssen, wenn das Produkt seine Genußreife erlangen soll, z. B. bei der Erzeugung des Brotes der Müller und der Bäcker, bei der Herstellung eines Kleides der Weber, der Färber und der Schneider. Technisch werden dann alle diese selbständig tätigen Berufsarbeiter mit einander verknüpft sein durch

das Produkt, das in verschiedenen Stadien der Genußreife ihre Hände durchläuft. Einer setzt immer das Werk des andern fort. Ihre wirtschaftliche Zusammenfassung aber erfolgt durch den Eigentümer des Rohstoffes, der letzteren gewöhnlich selbst erzeugt hat und zu dem auch das fertige Produkt zurückkehrt: den Konsumenten. Das Mittel aber, durch welches dieser die verschiedenen Teilproduzenten zu seinem Dienste heranzieht, ist der Werklohn, den er jedem zahlt. Die Entrichtung desselben stellt auch den einzigen Verkehrsakt dar, der aus dieser Art der Arbeitsteilung entspringt.

Beim Bau eines Hauses nimmt man nach einander den Maurer, den Zimmermann, den Dachdecker, Glaser, Schreiner, Schlosser, Tüncher um Lohn an und liefert ihnen das Material, das sie zu ihrer Arbeit brauchen. Ihren sachlichen Mittelpunkt finden alle in dem Neubau; ihren persönlichen Mittelpunkt haben sie in dem Bauherrn. Dieser faßt sie sozusagen zu einer temporären Produktionsgemeinschaft zusammen. Aber ihre Verbindung ist eine lockere, fortwährend wechselnde. Es entsteht daraus keine dauernde volkswirtschaftliche Organisation. Heute dienen sie diesem, morgen jenem Bauherrn. Die Produzenten werden durch die Arbeitsteilung weder von einander, noch vom Arbeitsherrn sozial abhängig. Sie bleiben „Meister".

Daran wird auch nicht viel geändert, wenn der Lohnwerker sich zum Handwerker aufschwingt, indem er den Rohstoff für seine Arbeit selbst liefert. Einen Wagen z. B. gibt man beim Wagner in Bestellung, läßt ihn dann beim Schmied beschlagen und vom Maler anstreichen. Der Wagner liefert das Holz, der Schmied das Eisen, der Maler die Farbe. Die Bezahlung, die sie empfangen, vergütet nur den Preis des von jedem gelieferten Materials und die Arbeitsleistung. Aber der die Produktion leitet, das ist noch immer der Konsument des durch geteilte Arbeit erzeugten Produkts.

Wie man sieht, herrscht bei allen älteren Formen der Arbeitsteilung das deutliche Bestreben, die Zahl der durch sie hervorgerufenen Verkehrsakte auf das unbedingt Notwendige zu beschränken. Im Mittelpunkte aller durch Arbeitsteilung entstandenen Berufszweige steht die Hauswirtschaft, aus der jene hervorgegangen sind, mit ihrer uralten, sich nur langsamen lösenden Arbeitsgemeinschaft. Mit dieser bleiben auch auf der Stufe der Stadtwirtschaft die besonderen Produktionsbetriebe und Berufsarbeiter, welche durch Berufsbildung, Spezialisation und Produktionsteilung geschaffen sind, durch feste und kurze Fäden verbunden. Sie übernehmen vom Kundenhause die Aufträge und führen sie für dasselbe aus; oft treten sie gar noch für die Zeit der Ausführung wieder mit ihm vorübergehend in Konsumtionsgemeinschaft (Stör).

Auf der Stufe der Volkswirtschaft tritt der Konsument immer mehr von der Funktion zurück, die er seit Jahrhunderten erfüllt hat: die geteilte Produktion zu leiten und zusammenzufassen. Es werden jetzt diese Aufgaben selbst zu einem Berufe; aber dieser Beruf kann selbständig nur von denen ausgeübt werden, in deren Händen zugleich die Produktionsmittel (mindestens die umlaufenden) sich befinden, den Kapitalisten. Sie heißen mit Rücksicht auf die Doppelaufgabe, die sie demgemäß zu erfüllen haben (Beschaffung des Kapitals und Leitung der Produktion), die Unternehmer.

Unter ihren Händen gestaltet sich die Arbeitsteilung völlig um. Soweit sie Produktionsteilung ist, setzt nun jeder Teilproduzent die aus eignen Rohstoffen erzeugten Produkte an seinen Nachmann ab. Für jeden werden sie zu Erwerbsmitteln, zum flüssigen Kapital. So entsteht neben dem allseitigen Austausch der fertigen Waren ein kettenartiger Austausch von Vorprodukten oder Halbfabrikaten, der keinen andern Zweck hat, als die verschiedenen Stufen der Arbeitsteilung mit einander zu verbinden. Dieser Tausch hat ganz andern Charakter als der vorher

allein notwendige zwischen dem Konsumenten und den verschiedenen Produzenten. Letzterer ist, wenigstens für den Erwerber des Produkts, reiner Bedarfstausch, bei dem es ihm auf das Gut als Gebrauchsobjekt ankommt; ersterer ist für Käufer und Verkäufer jedesmal eine Erwerbshandlung, bei der die Gebrauchseigenschaft des Tauschobjekts Nebensache, die Kapitaleigenschaft, der mit ihm zu erzielende Gewinn, die Hauptsache ist. Die neu entstehenden Formen der Arbeitsteilung, Arbeitsverschiebung und Arbeitszerlegung, dehnen in ihrem gegenseitigen Verhältnis die Kapitalqualität auch auf die stehenden Produktionsmittel aus. Die Arbeitszerlegung bedingt einen dauernd abhängigen Arbeiterstand. Sie gibt der kapitalistischen Produktionsweise erst den rechten Aufschwung, und sie vernichtet auf den Gebieten, denen sie zugänglich ist, vielfach wieder, was vorher Berufsbildung und Spezialisation geschaffen hatten: die Selbständigkeit der kleinen wirtschaftlichen Existenzen.

Diese neue Phase der Arbeitsteilung steigert sonach allerdings den Verkehr zu einer bis dahin unerhörten Höhe. Sie ruft zugleich im Handel, dem Transportwesen, der Kreditvermittlung, dem Versicherungswesen zahllose weitere auf dem Unternehmerprinzip beruhende Erscheinungen der Arbeitsteilung hervor, und diese bedingen ihrerseits wieder mannigfache neue Verkehrsakte. Aber nicht die Arbeitsteilung an sich schafft diesen neuen Verkehr; nicht sie ist das anstoßgebende und schöpferisch wirkende Element in der modernen Volkswirtschaft, sondern das Erwerbskapital, dessen Nährquelle der Verkehr ist.

Die Stelle, an welcher das Kapital in der Grundform des Geldes zuerst seine werbende Kraft offenbart hat, war der Handel. Von da hat es in die Produktion übergegriffen, indem der Händler an Stelle des Konsumenten die Leitung der Produktion übernahm. Auf dem Gebiete der Industrie ist so zuerst das Verlagssystem entstanden. Der Verleger tritt zum Lohn- und Handwerker äußerlich ganz

in das gleiche Verhältnis, welches früher der Hausvater hatte; dem ersteren schießt er den Rohstoff vor, dem letzteren nimmt er die aus eigenem Material gefertigten Produkte ab, um sie weiter zu verhandeln. Wo ein Produktionsprozeß in verschiedene Abschnitte zerfällt, dirigiert er das Produkt von einem zum andern, um es schließlich als fertige Ware auf den Markt zu bringen. Im allgemeinen wirkt er bloß mit umlaufendem Kapital. Mit dem stehenden Kapital befaßt er sich dauernd erst, wenn es vorteilhaft wird, vom Verlag zur Fabrik überzugehen. Während aber das Handelskapital auf dem Gebiete der Industrie bloß umgestaltend wirkte, ist es auf dem des Bank-, Transport- und Versicherungswesens selbstschöpferisch tätig gewesen; diese Berufsgebiete sind eigentlich, wenn wir sie von der Seite der Arbeitsteilung betrachten, nur Abzweigungen des Handels.

So haben wir, wie es scheint, das Kapital als die organbildende Kraft in der modernen Volkswirtschaft anzuerkennen und die Arbeitsteilung als ihr Mittel. Sein Träger und Vertreter ist der Unternehmer. Daß dieser das Mittel der Arbeitsteilung mit ganz anderem Erfolge zu gebrauchen verstanden hat, als vor ihm der Hausvater, liegt auf der Hand. Heute bestimmt der Unternehmer, was wir essen und trinken, in den Zeitungen lesen und im Theater sehen, wie wir wohnen und uns kleiden sollen. Das sagt alles. Das Selbstbestimmungsrecht ist uns für einen großen Teil unseres Güterverbrauchs genommen, und da für den Unternehmer die gleichartige Massenproduktion am vorteilhaftesten ist, so findet auf dem Gebiete des Konsums eine unablässig zunehmende Uniformierung statt.

Im Gegensatze dazu herrscht auf dem Gebiete der Arbeit eine fortgesetzt wachsende Differenzierung. Das Arbeitsfeld jedes Einzelnen wird immer enger. Nur wenn die Arbeitsgeschicklichkeiten technisch in ihre Atome aufgelöst sind, können sie bildsamen Baustoff für das Werk des

Unternehmers abgeben. Jede Unternehmung ist eine Zusammenfassung verschiedenartiger, durch Arbeitsteilung entstandener Tätigkeitsfragmente zu einem organischen Ganzen. Sie verbindet wirtschaftlich und technisch unselbständige Arbeiter zu einer *dauernden Produktionsgemeinschaft*. Diese Produktionsgemeinschaft ist aber nicht mehr zugleich Konsumtionsgemeinschaft, sondern es gehören ihre Mitglieder besonderen, von allen produktiven Aufgaben entlasteten Haushaltungen an, die unter sich und mit der Haushaltung des Unternehmers in keiner Verbindung stehen.

Bei der Bildung jener Produktionsgemeinschaften schlägt der Unternehmer verschiedene Wege ein, je nachdem er auf dem Gebiete, auf dem er sein Kapital anlegen will, bereits ältere Formen der Arbeitsteilung vorfindet oder nicht.

Im ersten Falle zieht er alle seither wirtschaftlich selbständigen Berufszweige, die bis dahin mit dem zu erzeugenden Produkte zu tun hatten, in seinen Betrieb, spezialisiert hier ihre Arbeiter und läßt sie dauernd nebeneinander nur Teilarbeiten verrichten, die der Betrieb fordert. Als Beispiel sei die Möbelfabrik genannt, welcher Schreiner, Drechsler, Holzbildhauer, Polsterer, Glaser, Maler und Lackierer zu gemeinsamer Produktion *eingegliedert* werden.

Im zweiten Falle *gliedert* er zunächst die Arbeit mittels der Arbeitszerlegung in dem betreffenden Produktionszweige und stattet den Betrieb mit einem umfänglichen Werkzeugapparat aus.

In beiden Fällen gibt es in dem fertigen Betriebe neben dem Unternehmer nur abhängige, für sich technisch unselbständige Teilarbeiter. In dem ersten entstehen sie aus selbständigen Handwerkern, und die Aufgabe des Unternehmers liegt in ihrer Zusammenfassung zu einer Betriebseinheit; im zweiten ist die Betriebseinheit vorhanden, und ihre Komponenten sind erst zu suchen. Sehr bald sind

die Arbeiter beiderlei Ursprungs nicht mehr von einander zu unterscheiden.

Der alte Handwerksbetrieb gründete sich darauf, daß wenige gleichartig ausgebildete Kräfte, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Ausbildung (Lehrlinge, Gesellen, Meister), neben einander wirkten. Die zusammen arbeitenden Gruppen sind von Handwerk zu Handwerk in allen ihren Gliedern durchaus verschieden qualifiziert. Es ist nicht möglich, daß ein Übergang von einer Berufsart zur andern stattfinde; der Schmied kann nicht Wagner sein. Das Staatsgesetz erkennt dies an durch die scharfen Grenzlinien, welche es zwischen ihnen zieht.

Der moderne Industriebetrieb verbindet verschiedenartig ausgebildete, unter einander ungleiche Arbeitskräfte zum Zusammenwirken in der Unternehmung. Ihre Gruppierung für den Betrieb folgt von Produktionszweig zu Produktionszweig denselben Organisationsprinzipien; es gibt keine scharfen Grenzlinien zwischen den Gewerben. Eine Berufsunterscheidung findet unter den Unternehmern kaum, wohl aber unter den Arbeitern statt. Für die Funktionen des Unternehmers ist es fast einerlei, ob er eine Straßenbahn, ein Eisenwerk oder eine Weberei betreibt. Unter den Arbeitern dagegen gibt es infolge der fortgesetzten Arbeitszerlegung jetzt zahlreiche Spezialisten, die in sehr verschiedenen Produktionszweigen gebraucht werden. Der Schlosser, der Metalldreher, der Gießer, der Hobler, der Fraiser kommen in allen Zweigen der reich entwickelten Metallindustrie, in jeder Sparte von Maschinenbau, in Eisenbahnwerkstätten usw. vor; Heizer und Maschinenmeister werden in jedem Großbetrieb gebraucht, mag er Baumwollgarn oder illustrierte Zeitungen produzieren; Tischler, Klempner, Drechsler, Böttcher können den verschiedenartigsten Unternehmungen ein- oder angegliedert sein, und eine ebenso vielseitige Verwendbarkeit haben Kontorschreiber, Musterzeichner, Ingenieure. Dazu kommt die Masse der unqualifizierten Arbeit, die der Großbetrieb

verschlingt. Für viele Unternehmer kommt es fast nur noch darauf an, diese Arbeitselemente in gehöriger Proportion zusammenzufügen und so zu gliedern, daß sie wie ein einheitlicher Mechanismus zusammenwirken.

Dieser flüchtige Überblick hat uns gelehrt, wie die Arbeitsteilung zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden auf die Wirtschaft der Völker und das Dasein der Individuen gewirkt hat, je nach den Organisationsprinzipien, welche die einzelnen Wirtschaftsstufen beherrschen.

Auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft herrscht entweder Arbeitsvereinigung in den Händen des Hausvaters und der Hausmutter, oder es hat sich Arbeitsteilung auf Grund der Sklaverei oder Hörigkeit ausgebildet. In beiden Fällen stellt die Familie eine dauernde Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft dar. Es gilt der Grundsatz: wer mit mir arbeitet, soll mit mir essen.

Auf der Stufe der Stadtwirtschaft herrscht Spezialisation und Produktionsteilung. Die Teilproduzenten sind persönlich frei; aber Art und Zeit ihrer Produktion bestimmt in der Hauptsache der Konsument ihrer Erzeugnisse, der sie in dazu geeigneten Fällen zu temporären Produktionsgemeinschaften vereinigt. Für diese Zeit gewährt er ihnen oft auch die Kost.

Auf der Stufe der ausgebildeten Volkswirtschaft beherrscht der Unternehmer die arbeitsteilige Gütererzeugung. Die Teilproduzenten sind persönlich freie Arbeiter. Sie werden vom Unternehmer zu dauernden Produktionsgemeinschaften vereinigt. Jede sonstige Lebensgemeinschaft ist ausgeschlossen, und wenn der Unternehmer etwa bei Gelegenheit eines Geschäftsjubiläums seinen Arbeitern ein Fest gibt, so berichten die Zeitungen darüber, daß er an einem Tische mit ihnen gegessen und getrunken habe, und rechnen es ihm als besondere Herablassung an.

Das sind verschiedene ökonomische Welten, die eine tiefe Kluft von einander trennt. Liegt auf der ursprünglichen Arbeitsvereinigung des Hauses und zum Teil auch

noch auf der Arbeitsteilung der älteren Zeit ein warmer Hauch sittlicher Lebensgemeinschaft, so durchweht die moderne Arbeitsteilung der kalte, schneidende Wind der Berechnung, des Vertrags- und Vorteilsprinzips. War die ältere Arbeitsteilung die Trägerin der wirtschaftlichen Selbständigkeit, so stößt die moderne Arbeitsteilung immer größere Massen in die Abhängigkeit. In ihren Erwerbsfunktionen werden die Menschen unter dem Druck des Kapitals immer ungleichartiger, als Konsumenten immer einförmiger. War in alter Zeit die Güterausstattung des einzelnen als individuell gestaltetes Werk seiner Hände und seines Kopfes sozusagen ein Stück seines Wesens, das sich vergegenständlicht hatte, so ist das, was uns heute an Gebrauchsgütern umgibt, ein Werk vieler Hände und Köpfe. Seine Urheber sind uns herzlich gleichgültig, und so ist es auch meist ihr Werk, das wir seinem Vorbesitzer nach seinem Marktwert bezahlt haben. Im engen Kreise des Berufslebens verengert sich der Sinn, oft bis zu völliger Stumpfheit. Sind wir für den Verlust an Lebensfülle und Schaffensfreude in unserm Wirkungskreise genügend entschädigt durch den Reichtum der Konsumtion, der uns dadurch ermöglicht wird, daß tausend Hände für uns arbeiten, tausend Köpfe für uns denken? Oder ist das Leben durch die Arbeitsteilung bloß genußreicher, aber auch freudenarmer geworden?

IX.

Arbeitsgliederung und soziale Klassenbildung.

Die wirtschaftlichen Vorgänge der Arbeitsgliederung[1]) sind Anpassungsvorgänge. Sie entspringen sämtlich, mögen sie sonst in die Kategorie der Arbeitsvereinigung oder in die der Arbeitsgemeinschaft oder in die der Arbeitsteilung fallen, dem Streben, Mißverhältnisse, welche zwischen den jeweiligen Arbeitsaufgaben und der individuellen Arbeitsfähigkeit bestehen können, zu beseitigen, beide mit einander in Übereinstimmung zu setzen. Demgemäß müssen sie auf das Individuum zurückwirken, indem sie dieses nötigen, geistig und körperlich auf eine bestimmte Arbeitsaufgabe sich einzurichten, ihr sich anzubequemen. Dabei sind zuerst immer gewisse Widerstände der menschlichen Natur zu überwinden; ist dies aber einmal geschehen, so pflegt durch fortgesetzte Übung an Stelle dieses negativen Elements ein positives hervorzutreten. Das Individuum gewinnt Ver-

1) Es wird zum Verständnis dieses und der beiden vorigen Abschnitte beitragen, wenn ich hier die verschiedenen Arten und Unterarten der Gliederung der Arbeit in einem schematischen Überblick darstelle:

A. Arbeitsvereinigung.

B. Arbeitsgemeinschaft
1. gesellige Arbeit.
2. Arbeitshäufung.
   a. einf. Arbeitshäufung.
   b. Arbeitsverkettung.
3. Arbeitsverbindung.

C. Arbeitsteilung
1. Berufsbildung.
2. Spezialisation.
3. Produktionsteilung.
4. Arbeitszerlegung.
5. Arbeitsverschiebung.

ständnis für die besondere Art seiner Arbeit; es bildet sich eine eigene Geschicklichkeit dafür; seine fortgesetzt auf das gleiche Ziel gerichteten Geisteskräfte wachsen sich in einer bestimmten Richtung aus; kurz, es wird die Disposition für die Arbeit zu einem Teil seines Wesens, mittels dessen es sich von andern Individuen unterscheidet.

Ist sonach die Art der Arbeit, welcher der Einzelne sich widmet, geeignet, eine besondere Ausprägung des Individuellen im Menschen hervorzurufen, so ist damit von selbst die Frage gegeben, wie weit solche der Arbeit entstammenden individuellen Merkmale auf das gesellschaftliche Dasein der Gattung zurückwirken. Schärfer gefaßt würde die Frage so zu stellen sein: Entspricht einer bestimmten Gliederung der Arbeit auch eine bestimmte Gliederung der Gesellschaft, und wie gestaltet sich die Wirkung der ersteren auf die letztere?

Die Frage ist nicht so einfach, wie sie vielleicht auf den ersten Blick hin sich darstellen mag. Nichts scheint z. B. einfacher, als das indische Kastensystem auf das Erblichwerden der Berufe zurückzuführen und seinen Ursprung demgemäß in der Arbeitsteilung zu suchen. Aber wir wissen genau, daß die niederen Kasten anderer Abstammung sind, als die höheren, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß auch Wohnort und Besitz bei der Entstehung jener erblichen Schichtung der Gesellschaft mitgewirkt haben. Endlich sehen wir, daß das Wesen der Kaste in der Reinheit des Blutes und des Umgangs gefunden wurde. Verschiedenheit der Kaste schloß namentlich die Gemeinschaft der Mahlzeit aus, während sie eine Gleichheit der Beschäftigung nicht gehindert zu haben scheint. Dies alles läßt die Annahme als sehr wohl möglich erscheinen, daß die Scheidung nach Berufen erst eine Folge der aus Stammesunterschieden hervorgegangenen Kasteneinteilung gewesen sei, nicht ihre Ursache.[2]) Ein ähnlicher Entwick-

2) Vielleicht führt das oben S. 57 ff. über die Stammesgewerbe Bemerkte auf die rechte Spur.

lungsgang läßt sich bei den mittelalterlichen Ständen noch nachweisen.

Überhaupt ist bei den Beziehungen zwischen Wirtschaft und Gesellschaft nie zu vergessen, daß sie gegenseitig sind und daß dabei nur selten sicher zu erkennen ist, was Wirkung und was Rückwirkung ist. Wie eine besondere Art der Arbeitsgliederung, wenn sie das Individuum für seine Lebensdauer ergreift, der Gesellschaft eigenartig differenzierte Menschen liefert, so hat die Gesellschaft hinwiederum in ihren Schichten und Individuen den bildsamen Stoff abzugeben, dessen sich die Arbeitsgliederung bedient. Gewisse Schichtungen der Gesellschaft werden bestimmte Formen der Arbeitsgemeinschaft und der Arbeitsteilung begünstigen, andere sie erschweren. Die Sklaverei z. B. begünstigt die Arbeitsverkettung; das Vorhandensein einer zahlreichen Schicht besitzloser Lohnarbeiter fördert die Arbeitszerlegung. Aber jene sozialen Momente allein sind noch nicht imstande, diese Wirkungen hervorzurufen; es müssen auch noch Voraussetzungen technischer und allgemein kultureller Natur gegeben sein, bei der Arbeitszerlegung z. B. ein vielfältig differenzierter Apparat von Produktionswerkzeugen.

So sind alle diese Beziehungen außerordentlich verwickelter Natur und wollen mit größter Vorsicht behandelt sein. Meist kann man nur sagen, was sich auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete neben einander findet, und nur selten wird sich entscheiden lassen, wie es sich gegenseitig bedingt. Versuchen wir dem entsprechend die sozialen Beziehungen der verschiedenen Gliederungsformen der Arbeit aufzuzeigen, so begeben wir uns auf ein noch sehr wenig durchforschtes Gebiet, auf dem jeder Schritt vom Wege ab in undurchdringliche Wirrnis führt.

Zunächst scheint das älteste System der Arbeitsgliederung, die Arbeitsvereinigung, für die Gesellschaft bedeutungslos zu sein. In ihrem frühesten Auftreten reicht sie zurück bis in die vorwirtschaftliche Periode,

wo der Einzelne alle Arbeit zu leisten hat, die zu seiner Erhaltung notwendig ist. Sie findet sich sodann in großer Ausdehnung auf den älteren Stufen der geschlossenen Hauswirtschaft. Die Werkzeuge sind einfach und wenig zahlreich; jedes einzelne von ihnen muß den verschiedenartigsten Zwecken dienen; jeder muß ihre Handhabung kennen. Zu einer Scheidung der Gesellschaft, zu einer Bildung sozialer Abhängigkeitsverhältnisse kann von einer solchen Art der Arbeit offenbar nicht der Anstoß gegeben werden. Die Gesellschaft scheint aus einer unterschiedslosen Masse von Einzelhaushaltungen bestehen zu müssen, und sie wird dies tatsächlich, so lange Gesamteigentum an Grund und Boden herrscht. Innerhalb der Einzelhaushaltungen dagegen kann eine Trennung von Männer- und Frauenarbeit stattfinden. Aber sie überträgt sich nicht auf die Gesellschaft; jede Haushaltung ist in diesem Punkte eine genaue Wiederholung der andern. Finden sich dennoch soziale Unterschiede, so ist ihre Ursache in andern Umständen zu suchen.

Auch auf höheren Stufen der Entwicklung bis zu den höchsten hinauf bewahrt die Arbeitsvereinigung diesen Charakter. Heute findet sie sich fast ausschließlich in den tiefern Regionen des wirtschaftlichen Lebens und in den unteren Schichten der Gesellschaft. Sie entspringt hier in den meisten Fällen dem Drange nach Selbständigkeit; sie ist die Stütze der „kleinen Leute", ihr Halt und ihr Trost. Ja sie kann hier selbst als Gegenwirkung einer zu weit getriebenen Arbeitsteilung auftreten.[3]) Wäre sie allein in der Wirtschaft eines Volkes wirksam, so würde sie zu einer Gesellschaft von tödlicher Einförmigkeit führen, indem das Aufstreben von unten nach oben ausgeschlossen wäre.

Anders die Arbeitsgemeinschaft. Zwar in ihrer losesten Form, der geselligen Arbeit, tritt sie immer nur vorübergehend zwischen Gleichen ein und kann darum

3) Vgl. meine Bemerkungen im Handwörterbuch d. Staatsw. IV, S. 377.

kaum auf die Gliederung der Gesellschaft einwirken. Höchstens, daß sie dieselbe widerspiegelt. Dagegen werden die beiden Formen der Arbeitshäufung zu einem Mittel der sozialen Gruppenbildung; sie schaffen und erhalten soziale Abhängigkeitsverhältnisse oder befestigen doch ihren Bestand, wo sie sich aus andern Ursachen gebildet haben. Und ähnliches läßt sich, wenn auch nicht mit gleicher Bestimmtheit, von manchen Formen der Arbeitsverbindung sagen. Bei beiden liegt das Zusammenarbeiten Mehrerer in der Größe der Arbeitsaufgaben begründet gegenüber der Unvollkommenheit der Werkzeuge, und wo jene Aufgaben von dauernder Natur sind oder sich doch in einem Wirtschaftsgebiet (z. B. beim Landbau) häufig wiederholen, erfordern sie zu ihrer Sicherstellung dauernde soziale Gruppierungen, die durch irgend eine Herrschaftsgewalt festgehalten werden.

Darauf beruht zum guten Teile die lange Fortdauer der Sklaverei und Leibeigenschaft, obwohl man nicht wird sagen können, daß die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft diese Einrichtungen ursprünglich geschaffen habe. Überall aber, wo Menscheneigentum und erbliche Abhängigkeit der Arbeiterbevölkerung bestanden hat, bemerken wir, daß in den Anfängen Herr und Knecht sich wenig von einander unterscheiden, daß beide mit einander die Arbeit verrichten, und daß der abhängige Stand an Zahl kaum stärker, oft sogar noch schwächer ist, als der herrschende. Aber im Laufe der Zeit ändert sich das; der geknechtete Teil der Bevölkerung wird zahlreicher, weniger durch natürlichen inneren Zuwachs als durch künstliche äußere Vermehrung infolge von Unterwerfungskriegen, Menschenraub, Sklavenhandel, Mißbrauch der Macht gegen schwächere Freie. Und zu gleicher Zeit scheidet sich der Stand der begüterten Freien immer schärfer von dem der Unfreien; die Arbeit wird in den Augen der ersteren eine Schande, während sie für die letzteren zu einer immer drückender werdenden Last sich gestaltet. Eine tiefe Kluft

trennt die Gesellschaft, und es gibt kein Mittel, sie zu überbrücken, als die Entlassung aus dem Verhältnisse der Zwangsarbeit. Oft genügt diese nicht einmal, wie z. B. die scharfe Unterscheidung zwischen Freien und Freigelassenen bei den Römern zeigt.

Die Notwendigkeit dieses Stufenganges liegt in den technischen Momenten begründet, durch welche die entwickelten Formen der Arbeitsgemeinschaft bedingt werden. Die Unvollkommenheit der Werkzeuge[4]) bringt es mit sich, daß größere Arbeitserfolge nur durch massenhafte Aufbietung von Menschenkraft erreicht werden können. Jeder Fortschritt der Einzelwirtschaft ist somit an die Voraussetzung geknüpft, daß sie die Zahl ihrer Zwangsarbeiter vermehrt. Jede Steigerung des Wohllebens der herrschenden Klasse ist mit einer für unser Empfinden ungeheuerlichen Verschwendung von Menschenmaterial verbunden. Zum Zwecke wirksamster Arbeitsverwendung muß das letztere organisiert und diszipliniert werden.

Die Notwendigkeit truppweiser Beschäftigung der Unfreien ist seither immer aus der Unzuverlässigkeit und Faulheit der letzteren hergeleitet worden, welche strenge Beaufsichtigung der Arbeit erforderten, und es ist ja richtig, daß diese Merkmale überall der Unfreiheit als dauernder Einrichtung anhaften. Aber doch nicht ihr allein; sie sind vielmehr notwendige Begleiterscheinungen der Halbkultur überhaupt und finden sich da auch bei Freien. Überdies wendet der Sklavenhalter neben dem System der Arbeitsgemeinschaft auch das der Arbeitsteilung an, wo dieses dazu führen kann, dem einzelnen Arbeiter einen bestimmten Pflichtenkreis zuzuweisen, für dessen Erfüllung er verantwortlich gemacht werden kann.[5]) Aber meist ist auf dem

---

4) Vgl. auch A. Loria, „Die Sklavenwirtschaft im modernen Amerika und im europäischen Altertum" in der Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte IV, S. 68 ff.

5) Es geschieht das sogar mit Vorliebe bei der Hausarbeit und den persönlichen Dienstleistungen. Siehe oben S. 100 f. 310 f.

Gebiete der Produktion die Ausscheidung besonderer Arbeitsaufgaben für den Einzelnen entweder nicht möglich, oder sie wäre unvorteilhaft, und so sehen wir hier die Arbeitsgemeinschaft in größtem Umfange Platz greifen und zum bei weitem vorherrschenden Organisationsprinzip für die unfreie Arbeit werden.

Schon David Hume[6]) hat bemerkt, daß die Sklaverei zu einer strengen militärischen Disziplin nötige, und eine solche finden wir denn auch regelmäßig mit jenem Arbeitssystem verbunden.

Im alten Ägypten besaß „jede der großen Verwaltungen ihre eigenen Handwerker und Arbeiter, die in Truppen eingeteilt waren. Einer solchen Truppe begegnen wir schon auf den Domänen der Vornehmen des alten Reiches und sehen, wie sie, von ihrem Bannerträger geleitet, vor dem Herrn des Gutes in Parade aufzieht. Eine Truppe bilden auch die Ruderknechte jedes größeren Schiffes, und selbst die Dämonen, welche das Sonnenschiff nachts durch die Unterwelt ziehen, führen diesen Namen. Ebenso sind die Handwerker der Tempel und der Nekropolen organisiert; der ägyptische Beamte vermag sich diese Leute niederen Standes nur als Menge zu denken; der einzelne Arbeiter existiert für ihn ebensowenig, als der einzelne Soldat für unsere hohen Offiziere existiert . . . Wenn schon diese freien oder halbfreien Arbeiter stets in Trupps auftreten, so sind die eigentlichen Leibeigenen der Tempel und Nekropolen und die leibeigenen Bauern der Güter förmlich militärisch organisiert und gelten geradezu als ein Teil des Heeres“.[7])

Ähnliches finden wir in den großen römischen Sklavenwirtschaften. Auf den Landgütern sind die unfreien Arbeiter in Abteilungen geteilt, je nach ihrer Beschäftigung; jede Abteilung zerfällt wieder in Arbeiterzüge von nicht

6) Essays S. 252.

7) Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 180—186.

mehr als zehn Mann, die einem „Treiber“ unterstellt sind; über alle zusammen kommandiert der Villicus. Ihr Tagewerk vollzieht sich in militärischer Ordnung; in der Nacht sind sie kaserniert. In den reichsten Häusern weist auch die Stadtfamilie derartige Züge auf; im kaiserlichen Hofhalt werden die einzelnen Abteilungen der Sklaven geradezu als Kollegien oder Körperschaften bezeichnet.[8])

Sehen wir hier, wie die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft zu dauernden Organisationen unter den Unfreien führte, so war solches nicht minder der Fall beim spätrömischen Kolonat, bei der mittelalterlichen Fronhofsverfassung und der neueren Gutsuntertänigkeit, durch welche die für die ländliche Großwirtschaft nötigen Arbeitskräfte im Anschluß an das Grundeigentum zu geschlossenen Körperschaften zusammengefaßt wurden, um sie bei dem wechselnden Arbeitsbedürfnis stets für die Zeit der Saat und Ernte bereit zu haben. Man kann geradezu sagen, daß die Hörigkeit, die Schollenpflichtigkeit, die Leibeigenschaft in der Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft ihren Halt besaßen, und daß durch diese ihre große Verbreitung und lange Dauer bedingt war.

Eine Rückwirkung der Arbeitsgemeinschaft auf die Gliederung der Gesellschaft ist damit außer Zweifel gestellt, und die erstere hat sich in letzterer nicht bloß eine eigenartige sozialrechtliche Ausprägung geschaffen, sondern sie hat auch die geistige Disposition der gebundenen Arbeiter wesentlich beeinflußt. Einer der geistvollsten Beobachter norddeutscher agrarischer Zustände[9]) im XVIII. Jahrhundert fand als einen hervorstechenden Zug im Charakter der Bauern, „daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage,

8) Vgl. Marquardt, Privatleben der Römer, S. 144 ff. 154.

9) Christian Garve, Über den Charakter der Bauern und ihr Verhältnis gegen die Gutsherren und gegen die Regierung, Breslau 1786, S. 14 ff.

bey jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Korps aus wie die Soldaten und bekommen auch einen esprit de corps". Ähnliches wird sich von allen Verhältnissen der Unfreiheit sagen lassen: die Gleichartigkeit und die Disziplinierung der Arbeit schafft herdenähnliche Massen, die in dem Maße mehr stumpf und indolent werden, als ihre Lage hoffnungslos ist.

Darin liegt mit die geringe Ergiebigkeit ihrer Arbeit begründet, und diese führt wieder zu unmenschlicher Härte der Behandlung, welche den arbeitenden Menschen auf die Stufe des Tieres herunterdrückt. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sich mit derselben Arbeit dieselbe Denkweise, dieselben Gefühle und Empfindungen gegen die Unterdrücker in ihnen fort. Die herrschende Klasse unterscheidet sich nunmehr in merklicher Weise, geistig und auch körperlich, von der unterdrückten, wie der frohwüchsige Waldbaum sich vom verkümmerten unterscheidet. Aber Ursachen und Folgen sind bei diesem Entwicklungsvorgang wie in einem wirren Knäuel verschlungen; man erblickt nur ein Labyrinth von Wirkungen und Gegenwirkungen wirtschaftlicher und sozialer Momente und nirgends einen Faden, der das forschende Auge sicher hindurchgeleitete. Es sind enge Beziehungen zwischen beiden Gebieten vorhanden; das ist alles, was wir mit einiger Zuversicht feststellen dürfen.

Ungleich leichter scheint unsere Frage bei der dritten Hauptform der Arbeitsgliederung, der **Arbeitsteilung**, sich zu entscheiden, und es knüpft sich hier an sie für uns auch ein größeres Interesse. Denn von ihr wird jeder Einzelne in der heutigen Welt persönlich berührt; jeder hat sich, wenn er anders nicht ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft sein will, einer speziellen Arbeitsaufgabe anzupassen, und je vollkommener ihm das gelingt, um so verschiedener werden die Menschen selbst in ihrem ganzen Tun und Denken.

Die deutsche Berufsstatistik von 1907 unterschied im ganzen 13668 verschiedene Berufsbezeichnungen. Wenn man nun auch berücksichtigen muß, daß für manche Berufe verschiedene Namen in den verschiedenen Teilen des Reiches gebräuchlich sind, und daß demnach für Doppel-Zählungen an dieser Zahl ein Abzug zu machen ist, so ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß namentlich innerhalb des öffentlichen Dienstes und der liberalen Berufsarten sehr verschiedene Arbeitsarten mit den gleichen Namen bezeichnet werden, und daß die zahlreichen Sonderarbeiten, welche innerhalb der einzelnen Großbetriebe durch Arbeitszerlegung entstanden und Spezialarbeitern dauernd übertragen sind, von der Statistik nur unvollständig erfaßt werden können. Jene Zahl dürfte also eher zu niedrig als zu hoch sein. Wir hätten somit rund 13500 Arten menschlicher Tätigkeit, von denen jede in unserer modernen Gesellschaft zur Lebensaufgabe werden und die ganze Persönlichkeit sich unterwerfen kann.

Und fortwährend bilden sich neue Sonderberufe.[10]) Jedes neue Produktionsverfahren, jeder Fortschritt der

10) Von 1882 bis 1907 hat sich die Zahl der Berufsbezeichnungen in der deutschen Berufsstatistik um 7469 vermehrt. Sie betrug

für die Berufsabteilungen:	nach der Berufszählung von 1882	1895	1907
A. Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft, Fischerei	352	465	851
B. Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	2661	5406	7616
C. Handel und Verkehr	1215	2266	2592
D. Häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art	75	82	125
E. Militär-, Hof-, bürgerlicher und kirchlicher Dienst, freie Berufsarten	1876	2079	2484
Zusammen	6179	10298	13668

Wie weit dieses Wachstum der Ziffern auf eine wirkliche Vermehrung der Berufsarten, wie weit es auf größere Genauigkeit der statistischen Aufnahme zurückzuführen ist, ist nicht zu sagen. Sicher aber kommt ein Teil der Differenz auf Rechnung der zunehmenden Arbeitsteilung.

Technik und Wissenschaft wird der allgemeinen Arbeitsteilung unterworfen und zwingt denkende und fühlende Menschen in den engen Kreis kleinster und kleinlichster Berufsinteressen. Die Zeit, welche Ferguson kommen sah, wo auch das Denken zu einem besonderen Geschäft wird, ist längst erreicht.[11]) Das Bereich des Allgemein-Menschlichen verengert sich in dem Maße, als die Sonderinteressen der zahllosen Lebenssphären auseinandergehen und als der Kampf ums Dasein schwieriger wird.

Die natürliche und kulturelle Verschiedenheit der Menschen kommt zweifellos diesem Auseinandergehen in die verschiedensten Lebensrichtungen zu Hilfe; aber ich glaube doch in viel geringerem Grade, als oft angenommen wird. Freilich wie ein Jockey von einem Lastträger, ein Bierbrauer von einem Schneider, eine Tänzerin von einer Sängerin, ein Poet von einem Kaufmann sich unterscheiden muß, um seinem Berufe gewachsen zu sein, weiß jedermann. Welche Naturanlage aber den einen zum Trichinenschauer, den andern zum Buchbinder, den dritten zum Hühneraugenoperateur, Strumpfwarenfabrikanten oder Zigarrenhändler prädestiniert erscheinen lassen, das dürfte ebenso schwer zu sagen sein, wie sich der Erfolg in irgend einer liberalen Berufsart für das einzelne Individuum vorausbestimmen läßt.

Wenn sonach auch manche Berufsarten eine besondere Naturanlage zur höchsten Entfaltung zu bringen geeignet sind, so wird bei vielen andern das Vorhandensein einer solchen von keiner erkennbaren Bedeutung sein. Alle aber werden durch fortgesetzte Übung und Gewöhnung eine gewisse Differenzierung der Menschen hervorbringen, die sich ihnen widmen: gewisse Organe werden durch Nichtgebrauch

11) Am offenkundigsten in der Politik, wo die Mehrzahl der Menschen ihre Gedanken fertig aus irgend einer Zeitungsfabrik bezieht. Aber doch auch weithin in der Wissenschaft, wo darum immer der Letzte Recht hat, z. B. der Rezensent oder sonst ein schreibseliger Bekrittler eines Buches vor dem Verfasser.

verkümmern, während andere durch steten Gebrauch sich zu großer Vollkommenheit entwickeln; es wird, entsprechend seiner Arbeitsaufgabe, das Individuum körperlich, geistig und sittlich auf einen bestimmten Ton gestimmt; es wird ihm durch den Beruf ein besonderes, oft schon äußerlich erkennbares Gepräge aufgedrückt. Wir alle erkennen das an, wenn wir unwillkürlich Unbekannte, mit denen wir zusammentreffen, im Stillen nach Berufstypen klassifizieren.

Mit dieser persönlichen Differenzierung aber überträgt sich die wirtschaftliche Gliederung auch auf die Gesellschaft. Gleiche Lebensaufgabe und Lebensanschauung, gleiche wirtschaftliche Stellung und Gewöhnung führen zu einer neuen sozialen Gruppenbildung. Sie erzeugen die Berufsstände, und die Interessengemeinschaft, welche diese bis in ihre feinsten Verzweigungen hinein beherrscht, ist stark genug, um die überkommenen Unterschiede der Geburtsstände zu überdecken oder sie bis zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Wir haben es selbst erlebt, wie diese neuen sozialen Massenzusammenhänge über die politischen Grenzen hinausgreifen, und wie die auf der Berufsgliederung beruhenden sozialen Interessen und Gemeinschaftsgefühle die auf die Gleichheit des Blutes zurückgehenden nationalen überwuchern.

Unter diesen Umständen durfte die schon durch die neuere Biologie nahegelegte Frage erhoben werden, ob und wie weit in einer Gesellschaft mit freier Berufswahl die durch die Arbeitsteilung hervorgebrachten persönlichen Verschiedenheiten sich unter den Menschen vererben, ähnlich wie sich im System der Kasten und Geburtsstände solche Eigentümlichkeiten übertragen. Es handelt sich dabei nicht bloß um beruflich verwertbare natürliche Anlagen, bei denen die Möglichkeit der Vererbung — aber auch nicht mehr — ohne weiteres zuzugeben ist. Es handelt sich um die ganze körperliche und geistige Disposition für einen Beruf, um die durch Anpassung an eine begrenzte Arbeitsaufgabe erworbene Geschicklichkeit, um das durch sie be-

dingte geistige Niveau, um die durch die Berufsstellung erzeugte Lebensauffassung und Willensrichtung.

Nach der letzteren Seite ist in der Dichtung seit Shakespeares Wintermärchen das Problem oft behandelt worden, gewöhnlich so, daß man Erziehungseinflüsse wirksam werden läßt, die dem Charakter und den Lebensverhältnissen der Eltern entgegengesetzt sind. Die Ansichten über den Ausgang haben im Laufe des letzten Jahrhunderts vielfach gewechselt, und es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe für einen Literaturhistoriker, die Abhängigkeit der Dichtung vom Zeitgeiste und von der Lebensstellung der Dichter an diesem Erziehungs- und Vererbungs-Problem näher zu untersuchen. Während Lindau („Gräfin Lea") die Tochter des Wucherers, trotz der väterlichen Erziehung, zu einem Ausbund von Edelsinn werden läßt, bleibt in einem Roman von Arsène Houssaye (Les trois Duchesses) von drei gleich nach der Geburt verwechselten Kindern der Sohn der Bäuerin an Verstand und Sinnesart ein Bauer, obwohl er als Prinz erzogen wird; die Tochter der leichtsinnigen Schauspielerin wird zur Courtisane, und die Tochter der Herzogin zeigt auch in niederer Umgebung die angeborene Hoheit der Gesinnung.

Auch in der ernsteren Literatur ist die Frage vielfach gestreift worden. So hat W. H. Riehl in seinen „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" die „beschränkten Bauernjungen", welche das Gymnasium mit bester Note absolvieren, den „geistig sehr angeregten Söhnen gebildeter Eltern" gegenübergestellt, denen sich Klasse für Klasse eine unüberspringliche Mauer vorschiebe. Die ersteren, meint er, würden auf der Universität mittelmäßige Studenten, die der „gebildete Sohn gebildeter Eltern", wenn er überhaupt zur Universität gekommen wäre, bald überholt haben würde. Zuletzt werde der ehemalige Bauernjunge nur „ein höchst mittelmäßiger, aber immer noch bureaugerechter Beamter". Was aus dem Sohne gebildeter Eltern wird, „dem die mannigfachen Bildungsinteressen

schon im Elternhause angeflogen waren", bleibt uns leider verschwiegen.

Mit dem Anspruche streng wissenschaftlicher Behandlung,[12]) der hier wohl nicht erhoben wird, hat erst G. **Schmoller** den Gegenstand erörtert und in sehr zuversichtlicher Weise dahin entschieden, „die Anpassung der Individuen an verschiedene Tätigkeiten, in erblicher Weise durch Jahrhunderte und Jahrtausende gesteigert, habe immer individuellere, verschiedenere Menschen erzeugt". Alle höhere Gesellschaftsorganisation beruhe auf fortgesetzter durch die Arbeitsteilung hervorgebrachter Differenzierung. „Die Kasten, die Aristokratien der Priester, der Krieger, der Händler, das Zunftwesen, die ganze heutige Arbeitsverfassung seien nur die zeitlich verschiedenen Formen, welche die Arbeitsteilung und Differenzierung der Gesellschaft aufgeprägt habe, und jeder einzelne sei zu der ihm eigentümlichen Funktion nicht bloß durch individuelles Geschick und Schicksal gekommen, sondern mit durch seine körperliche und geistige Verfassung, seine Nerven, seine Muskeln, welche auf erblicher Veranlagung beruhen, durch eine Kausalkette von vielen Generationen bestimmt sind. **Nur eine sekundäre Folge der sozialen Differenzierung sei die Verschiedenheit des sozialen Ranges und Besitzes, der Ehre und des Einkommens.**"[13])

12) **Schmoller** hat diesen Ausdruck in der Besprechung meines Buches im Jahrbuch für Gesetzg., Verw. und Volksw. XVII (1893), S. 303 ff. beanstandet; er will seine Ausführungen nur als „eine Art historisch-philosophischen Versuch" betrachtet wissen. Ich vermag in dieser Charakterisierung keinen Gegensatz gegen den von mir gebrauchten Ausdruck zu erblicken. Auch kann ich nicht finden, daß die weiteren Ausführungen Schmollers a. a. O. den Beweis erbracht haben, daß ich ihn in wesentlichen Punkten mißverstanden habe. Ich glaube darum am richtigsten zu handeln, wenn ich das Nachfolgende wörtlich wieder so abdrucken lasse, wie es in der 1. Auflage gestanden hat, und den Leser auf die Bemerkungen Schmollers dazu am vorerwähnten Orte aufmerksam mache.

13) Vgl. die Aufsätze Schmollers über die Arbeitsteilung in seinem

Man wird vielleicht erwarten, daß der Beweis für diese überraschenden Sätze auf biologischem Wege zu führen versucht worden sei. Allein abgesehen von einer flüchtigen Berührung biologischer Analogien wird diese Bahn vermieden. Und doch wäre es gewiß ratsam gewesen, sie weiter zu verfolgen, weil sie unausbleiblich zu einem Punkte hätte führen müssen, wo der Begriff der Vererbung definiert und sein Gebiet gegen das der Nachahmung und Erziehung abgegrenzt werden mußte.[14])

Auch wir werden darum den Weg zu vermeiden haben und uns auf eine Prüfung des großen historischen und ethnographischen Materials einlassen müssen, das Schmoller für seine Behauptungen anführt.

Es ist eine eigene Sache um solche historische Beweise. Dem Auge des Rückwärtsschauenden verschieben sich die Dinge. Ursache und Wirkung erscheinen ihm zeitlich gleich nahe. Er befindet sich in ähnlicher Lage wie der Mann, der in die räumliche Ferne blickt und einen Kirchturm, welcher weit hinter einer Häusergruppe sich erhebt, unmittelbar über dem vordersten Gebäude emporsteigen sieht.

So fürchte ich, daß auch Schmoller in den ausschlag-

Jahrbuch XIII, S. 1003—1074. XIV, S. 45—105 und eine kurze Zusammenfassung des Ergebnisses in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. LXIX, S. 464.

14) Man findet einen derartigen Versuch, der freilich schwächlich genug ausgefallen ist, bei Felix, Entwicklungsgeschichte des Eigentums I, S. 130 ff. — Unter den neueren Biologen ist der hier in Frage kommende Punkt des Vererbungs-Problems wohl kaum mehr streitig; namentlich hat Weismann (Das Keimplasma, Jena, 1892) die Vererbung erworbener Eigenschaften entschieden bestritten. Man vergleiche auch: Galton, A Theory of heredity im Journal of the Anthropological Institute, V, p. 329 ff. James, The Principles of Psychologie II, 678. Alfr. Russel Wallace, Studies scientific and social, I, p. 512 führt sehr interessante Beispiele an, die ihm zu zeigen scheinen, „daß die aus Übung hervorgegangene spezielle Geschicklichkeit, wenn sie sich durch mehrere Generationen fortsetzt, nicht vererbt wird und keine Neigung zeigt zu wachsen".

gebenden Fällen seiner weit ausgreifenden Untersuchungen das Kausalitätsverhältnis der geschichtlichen Vorgänge in einer gegen die Wirklichkeit umgekehrten Folge erblickt hat. Soweit jene Vorgänge nicht in Zeiten zurückreichen, die sich der Forschung entziehen, wie die Entstehung der Kasten, des Priestertums, des ältesten Adels, möchte ich glauben, daß man den auffallenden Schlußsatz Schmollers unbedenklich umkehren und sagen kann: die Verschiedenheit des Besitzes und Einkommens ist nicht die Folge der Arbeitsteilung, sondern ihre Hauptursache.

Für die Vergangenheit, soweit sie unserem Auge offen liegt, läßt sich das mit vollkommener Sicherheit dartun. Die ungleiche Größe und Besitzweise des Grundeigentums bildet bei den alten Griechen und Römern und auch bei Germanen und Romanen vom frühen Mittelalter ab die Grundlage der Ständegliederung. Der Adel, der Bauernstand, der Stand der Hörigen und Unfreien sind zunächst bloße Besitzstände und werden erst mit der Zeit zu einer Art von Berufsständen.[15]) Als im Mittelalter mit dem Aufkommen des Handwerkerstandes die eigentliche Berufsbildung einsetzt, geht sie wieder von der Besitzverteilung aus. Die Knechte des Fronhofs, die Hörigen ohne Grundbesitz, welche eine gewerbliche Kunst gelernt haben, beginnen auf eigene Hand ihre Arbeitsgeschicklichkeit zu verwerten. Die Betriebsweise des Gewerbes muß sich ihrer Armut anpassen; sie ist reines Lohnwerk, bei dem der Gewerbetreibende den Rohstoff vom Besteller erhält. Erst später kommt es zur eigentlichen Produktionsteilung zwischen Landwirt und Handwerker. Der Letztere erlangt ein eigenes Betriebskapital. Wie gering dieses aber noch ist, geht daraus am besten hervor, daß in der Regel der Handwerker nur auf Stückbestellung arbeitet, und daß der ganze industrielle Umwandlungsprozeß, den ein Roh-

15) Der „Dienstadel" ist kein Beweis gegen, sondern für diese Auffassung. Er wäre undenkbar, wenn nicht der Grundadel ihm vorausgegangen wäre.

produkt durchmachte, gewöhnlich in einer Hand lag. Die Gewerbebetriebe waren ausschließlich Kleinbetriebe. Wo ein Handwerk infolge des großen Umfangs seines Produktionsgebietes größeres Kapital erforderlich machte, da griff man nicht zum Großbetrieb mit Arbeitszerlegung, sondern zur Spezialisation, durch welche das Kapitalerfordernis beschränkt, der Betrieb klein erhalten wurde.

Wie man sieht, ist jeder Schritt, den die mittelalterliche Arbeitsteilung im Gewerbe machte, vom Vermögensbesitz abhängig. Nicht anders ist es mit dem Handel. Der mittelalterliche Handelsstand entsteht aus dem Stande der städtischen Grundeigentümer, die durch Einführung der Häuserleihe und des Rentkaufs zu Besitzern mobilen Kapitals geworden waren. Aus diesem Stande von Rentnern und Handelsherren geht seit dem XVII. Jahrhundert der Fabrikantenstand hervor. Dadurch, daß dieser den Gewerbebetrieb mit seinen Kapitalien befruchtet, entstehen die beiden neuen Formen der Arbeitsteilung: Arbeitszerlegung und Arbeitsverschiebung, und die Produktionsteilung gelangt erst jetzt zu voller Wirksamkeit. Jetzt erst wandern halbfertige Produkte in Massen von Werkstatt zu Werkstatt; in jedem Betriebe werden sie Kapital, in jedem wird an ihnen verdient; von Produktionsabschnitt zu Produktionsabschnitt werden neue Zinsen und Spesen hinzugeschlagen. Die Arbeitszerlegung setzt einen Stand von besitzlosen Lohnarbeitern voraus. Er geht hervor aus dem durch die kapitalistische Gestaltung der Arbeitsteilung freigesetzten Teile des Handwerkerstandes und aus der landlosen bäuerlichen Bevölkerung.

Gerade beim Gewerbe wird die Abhängigkeit der Arbeitsteilung vom Besitze besonders sichtbar. Im Mittelalter vermehrte jeder Fortschritt der industriellen Arbeitsteilung die Zahl der städtischen „Nahrungen“, weil er das Betriebskapital verringerte; in der Gegenwart vermindert der Fortschritt der Arbeitsteilung die Zahl der Selbständigen, weil er Anlage- und Betriebskapital vermehrt. Im

Mittelalter suchte man jedes gewerbliche Produkt möglichst lange in einem Betriebe festzuhalten, um möglichst viel Arbeit darin zu verkörpern; in der Gegenwart wird das Betriebskapital vermöge der Arbeitszerlegung möglichst rasch durch den einzelnen Produktionsabschnitt hindurchgetrieben, um das Verhältnis zwischen ausgelegtem Zins und erzieltem Kapitalprofit günstiger zu gestalten. Im Mittelalter zwang die Kapitalarmut zur Spezialisation; in der Gegenwart treibt der Kapitalreichtum zur Arbeitszerlegung und Arbeitsverschiebung.

So haben die großen Züge unserer sozialen Berufsgliederung sich historisch aus der verschiedenen Verteilung des Eigentums entwickelt, und sie ruhen fortgesetzt auf dieser Grundlage, die durch unsere heutige Wirtschaftsorganisation immer mehr befestigt wird. Das letztere erklärt sich sehr einfach aus folgenden zwei Umständen: 1. jeder Beruf wirft unter unserer Wirtschaftsorganisation ein Einkommen ab, und nur der Besitzende ist imstande, sich die bevorzugten Stellen des Einkommenserwerbs innerhalb der allgemeinen Arbeitsgliederung auszusuchen, während der Besitzlose mit den schlechteren Stellen vorlieb nehmen muß;[16]) 2. der Besitz selbst liefert vermöge seiner kapitalistischen Natur auch ohne eigene Arbeit dem Besitzer ein Einkommen und überträgt sich erblich mit dieser Fähigkeit. Soweit unsere Besitzklassen auch soziale Berufsstände sind, sind sie es nicht deshalb, weil der Beruf Besitz schafft, sondern vielmehr deshalb, weil der Besitz die Berufswahl bedingt und weil in der Regel das Einkommen, das der Beruf abwirft, sich in ähnlicher Weise abstuft, wie der Besitz, auf welchen der Beruf sich gründet.

Was ich damit ausspreche, ist durchaus nichts Neues. Ein jeder von uns handelt nach dieser Auffassung, die ihm die tägliche Erfahrung an die Hand gibt, und auch die wissenschaftliche Nationalökonomie hat sie immer anerkannt.

---

16) Vgl. Lotmar, Die Freiheit der Berufswahl (Leipz. 1898), S. 27.

Geht doch die ganze Theorie des Arbeitslohns von der Voraussetzung aus, daß der Sohn des Arbeiters nichts anderes werden kann als wieder ein Arbeiter, und daß dies eine Folge sei seiner Armut, nicht der ererbten beruflichen Anpassung. Und muß man denn wirklich erst noch beweisen, daß Berufsarten, zu deren Beginn und Betrieb Kapital nötig ist oder deren Erlernung große Auslagen erfordert, dem Besitzlosen so gut wie verschlossen sind? Die vielgerühmte „Freiheit der Berufswahl“ besteht also nur zwischen sehr engen Grenzen. In seltenen Ausnahmefällen werden letztere wohl einmal überschritten; in der Regel aber wird jedem nicht der spezielle Beruf, wohl aber die soziale Berufsklasse,[17]) der er anzugehören hat, durch die Vermögensausstattung des elterlichen Hauses zugewiesen. Der „soziale Rang“ aber, welcher der einzelnen Berufsklasse in der Schätzung der Menschen zuteil wird, läßt sich ohne die entsprechende Vermögensausstattung schwer aufrecht erhalten — ein Beweis, daß auch er in letzter Linie nicht „eine sekundäre Folge der sozialen (auf Arbeitsteilung beruhenden) Differenzierung“, sondern ein Kind der Vernunftehe zwischen Besitz und Beruf ist.

Wie viele soziale Berufsklassen man auch unterscheiden mag, in jeder werden immer noch sehr verschiedenartige Berufszweige vertreten sein, und zwischen den letzteren wird ein fortwährender Austausch von Arbeitskräften stattfinden. Dieser Austausch reicht so weit, als die Berufsarten annähernd die gleiche Vermögensausstattung erfordern und deshalb in dem gleichen „sozialen Rang“ stehen. Man könnte auch sagen: als die Menschen unter einander heiraten oder regelmäßig gesellig verkehren, oder als annähernd das gleiche Bildungsniveau vorhanden ist. Alle diese Dinge stehen mit einander in Wechselbeziehung. Es ist eine alltägliche Erscheinung, wenn ein hoher Staats-

17) Über diesen Begriff, in welchem ich das gegenseitige Bedingtsein von Besitz und Beruf zum Ausdruck zu bringen versuchte, vgl. meine „Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt“, S. 70.

beamter seinen Sohn zur Landwirtschaft bestimmt, um ihm später ein Rittergut zu kaufen, wenn der Sohn des Großgrundbesitzers oder Fabrikanten die akademische Laufbahn einschlägt, der Sohn des Pfarrers Ingenieur wird, der Sohn des Ingenieurs Arzt, der Sohn des Arztes Kaufmann, der Sohn des Kaufmanns Jurist oder Architekt. Und eben so leicht und häufig ist der Übergang vom Bauern zum Schullehrer oder Bierbrauer, vom Bäcker zum Uhrmacher, vom Schmied zum Buchbinder, vom Bergmann zum Fabrikarbeiter, vom ländlichen Taglöhner zum Bahnwärter oder Droschkenkutscher. Wir alle finden diese Übergänge, trotz der großen Verschiedenheiten der Arbeitstechnik, sozial durchaus angemessen und wirtschaftlich unbedenklich, obwohl es doch kaum verschiedenartiger durch die Arbeitsteilung „differenzierte" Menschen geben kann als einen Staatsminister und einen Landwirt, einen Fabrikanten und einen Professor, einen Kaufmann und einen Architekten, und was dergleichen mehr ist. Und wenn der Sohn des Fabrikanten wieder Fabrikant wird, der Sohn des Bauern wieder Bauer, so wissen wir, daß in vielen Fällen der diesem Berufe einmal angepaßte Vermögensbestand den Beruf diktiert hat, ohne Rücksicht darauf, ob die aufgezwungene Rolle für das betreffende Individuum angemessen ist oder nicht.

Dieser Blick auf das praktische Leben muß uns abhalten, die Schmollersche Theorie von der Vererbung der durch die Arbeitsteilung hervorgebrachten persönlichen Differenzierung in allzu engem Sinne aufzufassen. Daß der Sohn des Schusters vermöge ererbter Anpassung besser imstande sein solle, Schuhe zu machen, als etwa Bilderrahmen, daß der Sohn des Pfarrers, auch wenn sein Vater ihm am Tage seiner Geburt entrissen worden wäre, unter allen Berufsarten wieder für den geistlichen Stand die größte natürliche Anlage aufweisen werde, kann jene Theorie unmöglich besagen wollen. Wenn in dem letzterwähnten Falle die Ahnen des Pfarrers seit zwei Jahr-

hunderten das geistliche Amt einander übertragen hätten, so würde, wenn wir den biologischen Vererbungsbegriff festhalten, von Geschlecht zu Geschlecht die berufliche Anpassung sich gesteigert haben, es würden immer vollkommenere berufliche Leistungen zu Tage getreten sein müssen. Es wird aber im Ernste schwerlich jemand behaupten wollen, daß die zahlreichen Pfarrersfamilien des evangelischen Deutschland, welche in der eben erwähnten Lage sind, heute relativ bessere Kanzelredner und wirksamere Seelsorger lieferten, als im XVII. Jahrhundert.

Auf dem Gebiete des zünftigen Handwerks unserer Städte haben sich infolge der engherzigen Abschließung der einzelnen Gewerbe vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert die Meisterstellen tatsächlich mit verschwindenden Ausnahmen vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Technik hat sich dabei nicht nur nicht vervollkommnet, sondern sie ist kläglich zurückgegangen und verkümmert, wie Schmoller in einer älteren Schrift selbst nachgewiesen hat.[18]) Die Söhne haben, weit entfernt, die Geschicklichkeit ihrer Väter zu mehren, die von jenen erreichte Höhe beruflicher Anpassung nicht einmal festzuhalten vermocht.

Wir werden also, wenn wir der neuen Theorie nicht Unrecht tun wollen, sie auf die Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften unter den Angehörigen der sozialen Berufsklassen beziehen müssen. Da aber diese Berufsklassen in der Regel auch Vermögens- und Einkommensklassen sind, da durch das Vermögen und Einkommen die Höhe der (materiellen und geistigen) Lebenshaltung bedingt wird, so wird man von dem Urheber jener Theorie fordern müssen, daß er scheide zwischen dem, was Folge der durch den Besitz für jede Berufsklasse ermöglichten Ernährungs- und Erziehungsweise und was ererbter beruflicher Anpassung zu ver-

18) Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, S. 14. 667 ff.

danken sei. Wird eine solche Trennung der möglichen und wahrscheinlichen Ursachen nicht vorgenommen, wird unbesehen der Arbeitsteilung zugeschrieben, was mit größerer Wahrscheinlichkeit auf die Vermögensverteilung zurückgeführt werden kann, so wird sich die ganze Theorie bei der unleugbaren Schwäche des „historischen Beweises" gefallen lassen müssen, als eine schiefe darwinistische Analogie, als eine beweislos aufgestellte These behandelt zu werden.

Daß innerhalb einer ganzen sozialen Berufsklasse eine Übertragung der „körperlichen und geistigen Verfassung", der „Nerven und Muskeln" von einer Generation auf die andere stattfinde, hat wohl noch niemand bezweifelt. Man mag das immerhin Vererbung nennen, darf aber dabei nicht übersehen, daß jede neue Generation durch Lehre und Erziehung auf das geistige und sittliche Niveau der Eltern gehoben werden muß. Wenn ihr dabei die Bildungselemente nach dem treffenden Ausdruck von Riehl „anfliegen", wenn sie das Beispiel ihrer Umgebung zur Nachahmung reizt, wenn vieles mühelos angeeignet wird, was der unter andern Verhältnissen Aufwachsende erst mit Anstrengung erlernen muß, so handelt es sich trotzdem immer um Erworbenes, nicht um Angeborenes. Das gilt bis zu gewissem Grade sogar von der körperlichen Verfassung, soweit sie auf der Art der Ernährung und Erziehung beruht, von den „Nerven und Muskeln".[19])

Elemente der beruflichen Anpassung können auf den angedeuteten Wegen des „Anfliegens" und der Nachahmung sich gewiß ebenso gut übertragen wie andere Bildungselemente. Aber dieser Vorgang ist grundverschieden von

19) Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers II, S. 201 nennt das die physische Seite der Pädagogik. Er sagt: „Die physische Erziehung jeder neuen Generation und die Einschulung in die leiblichen Fertigkeiten der Eltern, bzw. Voreltern kommt als eine gewaltige Arbeit zur geschlechtlichen Fortpflanzungstätigkeit hinzu . . . In diesem zweiten Akte werden körperliche Anpassungen erlangt, die den eigenen Eltern fremd waren."

der Vererbung im biologischen Sinne.[20]) Was in diesem Sinne vererblich sein soll, muß auch dann zur Erscheinung kommen, wenn die Nachkommen vom Moment der Geburt ab dem Einflusse ihrer Erzeuger gänzlich entrückt sind.

Ich weiß nicht, ob es Leute gibt, welche die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten, die das Kulturniveau unserer sechs oder acht sozialen Berufsklassen ausmachen, in dem Sinne für vererblich halten, daß sie bei den Nachkommen jeder Klasse auch dann auftreten müßten, wenn sie innerhalb einer andern Klasse aufgezogen würden. Das praktische Leben bietet immer nur vereinzelte Fälle dieser Art, und noch niemand hat sich die Mühe genommen, sie zu sammeln. Meist handelt es sich dabei um Kinder aus niederen Ständen, welche von Angehörigen einer höheren Berufsklasse erzogen oder förmlich adoptiert werden. Es wird schwerlich jemand so kühn sein, zu behaupten, daß diese künstlich einer höherstehenden sozialen Gruppe angegliederten Personen von den durch Geburt dieser Gruppe Zugehörenden sich später durch geringere berufliche Tüchtigkeit oder einen tieferen Kulturstand unterschieden.

Eine weitere Reihe hierher gehöriger Beobachtungen bieten die Fälle, in welchen Nachkommen einer Berufsklasse sich aus eigener Kraft in eine höhere Berufsklasse emporschwingen. Jeder weiß, welche Schwierigkeiten im Zeitalter der kapitalistischen Produktionsweise einem solchen Versuche entgegenstehen, und wie oft er mißlingt. Jeder auch vergegenwärtigt sich leicht das Bild des „Emporkömmlings", dem es bei aller beruflich-technischen Tüchtigkeit nicht gelingt, das geistig-sittliche Niveau seiner neuen Berufsklasse zu erreichen. Darin liegt doch wohl schon die Tatsache eingeschlossen, daß die durch die Arbeitsteilung

20) Um diese handelt es sich für Schmoller, wie er in den Preuß. Jhb. 69, S. 464 deutlich ausspricht. Der soziologische Begriff der Vererbung, welchen Schäffle a. a. O. II, S. 208 ff. konstruiert hat, kommt für ihn nicht in Frage, obwohl manche seiner Ausführungen an ihn erinnern.

gebotene Anpassung an den Beruf — die Hauptbedingung einer erfolgreichen Berufsausübung — von jedem individuell und nicht allzu schwer vollzogen wird, während die durch das Kulturniveau der Berufsklasse geforderte sittliche und allgemein geistige Anpassung nur langsam in der geeigneten Umgebung reift und oft erst in der zweiten oder dritten Generation vollständig gelingt.

Ein strikter Beweis gegen die Schmollersche Vererbungstheorie läßt sich ebensowenig führen, als ein solcher für dieselbe geführt worden ist. Man müßte etwa die großen Männer eines Volkes nach dem Berufe ihrer Eltern durchgehen und feststellen, wie viele davon aus niederen Berufsständen hervorgegangen sind; man müßte zugleich für die einzelnen Berufsklassen den Grad der Wahrscheinlichkeit bestimmen können, den ihre Angehörigen haben, zu einer bevorzugten Stellung zu gelangen, in der sie allein hohe Befähigung zur Geltung zu bringen imstande sind. Und man müßte endlich vergleichen, wie die tatsächliche Quote der aus jedem Berufsstande hervorgegangenen führenden Geister sich zu der durch Wahrscheinlichkeitsrechnung ermittelten verhält. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß für eine derartige Untersuchung alle Voraussetzungen fehlen.

Wohl aber darf behauptet werden, daß die neue Theorie der auf der Beobachtung vieler Generationen beruhenden Auffassung der modernen Kulturvölker widerspricht.

Wie oft ist es beklagt worden, daß so manches Talent unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse verkümmere! Und wenn diesem Satze der andere entgegengestellt worden ist, daß jedes wahre Talent sich Bahn breche, so mag eine solche Formel wohl dem Selbstgefühle glücklicher Streber schmeicheln; in der Wirklichkeit findet sie nur zu oft keine Bestätigung.

Unsere ganze sozialrechtliche Entwicklung seit der französischen Revolution steht unter der Voraussetzung, daß der Zugang zu jedem freien Berufe und zu allen Staats-

ämtern, in denen wir doch immer den Höhepunkt der Berufsgliederung erblicken, jedermann offen stehen müsse. Dieser Grundsatz der „freien Berufswahl", dessen Anerkennung nach schweren Kämpfen errungen wurde, wäre ein großer Irrtum, jede Bemühung zu seiner Verwirklichung verlorene Arbeit, wenn seiner Durchführung außer der Ungleichheit der Vermögensverteilung auch noch die Vererblichkeit beruflicher Anpassung im Wege stünde.

Auch manche unserer ältesten akademischen Einrichtungen würden im Lichte dieser Theorie als Verirrungen erscheinen müssen. In wie hohem Maße die Kostspieligkeit der Vorbereitung den Zugang zu den bevorzugten Positionen des Berufslebens verengert, ist bekannt. Von jeher hat man darin aber auch eine große Gefahr für die Leistungsfähigkeit des Beamten- und Gelehrtenstandes erblickt und dieser Gefahr durch Stipendien, Freitische, Stundungen und ähnliche Einrichtungen, die den Unbemittelten das Studium ermöglichen sollen, vorzubeugen gesucht. Man wird über die praktischen Erfolge dieser Einrichtungen streiten können. Aber bei ihrer Beurteilung sollte man doch nie übersehen, daß das Fortkommen in einer bevorzugten Berufsart nicht allein von der persönlichen Tüchtigkeit, sondern auch von der sozialen Erziehung des Einzelnen, von seiner Befähigung, die eigene Kraft zur Geltung zu bringen, abhängt, daß in dieser unvollkommenen Welt die bescheidene Zurückhaltung des Tüchtigen hinter dem dreisten Vordrängen der Mittelmäßigkeit nur zu leicht zurückstehen muß, daß es jedem, der die soziale Stufenleiter von unten an zu erklimmen sucht, schwerer werden muß, ihre Spitze zu erreichen, als dem, der schon aus halber Höhe emporsteigt. Die deutsche Sprache hat für die Auszeichnung in einer beruflichen Laufbahn einen bezeichnenden Ausdruck, mit welchem sie den Anteil des persönlichen Auftretens am Erfolge glücklich charakterisiert. Er heißt: sich hervortun. So werden denn auch jene „studierten Bauernsöhne" Riehls wohl kaum deshalb

in ihrem spätern Berufsleben nicht besonders hervorgetreten sein, weil sie nichts Hervorragendes zu leisten imstande waren, sondern manche gewiß auch deshalb, weil sie es nicht verstanden haben, sich am rechten Orte „hervorzutun", ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen.

Bei jeder sozialen Gruppierung, bei welcher der Beruf mitspielt, pflegen innerhalb der einzelnen Klassen sich Gemeinschaftsgefühle zu bilden, welche sich instinktiv gegen den Eindringling kehren und ihn oft, trotz alles Talentes, nicht zur Geltung kommen lassen, während sie andererseits die schwächeren, durch Geburt der betreffenden Gruppe angehörigen Mitglieder stützen und tragen. So spielen auch im Beamtenstande, der noch am meisten das Gepräge einer reinen Berufsklasse an sich trägt, neben der Vermögensausstattung, persönliche und Familienbeziehungen für das Fortkommen eine oft Ausschlag gebende Rolle, und sie können, wo sie zum Deckmantel des Nepotismus werden, ihm geradezu die Charakterzüge eines Geburtsstandes aufprägen. In dem weiten Gebiete der berufsmäßig organisierten Arbeit, das darüber hinaus liegt, wird, so lange die heutige Wirtschaftsordnung dauert, erst recht der Besitz die Grundursache der sozialen Klassenbildung bleiben, und der Arbeitsteilung wird daneben nur accessorische Bedeutung zukommen, genau wie auf den Stufen der unfreien Arbeit der Arbeitsgemeinschaft. Vererbt sich der Beruf, so geschieht es nicht, weil die berufliche Anpassung sich vererbt hat, sondern weil der Besitz erblich ist, von dem die Berufszugehörigkeit bedingt wird.

Jene Vererbungstheorie trägt darum — ihrem Urheber gewiß unbewußt — die unerfreulichen Gesichtszüge einer Sozialphilosophie der beati possidentes. Sie ruft dem Niedriggeborenen, der in sich die Kraft zu verspüren meint, eine höhere Stellung des Berufslebens auszufüllen, zu: „Laß alle Hoffnung schwinden; deine körperliche und geistige Verfassung, deine Nerven, deine Muskeln, die Kausalkette von vielen Generationen hält dich am Boden fest. Deine

Vorfahren sind seit Jahrhunderten Leibeigene gewesen; dein Vater und Großvater waren Taglöhner, du bist zu einem ähnlichen Berufe bestimmt." Ich brauche nicht auszuführen, wie sehr die Konsequenzen dieser neuen Lehre unserem sittlichen Bewußtsein, unserem Ideal der sozialen Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen.

In dem Stadium der unbewiesenen Thesis, in welchem sie sich zur Zeit befindet, wird sie meines Erachtens schon durch die doch nicht allzu selten zu machende Beobachtung hinfällig, daß innerhalb einer einzigen Generation der ganze Weg vom Nullpunkt bis zum Höhepunkt der modernen Kultur, von der untersten bis zur obersten Stufe der Arbeitsteilung, vom Fuße bis zur Spitze der sozialen Leiter zurückgelegt wird, und umgekehrt. Man muß sich eigentlich wundern, daß eine solche Lehre in einem Volke entstehen konnte, das unter seinen Geistesheroen einen Luther zählt, den Sohn eines Bergmanns, einen Kant, den Sohn eines Sattlers, einen Fichte, den Sohn eines armen Dorfleinewebers, einen Winckelmann, den Sohn eines Flickschusters, einen Gauß, den Sohn eines Gärtners, um von vielen andern zu geschweigen.[21])

Es gibt eine alte Anekdote von einem Kardinal, dessen Vater die Schweine gehütet hatte, und von einem adelsstolzen französischen Gesandten. In einer schwierigen Unterhandlung, in welcher der Kardinal mit Geschick und Hartnäckigkeit die Interessen der Kirche vertrat, ließ sich der Gesandte hinreißen, jenem seinen Ursprung vorzu-

21) Schon Valerius Maximus schrieb ein Kapitel (III, 4), de humili loco natis, qui clari evaserunt, das so beginnt: Saepe evenit, ut et humili loco nati ad summam dignitatem consurgant et generosissimarum imaginum foetus in aliquod revoluti dedecus acceptam a maioribus lucem in tenebras convertant. — In der neuesten erheblich abgemilderten Darstellung seiner Theorie (Grundriß, S. 430 ff.) führt Schmoller die Tatsache, „daß aus allen Klassen einer im ganzen hochstehenden Gesellschaft Talente und große Männer hervorgehen" auf „die eigentümlichen Einflüsse der Variabilität" zurück. Erklärt ist damit aber nichts.

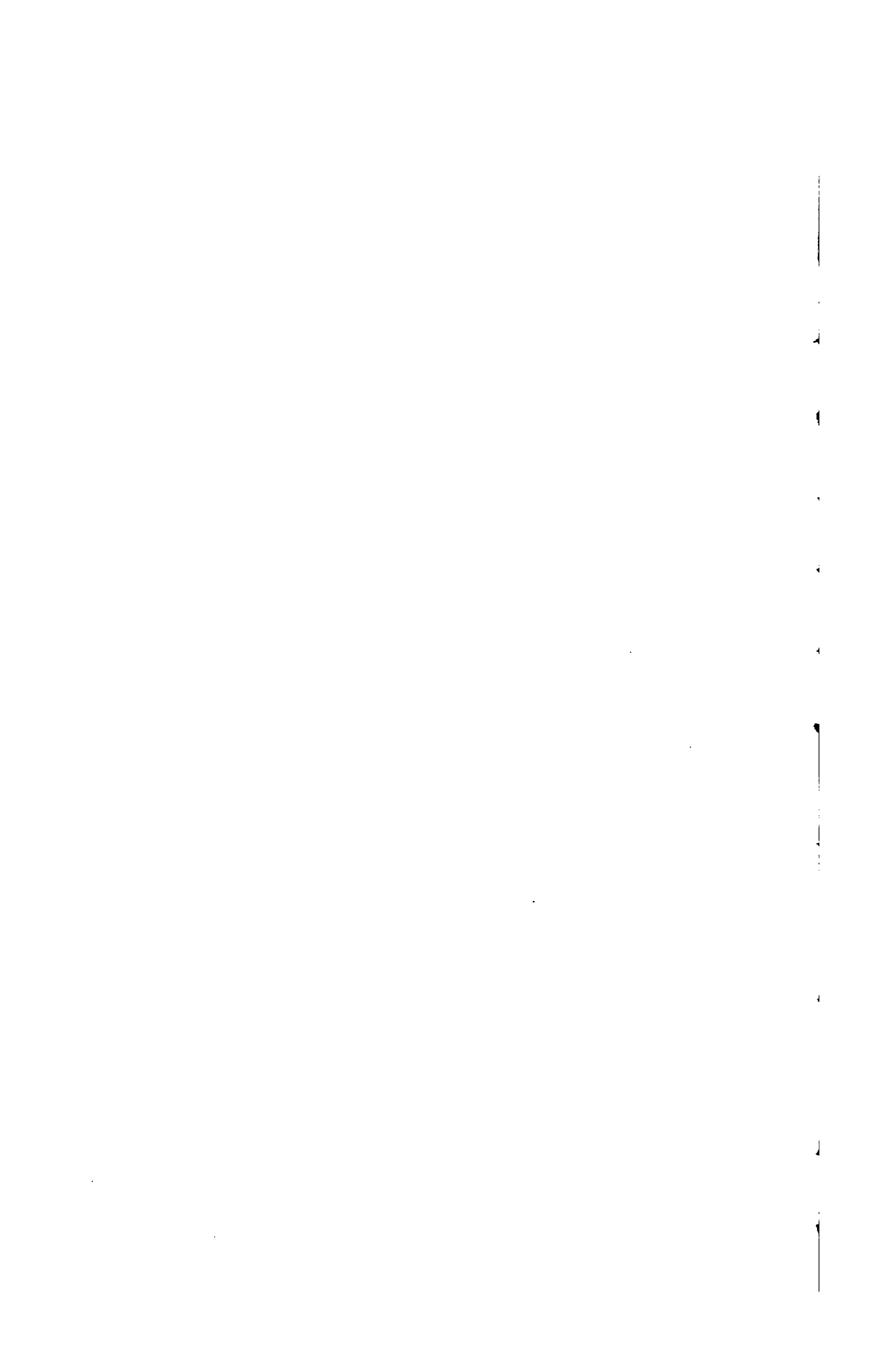
werfen. Der Kardinal antwortete: „Es ist richtig, daß mein Vater die Schweine gehütet hat; aber wenn Ihr Vater sie gehütet hätte, so würden Sie sie auch hüten.“

Diese kleine Erzählung hat vielleicht besser ausgegesprochen, als eine lange Auseinandersetzung es vermöchte, was die Beobachtung vieler Generationen bestätigt hat, daß Tugenden, welche die Väter emporbringen, sich nicht in der Regel auf Enkel und Urenkel fortsetzen, und daß, wenn der Beruf sich auch forterbt, doch die Fähigkeit zu seiner Ausübung schwindet. Jede Aristokratie, mag sie Besitzes- oder Berufsaristokratie sein, entartet im Laufe der Zeit, wie die Pflanze entartet, die in zu üppigem Boden wächst. Es braucht dabei noch gar nicht einmal an ein sittliches Verkommen gedacht zu werden; es genügt, daß die körperlichen und geistigen Kräfte abnehmen, daß die Fortpflanzung schwächer wird, um die Zuführung unverdorbenen Blutes, das aus den unteren Schichten des Berufslebens in die höheren aufsteigt, als eine Hauptbedingung gesunden sozialen Stoffwechsels erscheinen zu lassen. Gerade darin haben wir ja immer das große Problem unserer Zeit erblickt, daß ein allmähliches soziales Aufsteigen ermöglicht werde, daß eine fortgesetzte Regeneration der höheren Berufsklassen stattfinde, und in dem Kastenwesen, das die Konsequenz der Vererbungstheorie sein würde, haben wir immer den Anfang, nicht das Ende der Kulturentwicklung gesehen.

Wir wollen uns in dieser Auffassung nicht irre machen lassen. Die Lösung des eben erwähnten Problems ist für die modernen Kulturvölker eine Existenzfrage. Denn wenn die Geschichte etwas eindringlich gelehrt hat, so ist es das: Ein Volk, das aus der frischen Quelle ursprünglicher Körper- und Geisteskraft, die in den unteren Klassen strömt, sich nicht mehr zu erneuern vermag, von dem gilt, was B. G. Niebuhr einst mit Bezug auf England und Holland sagte: das Mark ist ihm ausgenommen, es ist unrettbar dem Verfall geweiht.

X.

Großstadt-Typen
aus
fünf Jahrtausenden.



Die Großstädte sind nicht von heute oder gestern. In das graue Altertum führen uns die Namen Theben und Memphis, Babylon und Ninive, Susa und Ekbatana. Beim Propheten Jona lesen wir im dritten Kapitel, daß Ninive, die „große Stadt", eine Ausdehnung von drei Tagereisen gehabt habe; Herodot[1]) erzählt uns, daß Babylon ein ungeheures Viereck gebildet habe, 120 Stadien auf jeder Seite messend, so daß sein Gesamtumfang 480 Stadien betragen hätte, oder in unserem Maße 88 km. Es hätte also einen Flächenraum von 484 □km bedeckt, nahezu achtmal soviel als die Stadt Berlin und fast zwölfmal soviel als Dresden. Ein theologischer Statistiker hat aus der Angabe bei Jona, in Ninive seien „120000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist", eine Bevölkerung von einer Million herausgerechnet.[2]) Wie es sich damit verhalten mag, sicher ist, daß hier Bevölkerungsmassen in festen Ringmauern eingeschlossen waren, deren Größe nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch noch die späteren Reisenden, welche jene Städte in Trümmern sahen, mit Staunen erfüllte. Aber man kann sie nicht mit unseren Großstädten vergleichen. Es waren keine zusammenhängenden Straßennetze, sondern ummauerte Territorien mit zahlreichen größeren und kleineren Häusergruppen, zwischen denen Felder und Gärten, Weiden und Fruchtbaumhaine sich ausdehnten, die im Kriegsfalle für die gesamte umwohnende Bevölkerung und

1) I, 178. Über das Folgende vgl. besonders Pöhlmann, Die Übervölkerung der antiken Großstädte, Leipzig 1884.

2) Süßmilch, Göttl. Ordnung II, S. 335 f.

ihr Vieh Raum boten, wegen ihrer Größe aber eine feindliche Einschließung aufs äußerste erschwerten. Wir mögen es wohl glauben, wenn Aristoteles[3]) berichtet, Babylon sei bei seiner Eroberung schon drei Tage in der Hand des Feindes gewesen, und ein Teil der „Stadt" habe doch noch nichts davon gewußt.

Immer aber scheint die Entstehung derartiger Städte Hand in Hand gegangen zu sein mit der Begründung großer Reiche durch einzelne kräftige Herrscher kriegerischer Stämme. Sie sind darum auch zugleich Residenzen. In ihrer Mitte erhebt sich die Königsburg, die selbst wieder mit ihren gewaltigen Steinkolossen und Ringmauern eine Festung für sich bildet, in der der Herrscher mit seinen Schätzen, seinen Frauen, seiner Leibgarde und ungezählten Sklaven Platz findet. In der Nähe stehen die Tempel der nationalen Götter. Rundum wohnen die Freien des Stammes, um im Falle des Krieges sofort aufgeboten werden zu können, während Frauen und Kinder bei ferner Heerfahrt sicher vor den Überfällen räuberischer Nomaden zurückbleiben. Einer dieser Stämme ist von dem andern in der Vorherrschaft über Vorderasien abgelöst worden: die Chaldäer von den Assyrern, die Assyrer von den Babyloniern und Medern, die Meder von den Persern; aber nur eine der großen Städte ist dabei völlig zerstört worden: Ninive. Die Perserkönige wohnten abwechselnd in den drei National-Hauptstädten, im Winter in Babylon, im Frühjahr in dem elamitischen Susa, im Sommer im medischen Ekbatana, um sich allerwärts als Nachfolger der Nationalherrscher zu erkennen zu geben.[4])

Ganz anders lagen die Verhältnisse bei den viel älteren Städten Ägyptens.[5]) Von den Pharaonen des sog. mittleren und des jüngeren Reiches (2130—1050 v. Chr.)

---

3) Polit. III, 1, 12.

4) Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums III, § 15.

5) Das Folgende nach Erman, Ägypten und Ägyptens Leben im Altertum, S. 242 f.

steht ziemlich fest, und von denen des alten Reiches (ungefähr 2800—2130 v. Chr.) ist es zu vermuten, daß jeder Herrscher, der etwas auf sich hielt, bei seinem Regierungsantritt daran ging, „sich eine Stadt zu bauen", welcher der Name ihres Gründers beigelegt wurde. Sie war gebaut nach dem Grundriß von Theben, das seines großen Heiligtums wegen immer der religiöse Mittelpunkt blieb, mit einem Königspalaste, mit Speichern und Scheunen, Gärten und Teichen versehen, und der Dichter des Hofes besang ihre Pracht:

„Seine Majestät hat sich eine Burg gebaut;
Groß an Sieg ist ihr Name . . .
Sie liegt zwischen Palästina und Ägypten
und ist voll von Speise und Nahrung.
Sie sieht aus wie das On des Südens,
und ihre Zeitdauer ist die von Memphis.
Die Sonne geht in ihrem Horizonte auf
und geht unter in ihrem Innern[6]).
Alle Menschen verlassen ihre Städte
und werden angesiedelt auf dem Westgebiete . . .
Ammon wohnt im Südteile im Sutechtempel;
aber Astarte wohnt nach Sonnenaufgang zu
und Ud'oyt auf der Nordseite[7]).
Die Burg, die darin ist,
die gleicht dem Horizont des Himmels.
Ramses, der von Ammon geliebte, ist dort der Gott" ꝛc.

Nur eine dieser Residenzstädte, Memphis, ist lange Zeiträume hindurch erhalten geblieben; die übrigen sind bald nach dem Tode ihrer Gründer verfallen; das ausgetretene Nilwasser hat die Lehmwände der Häuser dem Boden gleichgemacht; die zwangsweise angesiedelte Bevölkerung hat sich wieder zerstreut, und nur die Pyramiden, deren jeder Herrscher sich eine errichtete, geben noch Kunde von ihrem flüchtigen Dasein.

---

6) Das heißt: der König wohnt in ihr. Erman.

7) Jede Gottheit hat ihren Tempel nach der Himmelsgegend ihrer Heimat hin zu liegen. Erman.

Diese befremdliche Erscheinung findet sich bis auf den heutigen Tag in Afrika, hauptsächlich in dem großen Gebiete, das sich vom Südrande der Sahara bis gegen den Äquator hin zieht, und da wir mit ihr den ältesten Typus der Großstadt berührt haben, so empfiehlt sich's, noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Überall, wo sich dort größere Reiche gebildet haben, ging der Anstoß von einzelnen hervorragenden Herrschern kriegerischer Stämme aus, welche die Nachbarstämme weithin sich unterwarfen, dann aber mit ihren Kriegern eine wohlbefestigte Stadt gründeten, von der aus sie ihre Untertanen in Schrecken hielten.[8]) Stirbt ein solcher König, so errichtet sein Nachfolger an anderer Stelle eine neue Residenz, und die alte steht bald einsam und verlassen, dem Untergange geweiht oder doch nur zu einem geringen Teile bewohnt.[9]) Derselbe Fall tritt ein, wenn das Reich einem fremden Eroberer erliegt, nur daß dann die unterworfene Residenz oft als Sitz eines Statthalters ein schattenhaftes Dasein weiter fristet.

Nirgends kann man diese Städteleichen besser beobachten als im Sudan, besonders in den Fulbestaaten, wo das Vordringen des Islam durch sie bezeichnet ist. Was wir in den Reisewerken von der Ausdehnung der Großstädte Sokoto, Kano, Gando, Kuka, Katsena, Masena lesen, erinnert lebhaft an Herodots Beschreibung des alten Babylon. Ungeheure Mauerringe, die in hartem Frondienst erbaut und unterhalten werden, umschließen weite Flächen, die nur zum kleinen Teile mit Häusern ausgefüllt sind, zum größten Teile aber als Felder, Wiesen und Dattelhaine dienen; das einzige ansehnliche Gebäude ist der Palast des Herrschers, in dessen Nähe alle Tage ein lebhafter Markt stattfindet. Eine gewisse Sicherheit des Lebens und der Habe herrscht zu Zeiten nur innerhalb der

8) Vgl. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 447 f.
9) Vgl. oben S. 25.

Ringmauer; bis hart an dieselbe streifen die räuberischen Wüstenstämme, und wehe dem, der sie unbewaffnet verläßt! Wie oft lesen wir bei Barth und Nachtigal von dem Eindruck, den diese Großstädte aus der Ferne auf sie machten, und von der Öde und dem Grauen, das sie hinter ihren Mauern fanden.[10]) Selbst das berühmte Timbuktu war ein Trümmerhaufen, als die Franzosen 1894 es ohne Schwertstreich betraten; unter der eisernen Faust der Tuaregs war es eine Stadt des Todes geworden.

Wir dürfen diesen Städtetypus, der sich ähnlich auch im alten China und in den mittelalterlichen Araberreichen nachweisen läßt, als den der primitiven Despotengroßstädte bezeichnen. Eiserner Zwang hat sie geschaffen und die Bevölkerung in sie wie in große befestigte Feldlager zusammengetrieben. Die Natural-Tribute der unterworfenen Stämme füllen die Vorratshäuser der Gewaltherren und nähren reichlich einen tausendköpfigen Hofstaat und zahlreiche abhängige kleine Leute; von Zeit zu Zeit bringen Kriegszüge „unermeßliche Beute". Ein wenig Industrie und etwas Fremdhandel mögen in ihren Außenquartieren Platz finden; aber im ganzen ist eine solche Stadt doch bloßes Schutzorgan und Herrschaftsmittel, wirtschaftlich ein rein konsumtives Gebilde, das zur Gütererzeugung der Nation kaum mehr beiträgt, als die Einwohner ihren Gärten, Feldern und Fruchtbäumen abgewinnen.

Wenden wir uns nunmehr zu den klassischen Völkern des Altertums, den Griechen und Römern, so ist eigentlich ihre ganze Geschichte eine Stadtgeschichte, ihre Staaten sind Stadtstaaten, ihre Verfassung ist eine Stadtverfassung und ihre Kultur eine städtische Kultur. Allerdings treten sie in die Geschichte ein in einem Zustande rein ländlichen Lebens, in offenen Dörfern (*κῶμαι*, vici) zerstreut, von den Früchten des Bodens lebend, und nur

10) Vgl. z. B. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika II, S. 49. 78. 123 f. 148. 168 und öfter.

stammweise nach den Landschaften, die sie bewohnen, lose zusammengefaßt. Aber bei ihnen endet dieser Zustand nicht, wie bei den Orientalen, damit, daß ein Stammesfürst sich zum Herrscher über viele oder alle Stämme aufwirft und sie mit despotischer Gewalt zu knechtischem Gehorsam zwingt, sondern damit, daß die Stämme zu Städten werden, die ländliche Wohnweise aufgeben und an einem zur Befestigung geeigneten Punkte der Landschaft hinter sichern Mauern ein freies Gemeinwesen gründen, das ihnen Schutz bietet gegen äußere Feinde und ein kräftiges inneres Gemeinschaftsleben gewährleistet. Das ist der übereinstimmende Verlauf der Entwicklung, nicht bloß bei Griechen und Italikern, sondern fast bei allen Mittelmeervölkern, von Kleinasien bis Hispanien und Gallien: überall sehen wir die kleinen Volksstämme sich in Städten zusammenziehen, teils freiwillig, teils auf Anordnung einflußreicher Machthaber. Ja in der römischen Kaiserzeit dehnt diese Einrichtung sich auf die Barbarenländer aus: der gallische Stamm der Allobroger geht in der römischen Kolonie Vienna auf, die germanische Völkerschaft der Ubier in der Colonia Agrippinensis, dem heutigen Köln.

Am frühesten durchgeführt wurde dieser merkwürdige Prozeß der Verstadtlichung bei den Hellenen; sie haben dafür ein eigenes Wort, Synoikismos, die Zusammensiedelung, und man kann wohl sagen, daß das größte, was hellenischer Geist geschaffen hat, in Gesetz und Ordnung der Polis, des Stadtstaates, beschlossen liegt.[11]) Den Griechen war dies wohl bewußt; die Bergstämme der Aitoler, Akarnanen, ozolischen Lokrer, welche jene Entwicklung nicht durchgemacht hatten, betrachteten sie wie halbe Barbaren. Von allen griechischen Volksstämmen, welche in der Geschichte bedeutsam hervortraten, sind die

11) Grundlegend für diese Dinge ist Emil Kuhn, Über die Entstehung der Städte der Alten. Komenverfassung und Synoikismos. Lpzg. 1878. Vgl. außerdem Jac. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, Bd. I, und H. Francotte, La Polis grecque, Paderborn 1907.

Spartaner allein ausgenommen, deren ritterlicher Herrenstand in fünf offenen Dorfschaften wohnte. In den übrigen Landschaften aber wurde der Synoikismos vollständig durchgeführt, bald so, daß die gesamte Bevölkerung in eine Stadt zusammengezogen wurde, wie in Attika (der Sage nach durch Theseus), bald so, daß sich mehrere städtische Mittelpunkte bildeten, wie in Boiotien.

Der Synoikismos der Hellenen wird von ihnen auf die Tatsache begründet, daß zerstreut Wohnende wenig geeignet seien, einander im Kriege Beistand zu leisten, und daß ihr politisches Zusammenwirken gefährdet sei, wenn jede Ortschaft ihre besonderen Ziele verfolge. Er lag also im Interesse der Wehrfähigkeit und der bürgerlichen Eintracht, und in der Tat, was jene städtischen Gemeinwesen an kriegerischer und politischer Tatkraft, an Gemeinsinn und Kunstbetätigung in öffentlichen Bauwerken geleistet haben, wird für alle Zeiten beispiellos bleiben. Thukydides macht einmal die Bemerkung: gesetzt, Lakedaimon und Athen seien bis auf die Tempel und die Fundamente der Mauern zerstört, so möchten wohl die späteren Geschlechter die Erzählungen vom Ruhme der Spartaner sehr ungläubig aufnehmen, die Macht der Athener aber würden sie doppelt so groß schätzen, als sie in Wirklichkeit gewesen.[12])

Die Griechen hielten ihre kleinen Stadtstaaten, in denen die Versammlung des ganzen Volkes auf dem Markte von der Stimme des Redners beherrscht werden kann und die Bürger einander persönlich kennen, für die höchste Ausprägung politischen Geistes, und die Idealgebilde vom Staate, welche Plato und Aristoteles uns überliefert haben, sind in ihren wesentlichen Zügen nach dieser Wirklichkeit geformt. Der Mensch ging ihnen im Bürger und der Bürger in der Polis auf; außerhalb der Stadt gab es für sie kein Leben, das des Lebens wert gewesen wäre.

Streng durchgeführt bedeutete der Synoikismos die

---

12) Thukyd. I, 10.

Zusammenlegung sämtlicher Wohnstätten der ganzen Landschaft in der Stadt. Völlig erreicht wurde dieses Ziel wohl nur in kleineren Gemeinwesen, wie etwa in Plataiai oder Thespiai; in einer größeren Landschaft wie Attika blieben gewiß manche Siedelungen auf dem Lande erhalten; aber alle Behörden waren in der Stadt, und nur etwa eine Anzahl Kleinbauern nebst den Pächtern und Sklaven der reichen Besitzer hielt sich dauernd außerhalb derselben des Feldbaues wegen, um bei einem feindlichen Einfall sich rasch mit Vieh und Habe hinter die Mauern zu flüchten. Der wohlhabende Bürger hatte meist außer seinem Hause in der Stadt auch ein solches auf dem Lande, das er in ruhigen Zeitläuften einen Teil des Jahres bewohnte. Auf alle Fälle ist der ideale Bürger des Stadtstaates Grundeigentümer und Landwirt, der ideale Staat produziert den Unterhalt seiner Bürger auf eigenem Boden; der Gegensatz zwischen Stadt und Land besteht für ihn nicht. Die Gewerbe sind Fremden (Metoiken) und Sklaven überlassen. Nur bei Städten mit Seehäfen, die oft in die Stadtbefestigung durch „lange Mauern“ einbezogen waren, spielte der Handel in der Güterversorgung der Bevölkerung eine wesentliche Rolle.

Es ist leicht zu verstehen, daß in einem Lande von so mannigfacher natürlicher Gliederung, wo die autonome Stadtgemeinde die höchste politische Einheit bildete, trotz eines lebendigen Nationalbewußtseins ein nationaler Einheitsstaat nie hat aufkommen können. Wohl haben die Städte untereinander Bündnisse geschlossen, sog. Symmachien; wohl haben einzelne in diesen die Hegemonie erlangt, wie Athen im Delischen Seebund; wohl haben auch kräftige Gemeinwesen andere sich unterworfen und ihr Gebiet sich angegliedert oder ihren Bürgern nach dem Lose verteilt; in der Regel aber äußerte sich das starke Expansionsvermögen, das den meisten eigen war, darin, daß sie K o l o n i e n gründeten, die in der Ferne das Bild der Heimatstadt wiederholten. So sind nach und nach

alle Küsten und Inseln des Mittelmeeres mit griechischen Pflanzstädten besäet worden, und von ihnen aus ist griechisches Städtetum bis in das Innere der Barbarenländer vorgedrungen. Tief im heutigen Rußland, im Lande der Budiner, fand sich eine von landflüchtigen Griechen gegründete Stadt Gelonos; ihre dreißig Stadien lange Umfassungsmauer war von Holz, ihre Häuser von Holz und ihre Tempel von Holz. Während die barbarischen Eingeborenen Nomaden sind, „bebauen die Geloner den Acker, essen Brot und haben Gärten". Ihre Heiligtümer sind nach hellenischer Weise mit Götterbildern versehen; „alle drei Jahre feiern sie dem Dionysos ein Fest und schwärmen in bacchischer Weise."[13]) Das war die kulturverbreitende Macht des hellenischen Städtewesens, das auf jedem Boden immer nur die eine Form politischer Organisation emportrieb, und erst dann, als es sich in den Reichen Alexanders d. Gr. und seiner Diadochen mit makedonischer Tatkraft verband, ein Ferment großer Territorialstaaten wurde. Nur in dieser Zeit, der hellenistischen, kam es auch zur Entstehung wirklicher Großstädte, wie Alexandria, Seleukia, Antiochia; aber es ist sehr die Frage, ob dies ohne eine starke Beimischung orientalischer Elemente gelungen wäre.

Das nationale Hellenentum hat keine Großstädte hervorgebracht. Allerdings werden viele Athen in der Zeit seiner Blüte als eine solche bezeichnen. Sichere Zahlen über die Gesamtbevölkerung sind uns nicht überliefert; die auf Grund antiker Angaben über einzelne Klassen der Bevölkerung von Neueren vorgenommenen Schätzungen der gesamten Volkszahl schwanken für ganz Attika zwischen 250 000 und 640 000 Seelen — Bürger, Metoiken und Sklaven zusammengerechnet.[14]) Schwerlich hat die Stadt

---

13) Nach Herodot IV, 108 f.

14) Ich muß für diese Dinge verweisen auf Boeckh, Staatshaushaltung der Athener II³, S. 42 ff., Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, S. 57 ff. und Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte II.

Athen mit dem Peiraieus zusammen je mehr als 150 000 ständige Einwohner gehabt. Am meisten Nachrichten liegen aus dem Altertum über die Zahl der Bürger vor; sie wird auf 20—30 000 angegeben, und dies dürfte auch der Wirklichkeit entsprochen haben. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die eigenen Hilfsquellen des zu einem großen Teile bergigen Landes gering waren, und daß der rege Zwischenhandel, der im Peiraieus seinen Umschlagsplatz hatte, zum größten Teil in den Händen der Metoiken war. Was allein einer so großen Volksmenge die Existenz in der Stadt ermöglichte, war das Herrschaftsverhältnis, in das Athen seine Führerschaft im Delischen Seebunde über Hunderte von tributpflichtigen Städten und Inseln umgewandelt hatte. Die Bürgerschaft Athens war so zu Herren eines großen Reiches geworden, und Aristoteles[15]) hat berechnet, daß mehr als 20 000 Männer daraus ständig ihren Unterhalt zogen.

Ich komme zum Römerreiche, das für unseren Gegenstand eine ganz besondere Wichtigkeit hat. Denn es bedeutet in seiner Machtfülle die Herrschaft einer Stadt über eine halbe Welt, und sein Verwaltungssystem bewirkte die Durchsetzung dieses ungeheuren Gebietes mit Städten; es war eine wahre Verstadtlichung der Länder, die in sein Machtbereich gefallen waren.[16]) Bürgerkolonien und latinische Kolonien bezeichnen als städtische Stützpunkte in Italien das Vordringen des römischen Staates, jene an den Küsten, diese im Innern des Landes. Es folgen später Ackerbaukolonien und Militärkolonien, jene

---

15) Staat der Athener, 24. Bezeichnend ist, daß Aristoteles zu Beginn und am Ende seiner Berechnung betont, daß damit der Grund gegeben sei, weshalb die Bevölkerung Athens sich in der Stadt konzentriert habe.

16) Über das Folgende vgl. E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinians. 2 Bde. Lpzg. 1864/5 und den Artikel „Kolonisation, römische“ von Ed. Meyer im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Supplementband II, S. 544 ff.

aus sozialpolitischen Gründen zur Ansiedelung von Proletariern, diese zur Belohnung von Veteranen mit Land. Zur Zeit des Augustus „bestand ganz Italien bis zum Po aus römischen Stadtterritorien“; es gab nicht mehr, was wir „Land“ nennen; jene Einrichtung, die noch heute im größten Teile Italiens vorherrscht, daß die Landeigentümer in den Städten wohnen, nahm damals ihren Ursprung. Von Italien dehnte sich das System auf die Provinzen aus, z. T. durch eine dem griechischen Synoikismos oder der heutigen Einverleibung der Vororte in Großstädten ähnliche Operation (die Römer nannten das attribuere), z. T. auch durch Städtegründung von Kaisern, römischen Geschäftsleuten oder Verleihung von Stadtrechten an sog. Lagerstädte. Auch hier verschwinden die Landgemeinden; eine öffentlich-rechtliche Stellung haben nur die Städte, und das Land bildet ihr Gebiet. Wenn es den Römern gelungen ist, bis tief in die Barbarenländer hinein ihre Kultur und Sprache zu verbreiten, so verdanken sie es diesem System der Verstadtlichung und der weitherzigen Verleihung des Bürgerrechtes an Unterworfene.[17])

Daß die Stadt Rom selbst als Mittelpunkt eines Reiches von weit über 100000 Quadratmeilen der gesegnetsten Länder des Erdkreises zu einer wirklichen Großstadt emporwachsen mußte, darf uns nicht Wunder nehmen. Über ihre Einwohnerzahl ist freilich nicht ins Reine zu kommen; die neueren Schätzungen schwanken zwischen 700000 und zwei Millionen. Die Verproviantierung einer solchen Menschenmenge wäre bei den Verkehrsmitteln des Altertums undenkbar gewesen, wenn nicht die Seeverbindung durch den Tiber gewesen wäre, die es gestattete, das Steuergetreide der Provinzen in die Stadt zu bringen. Die Bevölkerung Roms entbehrte der eignen Erwerbs-

17) Über Roms Bevölkerung verweise ich auf Wietersheim, Gesch. der Völkerwanderung, 1. Aufl. I, S. 169. Beloch a. a. O., S. 392 ff. Dagegen Seek in den Jhb. f. Nö. u. Stat. III. F. XIII, S. 169 ff. und gegen ihn wieder Beloch ebendaselbst S. 328 ff.

quellen; eine Exportindustrie bestand nicht; die herrschende Sklavenwirtschaft beschränkte auch die Möglichkeit, welche große Menschenanhäufungen immer bieten, durch Kleinhandel und persönliche Dienstleistungen sich zu ernähren. In der Hauptsache lebte die Bevölkerung Roms, wie diejenige Athens, von ihrem Herrscherberufe: die Reichen zogen unmittelbar aus ihren Ämtern Vermögen; die Ärmeren wurden auf Staatskosten mit „Brot und Spielen" versorgt. Mehr als zwei Drittel der Hauptstädter, von denen sich jeder als Mitherrscher der Welt fühlte, mußten durch öffentliche Kornspenden erhalten werden. Die Zahl der Empfänger dieser Spenden belief sich schon vor Caesar auf 320 000 männliche Personen; das möchte mit Frauen und Kindern mindestens 600000 Proletarier ergeben. Ähnlich stand es später mit Konstantinopel, als dieses der Sitz der Regierung geworden war.[18])

Über die Bevölkerung der übrigen Städte Italiens und der Provinzen ist wenig bekannt.[19]) Wohl mögen die Diadochenhauptstädte unter dem durch die Kaiser gesicherten Friedenszustand ihre alte Volkszahl behauptet oder gar noch vermehrt haben; auch aus anderen Teilen des Reiches könnte diese oder jene Stadt mit einer ansehnlichen Bevölkerung angeführt werden. Aber an diesen Provinzialstädten bewährt sich, was Thukydides einst von Athen geschrieben hatte: man muß sie überschätzen, wenn man die Reste ihrer Bauwerke ins Auge faßt. Überall in diesen Städten herrschte zu Zeiten eine wahre Bauwut. Der Lokalpatriotismus trieb selbst die kleineren Municipien an, in der Pracht der Tempel, der Säulenhallen, der Aquaedukte mit Rom zu wetteifern; oft genug haben Private mit ungeheurem Aufwand solche Prachtbauten zur öffentlichen Benutzung erstellt, und bei der Solidität des

18) Vgl. unten den XII. Vortrag.

19) Ich muß mich damit begnügen, auf die Zusammenstellungen von Beloch a. a. O. S. 477 ff. und Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III⁶, S. 175 ff. zu verweisen.

Steinbaus ist eine Fülle von imposanten Überresten dieses löblichen Bauluxus in allen Teilen des alten römischen Reiches erhalten. Die Länge der Stadtmauern, über welche uns zahlreiche Zifferangaben aus dem Altertum vorliegen, gibt erst recht keinen Maßstab für die Einwohnerzahl, da wir nicht wissen können, wie weit die eingeschlossene Fläche überbaut war.

Wieder ein anderes Bild bietet das germanisch-romanische Mittelalter. Auch hier eine Fülle von Städten, ziemlich gleichmäßig über die Landschaft verteilt, aber zwischen ihnen, und zum Teil älter als sie, ländliche Ansiedelungen, Flecken, Dörfer, Weiler. Wenn wir sie auf die Städte gleichmäßig verteilen, so mögen ihrer im Durchschnitt auf jede 30—40 entfallen.[20] Diese Gliederung der Niederlassungen weist auf eine soziale Ordnung zurück, in welcher die Städte eine ganz andere Rolle spielen, wie im Altertum.

Allerdings sind sie auch im Mittelalter noch in erster Linie Schutzorgane, Festungen, und darum alle mit starken Mauern umgeben, auf deren Schirm auch die Landbevölkerung im Falle des Krieges ein Recht hat. Aber diese Landbevölkerung ist nicht in die Städte aufgegangen, wie im alten römischen Reiche. Sie hat ihre eigne soziale Ordnung und politische Stellung. Sie bildet Gemeinden mit besonderen Ortsbehörden: Schultheißen und Schöffen, Heimbürgen und Bütteln. Sie untersteht eignen Grundherrschaften des Adels, der Fürsten, der geistlichen Korporationen. Sie ist dem Landrecht und Landgericht unterworfen, während für die Städte ein eignes Stadtrecht und Stadtgericht gilt. Die Städter heißen Bürger, die Landbewohner Bauern; jeder Teil bildet einen scharf vom

20) Es ist mir nur die Zahl der Gemeinden bekannt, die sich insgesamt 1900 auf 76959 belief, darunter 3360 mit 2000 und mehr Einwohnern und 73599 mit weniger als 2000 Einwohnern. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, XI. (1902), 3, 82. Natürlich ist die Zahl der Ortschaften viel größer, vgl. auch oben S. 121.

andern gesonderten Stand. Während also im Altertum die Städte das Land verschlungen hatten, stehen im Mittelalter beide selbständig und gleichberechtigt nebeneinander.[21])

Das ist somit eine ganz andere Welt als die römisch-griechische — eine Welt, die wir nur verstehen können, wenn wir den wirtschaftlichen Unterschied zwischen Altertum und Mittelalter ins Auge fassen. Der griechische und römische Stadtbewohner ist Landbesitzer und Landbebauer, mag er auch die Arbeit immerhin durch Sklaven oder Zinsleute ausführen lassen. Xenophon und Cato versichern es uns: der gute Bürger ist auch ein guter Landwirt. Das ist der Bürger unserer mittelalterlichen Städte nicht gewesen. Mochte er immerhin noch einen Garten oder ein paar Feldstücke bebauen, er war in erster Linie Gewerbetreibender, Handwerker. Stadt und Land haben sich in die wirtschaftlichen Funktionen geteilt. Das Land erzeugt die Rohstoffe und Nahrungsmittel; die Stadt verarbeitet jene Rohstoffe und führt durch den Handel aus der Ferne herbei, was nicht in ihrem Bereich produziert werden kann. Bürger und Bauer tauschen auf dem städtischen Markte ihre beiderseitigen Erzeugnisse aus. In einer Art natürlichen Zwangs bilden Stadt und umliegende Landschaft ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet, das sich durch Arbeitsteilung selbst versorgt und selbst genügt. Und die Städte haben die Neigung, das ihnen vorteilhafte Verhältnis durch Bann- und Stapelrechte künstlich zu befestigen. Sie stellen den Grundsatz auf, daß Handwerker auf dem Lande nicht wohnen sollten (Städtezwang, Meilenrecht), und sie haben ihn in der Hauptsache auch durchgesetzt.

Die mittelalterliche Stadt der germanischen und romanischen Völker ist das natürliche Produkt der inneren wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, der örtliche Zusammenschluß der Gewerbe und Handel treibenden Bevölke-

21) Allerdings finden wir im mittelalterlichen Pfahlbürgertum Ansätze zu einer ähnlichen Entwicklung wie im Altertum. Vgl. meine Bevölkerung von Frankfurt a. M. im XIV. u. XV. Jh. I, S. 366 ff. —

rung.[22]) Sie hat also einen eigenen „Nahrungsstand"; sie ist nicht bloßes Konsumtionszentrum, wie die Städte der Griechen und Römer, sondern Sitz der in höherem Sinne güterschaffenden Erwerbstätigkeit. „Arbeit ist des Bürgers Zierde." Er lebt nicht aus den Tributen der Unterworfenen oder aus dem Arbeitsertrage von Sklaven und Zinsbauern, wie der attische oder römische Bürger; aber seine Existenz ist dennoch gesichert: die mittelalterliche Stadt behält den städtischen Markt den Handwerkerzünften allein vor und läßt fremden Wettbewerb nur ausnahmsweise zu. Sie sorgt, daß ein Bürger sich so gut nähren könne, wie der andere.

Auch in ihrem Ursprunge unterscheidet sich die Mehrzahl der mittelalterlichen Städte von den antiken. Diese waren, wie wir wissen, in der Regel ein Ergebnis von Anordnungen der öffentlichen Gewalt. Ähnliches finden wir zwar auch im Mittelalter (ich erinnere an die Städtegründungen Heinrichs I., der Welfen, der Zähringer); aber die meisten deutschen Städte sind doch aus Landgemeinden allmählich erwachsen. Ihr Stadt r e c h t beruhte zwar auf fürstlicher Verleihung; aber diese wurde für sie nicht ein Grund der Abhängigkeit, sondern wies ihnen den Weg zur bürgerlichen Freiheit.

Ihre ganze wirtschaftliche Stellung duldete nicht die Anhäufung großer Menschenmassen an einem Punkte. Großstädte dürfen wir also in dieser Zeit nicht suchen. Zwar wollen wir dem hohen Ruhme von alten Städten wie Köln, Frankfurt, Straßburg, Augsburg, Regensburg nichts abbrechen. Wenn man ihnen aber für das Mittelalter Einwohnerziffern von 60, 80 ja 120000 zugeschrieben hat, so sind diese Annahmen längst widerlegt. Wir besitzen jetzt für Nürnberg, Straßburg, Nördlingen und Freiburg im

22) Über die russischen „Städte" und ihre völlig abweichende, den alten Despotenstädten ähnliche Stellung vergleiche man die interessanten Ausführungen von P. Milukow, Skizzen russischer Kulturgeschichte I, S. 186 ff.

Üchtland die Schlußergebnisse mittelalterlicher Volkszählungen und für eine Reihe von anderen Städten hinreichend zuverlässige Berechnungen auf Grund von Steuerlisten und Bürgerverzeichnissen.[23]) Danach ergeben sich folgende Zahlen für die städtische Bevölkerung:

Lübeck (Ende XIV. Jhdts.)	22300	Mainz (Ende XV. Jhdts.)	5800
Straßburg i. E. (1473/7)	20722	Nördlingen (1459)	5295
Nürnberg (1440)	20165	Freiburg i. Ü. (1444)	5200
Ulm (1427)	20000	Freiberg i. S. (1474)	5000
Augsburg (1475)	18000	Überlingen (1444)	4800
Zürich (1410)	10500	Dresden (1474)	3200
Frankfurt a. M. (1387)	10000	Leipzig (1474)	4000
Basel (1471/5)	9000	Butzbach (1421)	2200
Eger (1446)	7300	Meißen (1481)	2000

Sie überschritten also durchschnittlich nicht das Maß heutiger Kleinstädte. Ihre unleugbare Stärke gegenüber den agrarischen Territorialgewalten beruhte auf ihrem freien Verfassungsleben und ihrer in gewissem Sinne vollendeten sozialwirtschaftlichen Organisation. Außerdem kam ihnen die Schwäche der Zentralgewalt zu Statten, die ebensowenig eine feste Reichshauptstadt kannte, als eine durchgreifende Verwaltungsorganisation, welche einzelne Städte als Sitze der Provinzial- und Bezirksbehörden aus der Masse hätte herausheben können.

Das wurde mit der Ausbildung des zentralisierten Staates durchaus anders, und damit sind wir bei der **modernen Entwicklung** des Städtewesens angelangt. Der Staat der Neuzeit duldet keine selbständigen Sondergewalten; damit war der mittelalterlichen Stadtautonomie ebenso das Urteil gesprochen, wie den adligen und geistlichen Grundherrschaften. Unser Staat kennt nur ein direktes Staatsbürgertum; er legt nicht mehr den Städten und Herrschaften Steuerkontingente und Truppenkontingente auf, sondern macht jeden einzelnen Staatsangehörigen steuer- und wehrpflichtig. Damit seine von

23) Der Kürze halber verweise ich auf v. Inama, Handwörterbuch d. Staatsw. (3.) II, S. 886 f. und Statist. Monatschrift XI (1906) S. 281.

einem vielgliedrigen Berufsbeamtentum getragene Verwaltungsorganisation wirksam werden könne, mußte die Gesellschaft wieder in ihre natürlichen Elemente aufgelöst und neu gruppiert werden. Städte und Flecken und Dörfer haben für ihn nur Bedeutung als örtlich begrenzte körperschaftliche Verbände zur Durchführung staatlicher Aufgaben; sie sind die untersten Organe des Verwaltungskörpers, der sich auf dem Stufenbau der Distrikts- und Provinzialverwaltung zur Spitze der Zentralverwaltung erhebt. Jede Niederlassungsgemeinschaft soll nach ihren besonderen Kräften dem Wohle des Ganzen dienen.

Sollten sie diese Aufgabe aber wirksam und in wirtschaftlichster Weise erfüllen, so mußten die einzelnen Orte differenziert werden. Nicht jede Gemeinde kann alles gleich gut für die Gesamtheit leisten, deren dienendes Glied sie ist. Die Sicherheit im Innern macht die meisten Stadtmauern entbehrlich. War im Mittelalter jede Stadt befestigt, so genügen nun wenige Grenzfestungen zum Schutze des ganzen Staatsgebiets; hielt früher jede Stadt ihre Söldner, so genügt jetzt eine beschränkte Zahl von Garnisonstädten für ein mächtiges Kriegsheer. Eine Stadt wird zur stehenden Residenz des Fürsten, andere zum Sitze von Provinzial- oder Bezirksbehörden, Land- und Amtsgerichten, wieder andere erhalten Universitäten, Polytechniken, Kunstakademien, andere werden Eisenbahnknotenpunkte, Meßplätze, Badeorte usw. Sie übernehmen bestimmte Funktionen für das ganze Land und für alle anderen Orte; aber diese Funktionen sind nicht immer spezifisch städtischer Natur. Sie können auch an ländliche Wohnplätze sich anknüpfen.

Namentlich tritt dies hervor seit der Ausbildung der modernen Großindustrie und seit der außerordentlichen Vermehrung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel. Von da ab sucht die gesamte nationale Produktion sich über das Wirtschaftgebiet so zu verteilen, daß jeder Zweig derselben den für ihn günstigsten Standort gewinnt. Es

entstehen Fabrik- und Hausindustriebezirke, indem Gebirgstäler und ganze Gegenden der Ebene ein halb städtisches Wesen annehmen. Gewisse Städte bringen spezielle Industrie- und Handelszweige zu einer das örtliche, ja oft das nationale Bedürfnis weit überragenden Entfaltung. In anderen wieder verkümmert alle Industrie- und Handelstätigkeit; sie sinken auf die Stufe von Dörfern herunter, und das historische Stadtrecht, das sich an ihre Namen knüpft, tritt in schneidenden Widerspruch zu ihrem Nahrungsstand, ihrer Bevölkerungszahl.[24]) Die Unterschiede zwischen Stadt und Land verwischen sich: in der Nähe der aufblühenden Industrie-Städte durch die Hinausschiebung der Gewerbeanlagen und Arbeiterwohnungen in die Vor- und Außenorte, in der Nähe der sinkenden „Ackerstädte" durch Annäherung der letzteren an die umliegenden Landorte und durch das Aufkommen volkreicher Industriedörfer.

Natürlich konnte diese völlige Umwandlung der nationalen Arbeitsteilung sich nicht vollziehen

24) Das Deutsche Reich hatte 1890 im Ganzen 2285 „Städte". Darunter waren 26 mit mehr als 100000 E., 22 mit 50—100000 E., 104 mit 20—50000 E. und 169 mit 10—20000 E. Außerdem gab es aber 56 Dörfer und vorörtliche Gemeinden mit 10—50000 E., darunter 11 mit mehr als 20000 E. — Preußen hatte damals 46 „Städte" mit weniger als 1000 E.; davon 14 in der Prov. Posen, 12 in Schlesien, 10 in Hessen-Nassau, 3 in Brandenburg, je 2 in Westpreußen und Westfalen, je eine in Sachsen, Hannover und Rheinland (Schleiden mit 515 E.). Diesen Zwergstädten standen 37 Landgemeinden mit mehr als 10000 E. gegenüber. — Wie tief die alten Städte zum Teil heruntergekommen sind, zeigen folgende Notizen über das Großherzogtum Baden. Dort zählte man 1885: 114 „Städte", darunter nur 63 mit mehr als 2000 und 9 mit über 10000 E. Von den übrigen 51 „Städten" hatten 42: 1—2000 E., 4: 500—1000 und 5: unter 500 E. (darunter Kleinlaufenburg 441, Neufreistett 427, Blumenfeld 349, Fürstenberg 341, Hauenstein 157). Auf eine Stadt entfielen im Durchschnitt 14 Dörfer. Dagegen hatten im Ganzen 129 Gemeinden mehr als 2000 Einwohner, darunter 66 Dörfer. Von den alten Städten entsprachen somit nur noch 55% dem modernen Stadtbegriff, und von den Dörfern waren 4% statistisch zu den Städten zu rechnen.

ohne eine gleichzeitige **Umsiedelung** der Menschen. Was hätten die Landstädte und die Bauerndörfer, deren Ackerboden keiner weiteren Ausdehnung fähig war, mit der stetig sich vermehrenden Menschenzahl anfangen sollen? Damit aber die Bevölkerung entsprechend der vorhandenen Erwerbsgelegenheit sich über das Staatsgebiet neu verteilen konnte, war es nötig, daß die alten Erwerbs- und Niederlassungsbeschränkungen aufgehoben wurden. Es mußten Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt werden.

Mit den großen Bevölkerungsbewegungen der Gegenwart ist eine neue Welt erstanden. Diese neue Welt weiß von keinen Städteprivilegien mehr und keiner Gebundenheit an die Scholle; den Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt sie immer mehr; wir kennen fast nur noch Größenunterschiede der Niederlassungen. Auch das Mittelalter hatte seinen Zug nach der Stadt. Waren aber in ihr alle Handwerke besetzt, so fanden neue Zuwanderer keinen Platz mehr, und die Obrigkeit ging dann wohl mit Beschränkungen des Zuzugs und Schließung der Zünfte vor. Heute können wir die Grenze der Erwerbsmöglichkeit wenigstens in der Großindustrie noch lange nicht absehen, und darum vermögen wir auch nicht zu sagen, wann das stete Wachstum unserer Großstädte ein Ende nehmen werde.

Die ganze großstädtische Entwicklung, die wir mit erleben, ist in zu unerwarteter, stürmischer Weise über uns gekommen, als daß unsere Zeit schon volle Klarheit über ihr Wesen und ihre Bedeutung haben könnte. Reichen doch ihre Anfänge kaum weiter zurück, als das Leben der älteren in der jetzigen Generation. Vor hundert Jahren hatte im Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches nur **eine** Stadt mehr als 100 000 Einwohner (Berlin), und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Um 1850 war die Zahl der Städte mit über 100 000 Einwohnern in Deutschland erst auf 5 gestiegen, hauptsächlich durch innern Zuwachs; 1870 gab es ihrer 8, und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts: 1880 15, 1890 26, 1900 33 und 1905 41.

Wenn wir nur die Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern zu den Großstädten rechnen, so war 1850 unter 38 Deutschen ein Großstädter, 1870 einer unter 20, 1880 unter 13; 1890 aber war schon jeder 8., 1900 jeder 6. und 1905 jeder 5. Mensch ein Großstadtbewohner. Es ist bekannt, daß die gleiche Entwicklung sich noch früher als in Deutschland in Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien vollzogen hat, daß sie alle Kulturstaaten umfaßt, und daß sie in Kolonialländern, speziell in den Vereinigten Staaten von Amerika, noch viel rascher verläuft als bei uns in Europa. Am weitesten vorgeschritten ist sie in England, wo schon 1891 nicht weniger als 32 Prozent der Bevölkerung in Städten mit über 100 000 Einwohnern lebten, 21,7 Prozent in Städten von 20—100 000 Einwohnern und nur noch 28 Prozent in ländlichen Distrikten.

Es ist kein Zweifel, in allen diesen Ländern häuft sich die Bevölkerung immer mehr an einzelnen Punkten an. Aber man wird den Vorgang, der sich hier abspielt, doch nur sehr ungenau kennzeichnen, wenn man von einer „Urbanisierung", einer Verstadtlichung der Kulturmenschheit redet. Dergleichen hätte man vielleicht im klassischen Altertum sagen können. Die moderne „Agglomeration" gleicht der mittelalterlichen Städtebildung insofern, als es sich auch bei ihr um ein Ergebnis der inneren wirtschaftlichen Entwicklung handelt. Aber diese Entwicklung steht seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts unter dem Drucke einer ununterbrochenen Volksvermehrung, die in den letzten Jahrzehnten bei uns in Deutschland auf rund 1 Prozent fürs Jahr sich berechnet. Da neue Ortschaften in dieser Zeit nur höchst selten gegründet wurden, so ist es selbstverständlich, daß in den vorhandenen Wohnplätzen die Bevölkerung durch den eignen (innern) Zuwachs sich stärker anhäufen mußte. Dresden z. B. würde bei 40 000 Einwohnern im Jahre 1800 allein durch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung aus dem Überschuß der Geburten über die

Sterbefälle bis zum Jahre 1900 unzweifelhaft zur Großstadt emporgewachsen sein, d. h. die Grenze von 100 000 überschritten haben, und so noch manche andere unter unsern 41 Großstädten. Ja einige unter ihnen, z. B. Königsberg und Danzig, haben heute nicht so viel Einwohner, als sie haben müßten, wenn ihre Bevölkerung seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts genau in demselben Maßstabe sich vermehrt hätte, wie die Gesamtbevölkerung des preußischen Staates oder die der sie zunächst umgebenden Provinz. Berlin, das im Jahre 1816 schon fast 200 000 Einwohner hatte, würde bei gleicher Volksvermehrung, wie sie die altpreußischen Provinzen in dieser Zeit hatten, schon vor dem Ende des XIX. Jahrhunderts die halbe Million überschritten haben.

Wie sich daraus ergibt, haben unsere Großstädte ihren Daseinsgrund zum Teil in dem natürlichen Wachstum, das sich für sie ergibt, wenn man sich die Volkszunahme seit 1750 auf alle damals vorhandenen Wohnplätze im gleichen Verhältnis zu ihrer früheren Einwohnerzahl verteilt denkt. Freilich nur zum Teil. Denn es hat in dem gleichen Zeitraume auch eine örtliche Verschiebung der Bevölkerung stattgefunden; es hat sich die neu hinzugekommene Menschenmenge nicht in gleicher Proportion auf die vorhandenen Orte verteilt; die einen haben rascher, die andern langsamer zugenommen, als es ihrem natürlichen Wachstume entsprochen hätte; stehen geblieben sind wenige, viele sind zurückgegangen. Man hat für diesen Umschichtungsvorgang das Schlagwort vom Zuge nach der Stadt geprägt. Es ist selten ein unpassenderer Ausdruck erfunden worden. Gerade die Orte, deren Bevölkerung am meisten zugenommen hat und noch heute am raschesten zunimmt, sind Landgemeinden, und die Orte, deren Bevölkerung stehen geblieben oder gar zurückgegangen ist, sind Städte.

Der auf diese Weise im Laufe der Zeit gewordene Zustand tritt in scharfen Widerspruch mit der öffent-

lich-rechtlichen Stellung zahlreicher Wohnplätze. Eine Menge von Orten trägt aus historischem Rechte den Namen der Stadt, wird der Städteordnung unterworfen und steht doch in Bezug auf die Größe der Bevölkerung hinter sehr vielen Landgemeinden zurück. Umgekehrt haben zahlreiche Landgemeinden 10, 15, ja 20, 30 und selbst über 40 000 Einwohner, die der Verwaltungsorganisation der Landgemeinden unterstellt geblieben sind und als solche fortgesetzt behandelt werden. Preußen hatte am 1. Dezember 1900 im ganzen 318 Gemeinden mit je mehr als 10 000 Einwohnern; 73 darunter (= 22,9%) waren Landgemeinden; die beiden größten von letzteren (Altendorf und Borbeck, Kreis Essen) hatten zusammen über 110 000 Einwohner. Seit 1895 hatte sich die Bevölkerung dieser 73 Landgemeinden im ganzen um fast 40 Prozent vermehrt, während die Bevölkerung der 245 Stadtgemeinden mit über 10 000 Einwohnern nur eine Steigerung von 20 Prozent aufwies. In Sachsen gehört ein Fünftel der agglomerierten Bevölkerung den großen Landgemeinden an.

Die Statistiker haben denn auch längst erkannt, daß der alte Stadtbegriff sinnlos geworden ist, und daß man heute die Wohnorte nur nach der Größe der Bevölkerung unterscheiden kann. Sie geben damit zu erkennen, daß in der mächtigen Bewegung, deren Zeugen wir gewesen sind, sozusagen zwei verschiedene Welten aufeinanderstoßen. Die alten „Städte" sind untergegangen; nachdem sie ihre historische Mission erfüllt hatten, sind sie in kraftlosem Greisenalter langsam dahingestorben. Mehr als die Hälfte der Orte, die, gestützt auf ihr historisches Recht, noch heute in Deutschland den Namen Stadt führen, verdienen ihn nicht mehr; denn sie führen keine städtische Existenz, und die offizielle Statistik hat zutreffend sie als Landstädte bezeichnet. An ihrer Stelle sind neue soziale Gebilde aufgetreten unter Benutzung des Standorts früherer Städte wie Landgemeinden. Ihre Aufgabe im Leben der Nation ist eine andere als die der alten Städte, und mit dieser

Veränderung ihrer kulturellen Mission hängt ihr erstaunliches Wachstum eng zusammen.

Was aber die städtischen Bevölkerungsanhäufungen der Gegenwart vor allem von den Städten der Vergangenheit unterscheidet, das ist die organische Art ihres Wachstums. Kein Zwang einer äußeren Gewalt hat sie geschaffen; die Hunderttausende, welche ihre Steinhäuser und Asphaltstraßen füllen, sie oder ihre nächsten Vorfahren sind freiwillig hereingekommen, getrieben in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven; jeder kann die Stadt verlassen, wann er will. Aber ihre Mauern werden darum nicht leer, ihre Wohnungen veröden nicht; von Jahr zu Jahr müssen vielmehr Hunderte neuer „Mietkasernen" errichtet werden, um die Menge zu fassen, die ihrer Anziehungskraft folgen, wie von magischer Gewalt getrieben. Und noch vermag niemand ein Ende dieses Wachstums abzusehen.

Die Möglichkeit, so große Menschenmassen zu ernähren, ist bedingt durch die moderne Verkehrstechnik und Industrieorganisation. Im Durchschnitt aller Großstädte des Deutschen Reiches fielen 1907: 51,7% ihrer Bevölkerung auf die Industrie, 25,9% auf Handel und Verkehr, 8,7% auf öffentlichen Dienst und freie Berufsarten, 9,7% auf Leute ohne Beruf (darunter 7,4% auf Rentner und Pensionäre), endlich 4,0% auf verschiedene andere Erwerbsarten. Bedenkt man, daß mindestens zwei Drittel der Handel- und Verkehrtreibenden von der Industrie beschäftigt werden, oder von der Versorgung der Industriebevölkerung existieren, und daß auch von den übrigen Gruppen noch ein Teil ihr Einkommen aus dieser Quelle ableitet, so können wir sagen, daß drei Viertel der Großstadtbevölkerung direkt oder indirekt von der Industrie leben. Mögen somit immerhin die Städte, welche am frühesten die Großstadtgrenze überschritten haben, dies dem Umstande verdanken, daß sie Haupt- und Residenzstädte, Garnisonen und Stätten verfeinerten Lebensgenusses waren, so ist es doch entschieden falsch, wenn neuerdings behauptet worden ist,

unsere Großstädte seien wirtschaftlich passive, wesentlich konsumierende Glieder am sozialen Körper.

Als Stätten der Arbeit, der intensivsten nationalen Produktion gleichen unsere modernen Städte — soweit sie diesen Namen wirklich verdienen — gewiß den mittelalterlichen Städten; aber es ist doch ein bemerkenswerter Unterschied zwischen beiden: die mittelalterliche Stadt gründet ihren Nahrungsstand auf ein harmonisch entwickeltes Kleingewerbe, dessen Absatz nur so weit reicht, als der direkte Verkehr des städtischen Marktes die Landbewohner herbeizieht. Die moderne Stadt dagegen produziert vermittelst einer einseitig entwickelten Großindustrie für den gesamten nationalen, ja oft für den internationalen Markt; ihr Erwerbsspielraum hat zur Zeit noch keine Grenze. Darum ist jene ihrem Wesen nach Kleinstadt, diese neigt von Natur zur großstädtischen Entwicklung. Beide aber sind vorwiegend Produktionsgemeinschaften, während alle älteren Städteformen sich wirtschaftlich als Konsumtionsgemeinschaften charakterisieren. Die primitive Despotengroßstadt ist Sammelpunkt von Kriegsbeute und Tributleistungen, der Höhle vergleichbar, nach der das Raubtier seine Beute schleppt; je größer das Reich ist, dessen Mittelpunkt sie bildet, um so weiter kann sie sich ausdehnen. Die Städte der beiden klassischen Völker des Altertums sind die befestigten Wohnplätze der Grundeigentümer; ihre Größe war im allgemeinen abhängig von der Ausdehnung des Stadtgebiets, das diese exploitierten; in der Regel aber waren ihrem Wachstum schon durch die geringe Entwicklung der Transporttechnik enge Grenzen gesteckt. Eine Ausnahme machten nur die Seestädte und namentlich die Reichshauptstädte, welche letztere noch manche Züge der primitiven Despotenstädte aufweisen.

Noch deutlicher treten die politischen Unterschiede hervor. Die Despotenstadt vereinigt in sich den herrschenden Stamm; außerhalb derselben gibt es nur Unterworfene. Die griechische Polis ist ein freies Gemeinwesen, Stadt und

Staat zugleich; Staatsregierung und Gemeindeverwaltung sind eins; das Verhältnis von Stadt zu Stadt ist ein rein völkerrechtliches. Auch im alten Italien bemerken wir die Ansätze einer ähnlichen Gestaltung. Mit dem Erstarken Roms gewinnt es eine Zeit lang den Anschein, als ob das Fortschreiten seiner Herrschaft sich durch Inkorporation der schwächeren Städte in die Bürgerschaft der Hauptstadt ausdrücken wolle. Auf die Dauer hat sich das natürlich nicht durchführen lassen; aber zu einer durchgreifenden territorialen Verwaltungsorganisation ist es doch nicht gekommen; die Municipien mit ihren Territorien stehen selbständig neben einander, und ihre innere Ordnung ähnelte der alten Verfassung Roms. Auch die mittelalterlichen Städte zeigen einen starken Zug zu politischer Autonomie; zu einer Herrschaft über die wirtschaftlich von ihnen abhängigen Landgemeinden haben es aber nur einzelne gebracht. Immerhin weichen auch sie ganz erheblich in ihrer politischen Stellung von den modernen Stadtgemeinden ab; sie sind fast Staaten im Staat, während unsre heutigen Städte, mag sich ihre Bevölkerung auch auf Hunderttausende belaufen, politisch unselbständige Glieder des gesamten Staatsorganismus sind. Die Gemeindeverwaltung erfüllt in ihnen Staatszwecke unter Aufsicht und Leitung der Staatsbehörden; ihr selbständiger Wirkungskreis umfaßt bloß „delegierte Staatsaufgaben".

So stellen unsere modernen Städte einen neuen Typus dar in der Gesamtentwicklung, dem keine frühere Städteform in unserem Kulturkreise gleicht. Keines Despoten Befehl hat sie geschaffen, kein von der Volksgemeinde beschlossener Synoikismos, keine politisch-militärische Kolonisation und kein öffentlich-rechtlicher Akt, wie es die Stadtrechtsverleihungen des Mittelalters waren. Aus dem Innern einer rein sozialen Entwicklung sind sie auf dem Untergrunde staatsbürgerlicher Freiheit erwachsen, und ihr Anspruch, beim Siegeszuge der modernen Kultur die Fahne voranzutragen, gründet sich auf kein besiegeltes Perga-

ment, sondern auf die Tatsachen der sozialen Auslese, kraft deren sie das Höchste, was die Nation an geistiger und wirtschaftlicher Energie aufzuweisen hat, in sich vereinigen. Darin liegt eben die wunderbare Anziehungskraft der großen Bevölkerungsmittelpunkte der Gegenwart begründet, daß sie in einer auf dem Boden des unternehmungsweisen Betriebs und der freien Konkurrenz stehenden Wirtschaftsverfassung einen Kampfplatz bieten, der jedem hervorragenden Talent den höchsten Preis in Aussicht stellt. Mag auch die Hoffnung auf diesen Preis noch so oft zu Schanden werden, mag auch so mancher Kämpfer schließlich ermattet die Arme sinken lassen, noch rücken immer neue Scharen nach und treten in die Palästra der Arbeit, so lange diese noch Raum bietet.

Gewiß wird die Entwicklung, die wir mit erleben, einmal ihr Endziel erreichen, und dann wird ein Zustand der Beharrung, vielleicht gar der Erstarrung eintreten, wie ihn die alten Städte vom XVI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts aufgewiesen haben. Es wäre müßig, wenn wir uns heute darob Sorge machen wollten, und ebenso unfruchtbar ist es, wenn heute so viel geklagt wird über die unliebsamen Begleiterscheinungen, welche der Umschichtung unserer Bevölkerung, wie jeder großen Umwälzung, eigen sind. Hat doch das Großstadtleben auch schon ungeahnte Kräfte der Nation entbunden, auf dem Gebiete der Technik, der Wissenschaft, der Kunst, der sozialen Wohlfahrtspflege. Und wir dürfen am Ende doch auch als Ergebnis unserer historischen Betrachtung feststellen, daß die moderne Stadt, die Stadt der freigewählten Arbeit, eine höhere Form des sozialen Daseins bedeutet als alle früheren Städteformen, die griechische Polis nicht ausgenommen. Trotz ihrer stolzen Größe bedeutet sie nichts für sich selber; sie will nicht herrschen, nicht ausbeuten; als dienendes Glied staatlich geordneten Volkes bricht sie die Bahn einer aufwärtsstrebenden, wahrhaft sozialen Kulturentwicklung für die Gesamtheit.

XI.

Die soziale Gliederung einer mittelalterlichen Stadt.



Will man die soziale Gliederung einer mittelalterlichen Stadtbevölkerung begreifen, so muß man sich zuvörderst des großen Unterschieds bewußt werden, welcher zwischen Staat und Gesellschaft im Mittelalter und in der Neuzeit besteht.

Jenes weite Gebiet menschlicher Massenzusammenhänge und Wechselwirkungen, welches uns die moderne Gesellschaft darstellt, ist im Mittelalter ebenso wenig vorhanden, wie die allumfassende Machtfülle und Einheit des gegenwärtigen Staates. Beide fehlten, weil es an der zusammenfassenden Kraft gebrach, welche in den gemeinsamen Interessen eines wahrhaft volkswirtschaftlichen Verkehrslebens liegt.

Für den Staat bedarf dies keines langen Beweises. Hat doch schon längst der wissenschaftliche Sprachgebrauch, wenn er von einer „deutschen Kaisergeschichte" spricht, wo früher von einer „Reichsgeschichte" die Rede war, anerkannt, daß die zusammenfassende Kraft des alten Reiches in der Persönlichkeit des Kaisers lag. Wissen wir doch alle, daß das Reich zerfiel, wenn der Kaiser ein schwacher Mann war, daß es wieder erstarkte, wenn kraftvolle Herrscher an die Spitze traten, welche überall persönlich erscheinend die Regierung — man gestatte einem Nationalökonomen diesen Ausdruck — als Wanderberuf ausübten. Wie ganz anders gefestigt steht doch der moderne Staat da, wie unabhängig vom Kommen und Gehen auch des hervorragendsten Fürsten! Es bedarf darüber heute keiner Auseinandersetzung, wo uns die unvollkommensten politi-

schen Gemeinwesen Europas belehren, daß ihre staatliche Existenz auch unter einer an Anarchie grenzenden inneren Zerrüttung aufrechterhalten bleibt.

Was sodann die Gesellschaft betrifft, so ist schon die Festigkeit des modernen Staates nicht denkbar ohne eine engere Lebensgemeinschaft und vielfache Wechselwirkungen unter sämtlichen Staatsangehörigen. Dazu kommt aber noch, daß die wunderbare Entwicklung des Verkehrs die sozialen Massenzusammenhänge weit über die einzelstaatlichen Grenzen ausgedehnt hat. Sie hat einen Weltmarkt und Weltindustrien geschaffen, eine internationale Arbeitsteilung und internationale Kundschaften, Kapitalanlagen und „Interessensphären" im Auslande; ja die Gleichartigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse hat selbst unter den Berufs- und Besitzklassen der verschiedenen Länder eine Gemeinsamkeit der Interessen und Anschauungen wachgerufen, die der äußeren Bindung kaum noch bedarf.

Im Mittelalter dagegen bewegt sich das gesellschaftliche Leben in engbegrenzten Gemeinschaften; die Kirchturmsinteressen kleiner örtlicher Gruppen überwiegen; nur wenige gesellschaftliche Zusammenhänge erreichen die Grenzen des eignen Staatsgebietes; die einzige soziale Organisation von internationalem Charakter ist die Kirche.

Und jener Staat selbst wieder, wie ärmlich, wie schwach nimmt er sich aus gegenüber der reichen Machtfülle des modernen Staates! Gar vieles, was heute der Zwangsgewalt der politischen Gemeinschaft unterworfen ist, war im Mittelalter der freien Selbstbetätigung der Gesellschaft überlassen. Die wichtigsten Gemeinschaftszwecke mußten engumgrenzten örtlichen Verbänden zur Erfüllung anheimgegeben werden. Ja diese kleinen organisierten sozialen Gruppen gewinnen oft eine Kraftfülle und Bedeutung, die Viele verleitet, sie als politische Gestaltungen, als Staaten im Staate anzusehen, was sie, wenigstens von Anfang an, durchaus nicht waren.

Dies gilt in vollem Maße von den Städten.

Ursprünglich nichts anderes als bäuerliche Niederlassungen, welche sich von den Dörfern nur durch ihre Befestigung unterscheiden, werden sie bald der Sitz der Märkte und des freien Verkehrs und im Anschluß an diesen auch der bürgerlichen Freiheit. Sie werden der Zufluchtsort der tüchtigeren Elemente der hörigen Landbevölkerung und entwickeln in ihrem Schooße rasch nach einander zwei neue Berufsstände, welche der Gesellschaft bis dahin gefehlt hatten, den Handwerker- und den Handelsstand. Sie bilden neben dem Grundbesitz, wenn auch nicht unabhängig von ihm, eine neue Art von Vermögen aus, das bewegliche Erwerbsvermögen.

So sind die Städte durch und durch soziale Bildungen: Schutz- und Zufluchtsorte der Landbevölkerunng, Mittelpunkte des wirtschaftlichen Verkehrs, Konzentrationsstätten des Gewerbebetriebs, Oasen der Geldzirkulation innerhalb einer von der Naturalwirtschaft beherrschten Zeit.

Es ist genugsam bekannt, zu welcher politischen Machtstellung die deutschen Städte auf dieser sozialen Grundlage sich erhoben, wie sie im spätern Mittelalter über die Mehrzahl der vielen kleinen Territorialherrschaften, in die sich das römische Reich deutscher Nation aufgelöst hatte, hervorragten, wie sie gegenüber den Landesfürsten und dem Kaiser mit der Zeit zu einer selbständigen Bedeutung gelangten, wie sie mit kräftiger Hand den Adel niederwarfen und den Landfrieden sicherten, und wie sie schließlich die Anerkennung ihrer reichsständischen Stellung erzwangen.

Was *war* es, das ihnen diese politische Bedeutung verlieh? War es ihre große Volkszahl? War es die genossenschaftliche Verfassung, welcher die Zünfte in langem Kampfe mit den alten grundbesitzenden Geschlechtern zum Durchbruch verholfen hatten? War es ihr Geldreichtum, ihre kriegerische Stärke?

Ich glaube, keines von allen diesen Momenten, oder doch keines allein. Ihre Hauptstärke ruhte vielmehr in der glücklichen sozialen Gliederung und Organisation ihrer

Bevölkerung, welche ihnen erlaubte, im Falle der Gefahr eine einheitlich zusammengeschlossene Volkskraft in die Wagschale zu werfen, wie sie keiner der damals in Frage kommenden Mächte zu Gebote stand.

Nehmen wir das XIV. und XV. Jahrhundert, die Zeit des Höhepunktes der städtischen Entwicklung, die Zeit zugleich, für welche die neuere Forschung genügend Aufschlüsse bietet, als maßgebend für unsere Betrachtung an, so stoßen wir gleich auf sehr bescheidene Bevölkerungsziffern.[1]) Alle deutschen Städte, für welche aus damaliger Zeit Einwohnerzahlen ermittelt sind, waren nach heutigen Begriffen Kleinstädte, und es mutet uns jetzt sonderbar an, wie man nur so lange an Bevölkerungsstände hat glauben können, zu deren Ernährung die extensive Landwirtschaft gar nicht imstande gewesen sein würde.

Und auf jener geringen Höhe der Volkszahl vermochten sich die meisten dieser Städte nicht einmal dauernd zu behaupten. Alle paar Jahre riß eine Pest, eine Hungersnot, eine Fehde, eine Belagerung große Lücken; manchmal starb in wenigen Sommermonaten ein Zehntel, ein Sechstel, ein Viertel der Menschen hinweg. Von 1326 bis 1400 zählte man 32 Pestjahre, von 1400 bis 1500 etwa 40. Jenes fortwährende Anwachsen der Städte, welches seit Jahrzehnten den Gegenstand unseres Staunens und unserer Sorge bildet, kannte das Mittelalter nicht. Allerdings fehlte es nicht an einer massenhaften Einwanderung. Die besseren Erwerbsverhältnisse in der Stadt einerseits, verbunden mit dem Genuß der persönlichen Freiheit, die dauernde Rechtsunsicherheit außerhalb der städtischen Mauern anderseits, die Bedrückung der Hörigen auf dem Lande trieben Jahr für Jahr Scharen von Zuwanderern herbei. Und in den Städten nahm man sie gerne auf, um die durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen und die Aufrechterhaltung der getroffenen Schutz- und Verteidi-

1) Vgl. oben S. 371 f.

gungseinrichtungen möglich zu machen. Nach ein paar Jahren gedeihlichen Wachstums kam ein neuer Rückschlag, und man mußte froh sein, wenn man die Volkszahl durch große Zeiträume im Ganzen stabil erhalten konnte.

Nirgends ist dieser Gang der Bevölkerungsbewegung deutlicher zu beobachten, als an der Stadt Frankfurt am Main, auf die wir die folgenden Betrachtungen beschränken wollen. Eine solche Beschränkung empfiehlt sich aus doppeltem Grunde. Ein glückliches Geschick hat einen so reichen Schatz von Verwaltungsakten und Urkunden erhalten, daß sich an der Frankfurter Bevölkerung des XIV. und XV. Jahrhunderts statistische Forschungen in einem Umfange anstellen lassen, wie es für keine zweite Stadt Deutschlands möglich sein dürfte. Auf der andern Seite ist die hervorragende Stellung dieser Stadt im Mittelalter eine so unverkennbare und unbezweifelte, daß man den bei der Untersuchung ihrer Bevölkerung gewonnenen Ergebnissen allgemeinere Gültigkeit für die bedeutenderen deutschen Binnenstädte zuschreiben darf — wenigstens insolange, als sie nicht durch exakte Forschungen über die Bevölkerung eines andern hervorragenden Platzes widerlegt sind.

Nun läßt sich in Frankfurt die Bewegung der Einwohnerziffer an den erhaltenen Steuerlisten (Bedebüchern) von der Mitte des XIV. bis zum Ende des XV. Jahrhunderts genau verfolgen. Denn da diese Listen sämtliche Steuerpflichtigen (die Armen und Zahlungsunfähigen mit eingeschlossen) enthalten, so gestattet das Steigen und Fallen der aus ihnen ermittelten Zahlen einen ziemlich sichern Rückschluß auf die jedesmalige Größe der Bevölkerung. Da wir letztere außerdem für die Jahre 1387 und 1440 aus erhaltenen Bürgerverzeichnissen berechnen können, so läßt sich durch Kombinierung der ersten dieser Berechnungen mit den ihr zeitlich nahe stehenden Steuerlisten auch das ungefähre Verhältnis der Zahl der Steuerpflichtigen zur Gesamtzahl der Einwohner feststellen. Darnach betrug:

im Jahre:	die Zahl der Steuerpflichtigen:	die ungefähre Einwohnerzahl:
1354	2669	7800
1359	3135	9200
1365	3072	9000
1370	2749	8100
1375	3051	9000
1380	3060	9000
1385	3405	10000
1389	3256	9600
1394	2624	7700
1399	2676	7800
1406	2397	7000
1410	2461	7200
1420	2382	7000
1428	2431	7100
1463	2595	7600
1475	2817	8300
1484	2527	7400
1495	2621	7700
1499	2583	7600

Die Zahlen schwanken also zwischen 2400 und 3400 Steuerpflichtigen oder zwischen 7000 und 10 000 Seelen. Die Einwohnerziffern wollen natürlich nicht wie Zählungsresultate angesehen sein. Sie dienen lediglich der Veranschaulichung. Ihren Höhepunkt erreicht die Bevölkerung um 1385, unmittelbar vor der Cronberger Schlacht. In den folgenden hundert Jahren schwankt sie auf und ab zwischen sieben Zehntel und neun Zehntel der damals erreichten Zahl, ohne sie wieder zu erreichen. Im Jahre 1499 beträgt sie nur 7600 Seelen. Und doch sind von 1385 bis 1499 über 5300 Neubürger eingewandert — fast doppelt so viel, als am Anfang dieser Periode vorhanden gewesen waren. Die Bevölkerung hätte also am Ende derselben allein durch den äußeren Zuwachs sich nahezu verdreifachen müssen, vorausgesetzt, daß in ihrer inneren Be-

wegung die Geburten regelmäßig das ersetzt hätten, was durch den Tod in Abgang gekommen war. Statt dessen betrug sie nur drei Viertel der anfänglich vorhandenen Zahl. Nimmt man an, die Einwohnerschaft hätte von 1385 bis 1499 sich in dem Verhältnisse der Bevölkerungszunahme des modernen Frankfurt in den letzten 50 Jahren vermehrt, so hätte sie um 1500 etwa 100 000 Seelen betragen müssen.

Bei diesem schwankenden Bevölkerungsstand erinnert man sich lebhaft der beweglichen Worte, mit welchen im Eingange zahlloser mittelalterlicher Urkunden der Vergänglichkeit und Unsicherheit aller menschlichen Dinge gedacht wird. Mit dem eigentümlichen Verlauf des Bevölkerungswechsels hängt es aber auch zusammen, daß die natürliche Schichtung der städtischen Gesellschaft nach Alter, Geschlecht und Gesundheitsverhältnissen eine äußerst ungünstige war.

Wir können eine Bevölkerung, welche sich aus sich selbst rasch vermehrt, in der also die jüngeren Altersklassen stark besetzt sind, als eine junge Bevölkerung bezeichnen, eine solche mit langsamer Vermehrung nennen wir eine alte Bevölkerung. Deutschland und die Vereinigten Staaten mit ihrem großen Kinderreichtum haben junge, Frankreich hat eine alte Bevölkerung. Das Durchschnittsalter beträgt in Frankreich 31, in Deutschland 27, in den Vereinigten Staaten noch nicht 24 Jahre.

In diesem Sinne waren die mittelalterlichen Stadtbevölkerungen alte Bevölkerungen.

Wenn wir statistische Ermittlungen, die wir von Nürnberg, Basel und Freiburg i. Ü. aus der Mitte des XV. Jahrhunderts besitzen, mit solchen aus Frankfurt zusammenhalten, so drängt sich uns der Schluß auf, daß allgemein in den mittelalterlichen Städten die Zahl der Kinder, im Vergleiche zu den übrigen Altersklassen, eine geringere gewesen sein müsse als heutzutage.

Allerdings ist nach allem, was wir darüber wissen,

die Fruchtbarkeit der Ehen im Mittelalter eine sehr große. Allein infolge der Unvollkommenheit der ärztlichen Kunst gingen viele Kinder schon beim Eintritt ins Leben zu Grunde;[2]) außerdem mußte die Taufe, welche bereits im Laufe des ersten Tages nach der Geburt in der Kirche stattfand, manchen verderblich werden, wie noch heute in Rußland; endlich richteten Kinderkrankheiten in den ungesunden Wohnungen große Verheerungen an. Mit aller Wahrscheinlichkeit darf man die Zahl der Totgeborenen und der in den ersten Lebensjahren Gestorbenen als überaus groß annehmen.

Wer einmal die Geschichte einer hervorragenden Frankfurter Familie im Mittelalter verfolgt hat, der wird die Beobachtung gemacht haben, daß die Geschlechter trotz sehr kinderreicher Ehen sich fast immer nur in 1 bis 2 Gliedern forterhalten und daß sie selten das zweite Jahrhundert ihres Bestehens überleben. So wurden in der Familie Rorbach vom Ende des XIV. bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts etwa 65 Kinder geboren (ohne Totgeburten); von diesen überlebten nur 18 ihre Väter und nur 12 gelangten zur Verheiratung. Wenn wir nun bei den angesehensten und wohlhabendsten Familien ein so rasches Hinsterben beobachten, wie mag es erst den Kindern der Handwerker und der Armen ergangen sein!

In der Tat, die Städte beburften auch ohne Seuchen und Hungersnöte jener starken Einwanderung vom Lande, wenn sie nur ihre Bevölkerung stabil erhalten wollten.

Nicht minder ungünstig als der Altersaufbau ist die Gliederung der Bevölkerung nach dem Geschlechte.

Ist schon heute der Überschuß des weiblichen über das männliche Geschlecht unter den Erwachsenen ein so bedenklicher, daß er zu den vielen sozialen Fragen der

---

2) Bezeichnende Einzelheiten darüber findet man bei Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankfurt a. M. 1847, S. 81.

Gegenwart auch eine „Frauenfrage" erzeugt hat, so kann man im Mittelalter geradezu von einem Frauennotstand reden. Allerdings vermag ich für die Gesamtbevölkerung Frankfurts keine genauen Ziffern zu geben. Ich führe nur an, daß in dem Bedebuche der Oberstadt für 1385 das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Steuerpflichtigen sich wie 1000:1100, in demjenigen der Nieder- und Neustadt für 1475 wie 1000:1140 stellt, und daß in den Zunftverzeichnissen die große Zahl der Witwen auffällt. Dagegen wissen wir von Nürnberg, daß 1449 auf 1000 erwachsene Männer 1207 Frauen kamen; unter der über vierzehnjährigen Bevölkerung zweier Basler Kirchspiele entfielen 1454 auf 1000 männliche 1246 weibliche Personen, und noch 1576 trafen in Rostock auf 1000 erwachsene Männer 1295 Frauen.

Allerdings finden wir ähnliche abnorme Zahlenverhältnisse auch in den modernen Städten.[3]) Aber bei der Ausschließlichkeit, mit der die Wirtschaftsordnung des Mittelalters die Frauen auf das Haus verwies, konnten unliebsame soziale und sittliche Folgen noch weniger ausbleiben als heutzutage, und sie drängten bei der Enge der städtischen Verhältnisse zu Abhilfemaßregeln, denen man eine gewisse Planmäßigkeit und gesunde Überlegung schwerlich wird absprechen können. Als solche nenne ich die Errichtung von Frauenklöstern, die Gründung von Versorgungsanstalten für alleinstehende weibliche Personen und die Beschäftigung von Frauen in den Gewerben. Jene Versorgungsanstalten sind die Bekinen- oder Gotteshäuser — Stiftungen wohlhabender Bürger, welche ein Haus zur Wohnung für eine Anzahl Frauen, oft auch Renten und sonstige Einkünfte zu ihrem Unterhalt bestimmt hatten. In Frankfurt sind deren 57 namentlich bekannt, welche etwa 300 Bekinen fassen konnten, während die beiden

3) Vgl. meinen Aufsatz in Mayr's Allgem. statist. Archiv II, S. 385 ff.

Frauenklöster (Katharinen und Weißfrauen) gegen 60 Nonnen aufzunehmen vermochten.[4])

Was die Teilnahme der Frauen an der Erwerbsarbeit betrifft, so finden wir sie fast in allen Berufsarten, auch im zünftigen Handwerk, soweit es für Weiberhände geeignete Beschäftigung bot, und wenn sich auch in Frankfurt nicht, wie in Paris und einigen andern Städten, eigene Frauenzünfte nachweisen lassen, so konnten sie doch auch hier als Meisterinnen zu eigenem Rechte in einzelne Zünfte Aufnahme finden. Besonders häufig sind sie in der Textilindustrie und im Kleinhandel. Ja wir sehen sie selbst in Gewerben, in denen wir sie heute nicht mehr zu erblicken gewohnt sind, wie in Bade- und Rasierstuben. Zwischen 1389 und 1497 lassen sich nicht weniger als 15 Ärztinnen nachweisen; im Jahre 1368 sind von den 11 konzessionierten Wechselstuben 6 in weiblichen Händen; wir finden eine Frau als Pächterin des Leinwandzolles, eine andere als Aufseherin in der Stadtwage.

Diese Beispiele sind sehr lehrreich. Sie zeigen uns einerseits, zu welchen Auskunftsmitteln die Menge unversorgter Frauen trieb, anderseits wie man bei der geringen Menschenzahl der Städte genötigt war, alle irgend verfügbaren Kräfte, selbst die schwächsten, im Dienste des Gemeinwesens einzuspannen.

Aber noch in einer dritten Beziehung gestaltete sich die Gliederung der mittelalterlichen Stadtbevölkerung ungünstig: in Hinsicht auf den Gesundheitszustand. Die Zahl der mit dauernden körperlichen und geistigen Gebrechen Behafteten war eine außerordentlich große.

In erster Linie stehen die Aussätzigen oder Sondersiechen, die ihr entsetzliches Übel zur Ausstoßung aus der Gesellschaft verurteilte. Wie verbreitet die furchtbare Krankheit gerade im XIV. und XV. Jahrhundert ge-

4) Näheres in meiner Schrift: Die Frauenfrage im Mittelalter. 2. Aufl. Tübingen 1909.

wesen ist, läßt sich nur ungefähr an der Zahl und Ausdehnung der Leprosenhäuser ermessen, die auch in der kleinsten Stadt nicht fehlen durften. In Frankfurt diente diesem Zwecke der außerhalb der Mauer gelegene Gutleuthof. Seine Insassen müssen zahlreich gewesen sein, da sie sogar eine eigene Weinstube hielten.

Auch die Zahl der Lahmen, Blinden, Tauben und Geisteskranken war verhältnismäßig eine weit größere als heutzutage.

Allerdings ist selbst in der Wissenschaft die Ansicht noch immer weit verbreitet, es sei die moderne Zeit mit ihrem raschen Verbrauch der Lebenskraft, ihrer aufregenden Hast und ihren schroffen sozialen Gegensätzen der Zunahme der Geisteskranken besonders günstig gewesen. Allein wenn man mit kritischem Sinne die dafür angeführten Zahlen prüft, so muß man sich sagen, daß der Beweis für diese Behauptung keineswegs erbracht ist. Vielmehr spricht vieles dafür, daß die steigenden Ergebnisse der (übrigens in letzter Zeit fast ganz aufgegebenen) Ermittlungen bei Volkszählungen auf die wachsende Genauigkeit derselben zurückzuführen sind. Und wenn man denn einmal in der Verursachung der Geisteskrankheiten physische und psychische Faktoren neben einander gelten läßt, so überzeugt uns geringes Nachdenken, daß in beiden Beziehungen das Mittelalter größere Gefahren bot als die Gegenwart. Die schroffsten Wechselfälle lagen im Leben der Menschen hart neben einander: Überfluß und Mangel, Völlerei und Darben, Genuß und Entsagung. Der Anblick blutiger Greuelszenen, Gewaltakte aller Art, Belagerungen, Hinrichtungen, Bürgerzwiste, Pestzeiten, Hungersnöte — all das verbunden mit religiöser Superstition und einer grausamen, oft ungerechten Justiz mußte die Gemüter der Menschen aufs tiefste erschüttern. Das ruhige Behagen einer in festen Linien sich bewegenden stetigen Entwicklung war dem Mittelalter fremd.

Welche Folgen diese Dinge für den Geisteszustand der

Menschen hatten — wer möchte wagen, das zu ermessen? Wenn wir aber bei den Chronisten lesen, wie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wahre Geistesepidemien ganze Schichten der Bevölkerung ergriffen, wenn wir von dem Eindruck hören, den der schwarze Tod auf die Gemüter machte, von den Kinderkreuzzügen, den Geißlerfahrten, den Judenschlächtereien, der Tanzwut in den rheinischen Städten: so können wir nicht umhin, zwischen diesen zwei Erscheinungsreihen einen Zusammenhang zu suchen. Und damit stimmt es, daß wir in den Frankfurter Verwaltungsakten von nichts häufiger lesen, als von den „Toren", von denen, die „nit wol bei Sinnen" gewesen; an dreißig verschiedene Ausdrücke kommen für den Begriff geisteskrank vor. In den Stadtrechenbüchern bilden die Kosten für die Versorgung einheimischer und die Austreibung fremder Irrsinniger einen stehenden Posten. Die ersteren wurden in Türmen, öffentlichen oder privaten Gefängnissen eingesperrt; 1477 wurde sogar beim Spital ein besonderes Gebäude für sie aufgeführt.

Zahlen lassen sich freilich für die Verbreitung des Übels nicht angeben; ebenso wenig kann man sagen, ob Irrsinn oder Blödsinn damals häufiger gewesen. Auch von den Lahmen, den Tauben, den Taubstummen und Epileptischen kann man nichts weiter feststellen, als daß sie oft erwähnt werden.

Bezüglich der Blinden bin ich dagegen in der günstigen Lage, Zahlen von einiger Zuverlässigkeit geben zu können. Da die Häufigkeit dieses Gebrechens bei unsern Volkszählungen ermittelt wird, so will ich zunächst erwähnen, daß nach den neuesten Aufnahmen auf 10000 Einwohner in Deutschland 7, in Österreich, Frankreich und England 8, in Italien 10, in Spanien und Irland 11 und in Norwegen 13 Blinde kommen. Im mittelalterlichen Frankfurt dagegen, wo sich für zehn verschiedene Jahre zwischen 1399 und 1499 die Zahl der Blinden annähernd ermitteln ließ, war dieselbe so hoch, daß die Rechnung

auf 10 000 Menschen 20—42 Blinde ergeben würde (1871 nur 5). Diese Höhe erreicht die Blindenhäufigkeit gegenwärtig nur noch bei einem Volke in Europa, dem finnisch-estnischen: in Finnland kommen auf 10 000 Einwohner 69, in Estland 46 Blinde.

Das Mittelalter dachte nicht daran, für diese verschiedenen Arten von Gebrechlichen eigene Heilanstalten zu errichten, da man ihr Unglück als eine unabwendbare Schickung der Vorsehung betrachtete. So weit sie rüstig und ungefährlich waren, wurden sie mit mancherlei Arbeiten beschäftigt — freilich zuweilen sehr ungeeigneten. Hatte doch 1440 der Rat eine Anzahl Blinder als Torhüter und Nachtwächter in seinen Diensten. Die meisten waren jedoch für ihren Unterhalt auf den Bettel angewiesen, und dieser Umstand ist für unsere Frage nicht ohne Wert. Denn wie noch heute die Bettler in Rußland Artele bilden, so schlossen jene Krüppel und Gebrechlichen im Mittelalter zur gegenseitigen Unterstützung kirchliche Brüderschaften, deren wir auch eine zu Frankfurt finden: die Brüderschaft der Blinden und Lahmen zu den Karmelitern. Die Verbreitung dieser Brüderschaften ist ein Beweis mehr für die Häufigkeit der schweren Gebrechen und Sinnesfehler.

Nach dieser Darlegung wird man eingestehen müssen, daß nicht leicht eine Bevölkerung von Natur ungünstiger zusammengesetzt sein konnte, als diejenige unserer mittelalterlichen Stadt. Die Überzahl der Frauen muß als eine Belastung der Wirtschaft aufgefaßt werden, soweit dieselben nicht bei Haus- und Erwerbsarbeit Verwendung finden konnten oder durch Stiftungen dauernd sichergestellt waren. Die Masse der erwerbsunfähigen Gebrechlichen aber bedeutete geradezu eine negative Größe für die Wirtschaft; denn sie erforderten nicht bloß Unterhalt, sondern auch noch einen besonderen Arbeitsaufwand für Pflege und Überwachung von Seiten der Gesunden. Nur die geringe Zahl der Kinder, so sehr sie die Erstarkung der Bevölkerung hemmte, gestaltet sich vom ökonomischen Gesichtspunkte

aus nicht ganz so unvorteilhaft. Kinder sind reine Konsumenten der Volkswirtschaft, von der sie Unterhalts- und Erziehungsaufwand fordern. Kinderarme Familien können unter sonst gleichen Verhältnissen mehr erarbeiten, mehr ersparen, als kinderreiche. Aber dieser Gesichtspunkt, der sich uns in der Gegenwart oft gebieterisch aufdrängt, konnte im Mittelalter, wo es nicht an Erwerbsgelegenheit, wohl aber an Händen fehlte, keine Rolle spielen. Für eine mittelalterliche Stadt war Kinderarmut ein großes Unglück.

Wenden wir uns nunmehr der sozialen Gliederung der Bevölkerung im engeren Sinne zu, so fallen für eine oberflächliche Betrachtung allerdings die politischen Geburtsstände und Standesunterschiede am meisten ins Auge. Allein dieselben sind im XIV. und XV. Jahrhundert, wie wir gleich sehen werden, von sehr geringer Bedeutung.

Für unsere Zwecke scheiden wir am besten die ganze Bevölkerung in zwei Teile: die dauernd ansäßige und die fluktuierende Bevölkerung. Von der ersteren heben sich wieder zwei abgeschlossene Gruppen ab, die wir zunächst bei Seite lassen: die Geistlichkeit und die Juden. Der Rest der dauernd Ansässigen zerfällt politisch in Bürger und Nichtbürger oder Beisassen. Die Zahl der letzteren ist sehr klein, da der Rat den Grundsatz befolgte, wissentlich niemanden in der Stadt zu dulden, der nicht Bürger wäre. Wir schenken deshalb auch diesem Unterschiede keine weitere Beachtung. Die Bürgerschaft zerfällt bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts in zwei fast gleich starke Gruppen: die Gemeinde und die Zünfte oder die organisierten Handwerke. An der Spitze der Gemeinde stehen die Geschlechter, in späteren Jahrhunderten auch wohl Patrizier genannt. Sie hatten vermutlich auch in Frankfurt früher allein das Stadtregiment mit den königlichen Beamten geführt, hatten aber schon in einer uns unbekannten Zeit den Zünften ein Drittel der Ratsstellen eingeräumt. Ihre Zahl ist ge-

ring; gewöhnlich umfaßt sie nicht mehr als 20—30 Familien mit 60 bis 100 Hausgesäßen; ja sie würde bald noch tiefer gesunken sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit aus der übrigen Bürgerschaft und aus der Fremde frisches Blut zugeführt worden wäre.

Im Übrigen hat der Unterschied zwischen Gemeinde und Zünften keine soziale Tragweite; namentlich ist er nicht gleichbedeutend mit einer Scheidung der Bürger in Gewerbetreibende und solche, die andern Erwerbsarten obliegen. Ebenso hat eine im XV. Jahrhundert wohl vorkommende Dreiteilung in Geschlechter, Zünftige und Unzünftige vorwiegend politische Bedeutung.

Weit wichtiger ist für unseren Zweck die Gliederung der Bürgerschaft nach Berufsarten. Wenn wir diese nunmehr ins Auge fassen, so müssen wir uns zuerst von der oft gehegten Vorstellung los machen, als ob die Zahl der Zünfte oder ihrer Mitglieder uns einen zutreffenden Maßstab für die Berufstätigkeit der städtischen Bevölkerung geben könnte. Sie ist nicht einmal für das gewerbliche Leben im engeren Sinne richtig. In Frankfurt finden wir Angehörige sehr verschiedener Handwerke in denselben Zünften, nicht selten auch solche, die überhaupt kein Handwerk trieben. Ferner gibt es Zünfte, deren Mitglieder gar keine Gewerbetreibende waren, sondern sich mit dem Garten- und Weinbau, dem Handel und der Handelsvermittlung beschäftigten oder gar im städtischen Dienste standen. Endlich ist die Zahl der Handwerker, die sich außerhalb der Zunftorganisation befanden, nicht unbedeutend.

Wir haben deshalb einen andern Weg einzuschlagen, wenn wir über die Zusammensetzung der Bürgerschaft nach dem Berufe Aufschluß gewinnen wollen: wir müssen in der Weise der modernen Statistik die Bürger nach dem Berufe ordnen, den ein jeder wirklich getrieben hat. Allein eine solche Arbeit bietet für das Mittelalter außerordentliche Schwierigkeiten. Sie ist auch bei dem reichen Ma-

terial des Frankfurter Stadtarchivs nur für das eine Jahr 1440 möglich gewesen.[5])

Im Ganzen zählen wir 1440 rund 1800 selbständig erwerbende männliche Personen. Diese verteilen sich auf nicht weniger als 191 Berufszweige. Das ist indes nicht die Gesamtzahl aller im mittelalterlichen Frankfurt vorkommenden Erwerbsarten. Vielmehr erhalten wir, wenn wir auch die sonst noch im XIV. und XV. Jahrhundert vereinzelt auftretenden Berufsarten hinzurechnen, soweit sie in besonderen Berufsbezeichnungen sich zu erkennen geben, eine Liste von über 900 Namen. Mögen viele darunter sein, die mit andern gleiches bedeuten, mögen nie alle zugleich nebeneinander vorhanden gewesen sein, immer offenbaren sie eine Mannigfaltigkeit des Berufslebens, welche die Zunftbücher nicht haben ahnen lassen.

Diese große Zahl von Berufsarten ist eins der wichtigsten Momente in der sozialen Gliederung der städtischen Bevölkerung. Sie gibt uns einen Maßstab für die Entwicklung der *mittelalterlichen Arbeitsteilung* und ist nur dann in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen, wenn wir die eigentümliche Natur dieser mittelalterlichen Arbeitsteilung und die damalige Betriebsweise der Gewerbe im Auge behalten.

Die *moderne Betriebsweise* in den Gewerben ist eine kapitalistische; sie beruht darauf, Geld in Ware und Ware in mehr Geld zu verwandeln. Der Unternehmer kauft Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Arbeitsleistungen und verkauft die durch das Zusammenwirken dieser Betriebs-Elemente entstandenen Produkte mit Gewinn. Der letztere ist um so größer, je höher die Auslage, je rascher der Kapitalumschlag.

Es ist eine weite Welt, auf welche die moderne Erwerbstätigkeit den einzelnen hinweist, und jeder steht unter dem Wettbewerb aller anderen. Alle aber befinden sich

5) Vgl. für das Einzelne meine „Bevölkerung von Frankfurt a. M., I, S. 210 ff.; hier beschränke ich mich auf die Hauptergebnisse.

unter dem Druck einer fortgesetzten Volksvermehrung, welche die Gesellschaft zwingt, immer neue Mittel zu ersinnen, um die zuwachsenden Millionen zu ernähren.

Die mittelalterliche Stadt war eine enge Welt, die das Erwerbsstreben des einzelnen überall einschränkte. Ihre Machtstellung hing davon ab, daß die Bevölkerung dauernd nicht unter die Zahl sank, die sie zu ernähren vermochte, und Frankfurt hat diese meist nicht erreicht, so daß zuzeiten in der Messe noch fremde Handelsvermittler zugelassen werden mußten und daß Frauen im Berufsleben zahlreich Platz finden konnten. Zwar trägt das letztere noch nicht jenes Gepräge der Stabilität, das den Städten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts eigen ist. Der Prozeß der Berufsbildung ist noch in lebhaftem Gange, und er ergreift manches, was er später wieder fallen gelassen hat. Aber er steht nicht im Zeichen raschen technischen Fortschritts, da er nicht unter dem Zwange einer stetig wachsenden Volksmenge sich vollzieht, er stellt sich vielmehr nur als Verteilung der vorhandenen Erwerbsgelegenheiten unter die verfügbaren Menschenkräfte dar.

Die moderne Arbeitsteilung ist vorzugsweise Arbeitszerlegung. Bei ihr handelt es sich darum, daß viele verschieden qualifizierte Hände in derselben Produktionsstätte bei der Fertigstellung einer Ware zusammenwirken, meist noch unterstützt durch mechanische Triebwerke und Arbeitsmaschinen. Jeder Fortschritt der Arbeitsteilung bedingt eine Vergrößerung des Betriebs, eine Vermehrung des notwendigen Betriebs- und gewöhnlich auch des Anlagekapitals.

Der mittelalterliche Gewerbebetrieb ist in der Regel ein bloßer Arbeitsbetrieb. Der Gewerbetreibende bedarf bei der Einfachheit der Werkzeuge eine umfassende Arbeitsgeschicklichkeit. Die Rohstoffe werden ihm häufig vom Besteller geliefert, der das Werk seiner Hände in eigner Wirtschaft verbrauchen will. Was der Handwerker dabei verdient, ist Arbeitseinkommen, und

dieses fällt in dem Maße reicher aus, als das Werk kunstvoller sich gestaltet.

Die mittelalterliche Arbeitsteilung ist vorzugsweise Berufsteilung. Sie läuft darauf hinaus, aus einem Berufszweige mehrere zu machen. Auf demselben Arbeitsgebiete, das früher ein Meister allein beherrscht hatte, finden dann mehrere, unabhängig von einander, ihre Nahrung. Nur so kann die Technik fortschreiten, daß das Arbeitsverfahren, welches seither auf eine verwandte Gruppe von Produkten angewendet wurde, einer Spielart der letzteren besonders angepaßt wird, daß die Werkzeuge für diese eigens eingerichtet, daß ihre Erzeugung für einen neuen Handwerker Lebensaufgabe wird. Und da der Anstoß zur Produktion immer vom Konsumenten ausgeht, der den Handwerker zeitweilig in seinen Dienst nimmt, so tritt der Produzent der einen Güterart zu seinen Kunden in das gleiche Verhältnis, wie vorher der Produzent der ganzen Gütergattung.

Vielleicht wird ein Beispiel den Vorgang am besten erläutern. Der Schneider alten Stils scheert das Tuch, näht und stickt Kleider und Weißzeug, fertigt Kappen, Hüte und Pelzwaren, Männer- und Frauengewänder. Im XIV. und XV. Jahrhundert haben sich aus dem einen Schneidergewerbe als besondere Berufszweige entwickelt: die Handwerke des Tuchscherers, des Seidenstickers, des Hutmachers, des Kürschners und des Flickschneiders; die Weißzeugnäherei und die Anfertigung der Frauenkleider wird weiblichen Händen überlassen.

Noch heute läßt sich auf solchen Arbeitsgebieten, welche einen kapitalistischen Betrieb nicht zulassen, der gleiche Vorgang beobachten, z. B. in der Wissenschaft und bei den persönlichen Dienstleistungen. Es sei nur auf den ärztlichen Beruf verwiesen und seine immer zahlreicher werdenden Spezialisten. Was die letzteren für die Ausbildung der Technik leisten, ist nichts anderes, als was das mittelalterliche Gewerbe auf dem gleichen Wege erstrebte und erreichte.

Höchste individuelle Geschicklichkeit war für den städtischen Meister der alten Zeit und ist für den Spezialarzt der Gegenwart dasselbe, was für den modernen Fabrikanten seine patentierten Maschinen und Verfahrungsweisen, seine wohldisziplinierten Arbeiterscharen sind.

Während bei der modernen Arbeitsteilung jeder Fortschritt es den Arbeitern schwieriger macht, zur Selbständigkeit zu gelangen, während sie mit Notwendigkeit das Auseinanderfallen von Arbeit und Kapital bedingt, wurde durch die mittelalterliche Berufsteilung die Zahl der selbständigen Betriebe vermehrt und die Bedeutung der Arbeit für das persönliche Fortkommen gesteigert.

Wir können hier unmöglich auf die Einzelheiten der Berufsgliederung näher eingehen. Nach großen Gruppen gesondert entfielen von unseren 1800 selbständig Erwerbenden auf:

	Personen	Prozent
die Gewerbe im engeren Sinne	1050	58,3
die Urproduktion	330	18,3
Handel, Verkehr und Gastwirtschaft	230	12,8
Lohnarbeit unbestimmter Art	60	3,3
Öffentlichen Dienst	60	3,3
Liberale Berufsarten	30	1,7
Verschiedene	40	2,3

Diese Zahlen wollen nicht angesehen sein wie die Angaben einer modernen Berufsstatistik. Sie ordnen die Bürger nur nach dem *Hauptberufe* ein, ohne zu berücksichtigen, daß die meisten einen Teil ihres Unterhalts noch aus einem oder gar mehreren andern Berufszweigen gewannen, die sie nebenbei ausübten. Die Folge dieser zahlreichen Fälle von Arbeitsvereinigung ist, daß manche Produktionsgebiete nicht in ihrer wahren Bedeutung hervortreten.

So haben wir unter den Urproduzenten nur 130 reine *Landwirte* eingerechnet; in Wirklichkeit trieb bis tief in das XVI. Jahrhundert hinein noch fast jeder Bürger

Landwirtschaft oder doch Garten- und Weinbau in der Stadtmark oder auf den Dorffluren der Umgegend. Ebenso nahm der niedere städtische Dienst weit mehr als 60 Personen in Anspruch; aber vielleicht ist die Zahl 60 noch zu hoch für diejenigen, welche wirklich von den Einkünften ihrer Ämtchen leben konnten. Dazu kommt noch das bedeutende Personal, welches die Stadt zur Bewachung der Pforten, Türme, Erker, Warten und Schläge bedurfte — meist ärmere Handwerker, die ihr ursprüngliches Gewerbe im Dienste weiter trieben, ferner die zahlreichen Halbbeamten für den Markthandel und Verkehr, endlich die Gewerbetreibenden im städtischen Brot, wie der Stadtbaumeister, der Stadtschmied, der Stadtkoch, der Müller in der Stadtmühle, der Bäcker im städtischen Backhaus, so daß wir insgesamt auf gegen 200 städtische Angestellte kommen ohne die Söldner. Nicht selten wurden auch mehrere Ämtchen in einer Hand vereinigt, und ebensolche Berufsvereinigungen finden wir bei den bürgerlichen Gewerben.

Die auffallendste Eigentümlichkeit der städtischen Berufsgestaltung ist aber das Zurücktreten des Handels. Dieses erklärt sich einfach daraus, daß im Mittelalter der Handel nur da eingreifen konnte, wo die einheimische Produktion versagte, und daß auf dem städtischen Markte, soweit irgend möglich, der Konsument direkt auch mit dem auswärtigen Produzenten verkehren sollte. Nur daß das Mittelalter im Interesse der Verkehrssicherheit zwischen beide ein Heer von beeideten Maklern (Unterkäufern), Messern und Wiegern als sachkundige Vermittler einschob. Von den 230 in Handel, Verkehr und Gastwirtschaft beschäftigten Personen, welche ich vorhin genannt habe, gehören nur 70 dem Kleinhandel und der Hökerei an und 15 dem Großhandel. Aber diese wenigen Großhändler sind nicht, wie man das sich gewöhnlich vorstellt, reiche Handelsherren mit stehenden Geschäften. Es sind Angehörige der ratsfähigen Geschlechter, welche, wie auch heute

wohl ein reicher Mann einmal an der Börse spekuliert, einen Teil ihres großenteils in Grundeigentum, Renten und Gülten bestehenden Vermögens auf einige Jahre in gesellschaftsweise betriebenen Handelsgeschäften anlegten, und man weiß wirklich nicht, ob man diese Leute lieber unter die Rentner oder unter die Landwirte oder unter die Kaufleute einreihen soll.

Auch wenn wir das letztere tun, so umfaßt doch der gesamte Handel im modernen Sinne noch nicht 5% der selbständig erwerbenden Bevölkerung, während er 1895 über 18% derselben in Anspruch nahm. Handel, Verkehr und Gastwirtschaft zusammen hatten im Mittelalter 12,8, 1895: 29,9%. Dagegen gehörten im Mittelalter den unmittelbar produktiven Berufsarten in den Gewerben und der Urproduktion 80% und 1895 nur 46% der Bevölkerung an. Darin, daß vier Fünftel der Bevölkerung mit eigener Hand, mit eigenem Werkzeug und oft auch Material in Werkstätten, auf den Feldern, in Gärten und Weinbergen güterschaffend wirken, daß ihnen der Ertrag ihrer Arbeit voll und ganz zufällt, liegt ein zweites Moment der Stärke der mittelalterlichen Stadtwirtschaft. Jenes parasitische Überwuchern der distributiven Berufsarten, das die Gegenwart beklagt, fand in dieser Gesellschaft keinen Raum.

Im Anschluß an die Berufsgliederung wollen wir noch zweier dauernd ansässigen Bestandteile der Bevölkerung gedenken, welche in sozialer Hinsicht eine Sonderstellung einnehmen. Es sind die Personen geistlichen Standes und die Juden.

Der geistliche Stand umfaßte im XIV. und XV. Jahrhundert 85—100 Weltgeistliche, 80—100 Mönche, 40—50 Klosterfrauen und 35—55 Vertreter fremder Ritterorden, Klöster und Stifte, also im ganzen 240—300 Personen. Da die Existenz dieses zahlreichen Personals durch feste Pfründen und Stiftungen gesichert war und nur etwa die Bettelorden zeitweise die Bürgerschaft in Anspruch nahmen, so belasteten sie die städtische Wirtschaft

keineswegs in dem Maße, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Auf der anderen Seite aber trugen sie auch nichts bei zu den städtischen Ausgaben wegen ihrer Steuerfreiheit, wie sie es wohl nach ihrem Vermögen gekonnt hätten.

Die Judengemeinde hat von 1360—1500 niemals 30 Familien erreicht; sie wechselt in dieser ganzen Zeit, wo wir sie Jahr für Jahr nach den Steuerlisten zählen können, stark in ihrem Bestand; um 1440 zählt sie nur 6—9 Haushaltungen. Ihr einziges Gewerbe ist das Geld- und Pfandleihgeschäft; Warenhandel hat im mittelalterlichen Frankfurt nie ein Jude getrieben.

Man würde indessen sehr weit fehl gehen, wenn man die wirtschaftliche Bedeutung dieser beiden Sondergruppen der Bevölkerung unterschätzen wollte. Diese beruhte nicht bloß darauf, daß sie kaufkräftige Kunden für die städtischen Gewerbe abgaben, sondern noch viel mehr darauf, daß sie die Kreditgeber für die gesamte Bevölkerung bildeten: die Geistlichkeit, indem sie die reichlich ihr zufließenden Barmittel im Rentkauf auf einheimischen Liegenschaften anlegte und so auch den Ärmeren den Hausbesitz und selbständigen Geschäftsbetrieb ermöglichte, die Juden, indem sie in den so häufigen Notlagen Konsumtivkredit in der einzigen damals möglichen Form gewährten, die freilich für den Kreditnehmer nicht immer wohltätig war.

Wir kommen zur fluktuierenden Bevölkerung, der Arbeiterklasse, wie wir heute sagen würden, den Knechten und Mägden, wie das Mittelalter sich ausdrückte. Einen einheimischen, seßhaften Arbeiterstand, wie die Gegenwart, kannte das Mittelalter nicht, oder doch nur in Gestalt einer beschränkten Zahl von Taglöhnern und Weinbergsarbeitern. Was die Zahl der fremden Handwerksgesellen, Bauernknechte und weiblichen Dienstboten betrifft, so vermögen wir sie aus einheimischen Quellen nicht zu bestimmen. Ich habe sie für 1440 auf 15—1600 Personen nach Nürnberger Muster angenommen, und

wahrscheinlich ist auch das noch zu hoch, da Frankfurt in der gewerblichen Entwicklung damals sicher hinter Nürnberg zurückstand.

Die Vermögensverteilung der Bevölkerung können wir zwar nicht direkt ermitteln; aber wir sind durch die in Frankfurt bestehende Vermögenssteuer (Bede), für welche die Listen uns fast sämtlich erhalten sind, wenigstens in den Stand gesetzt, uns ein ungefähres Bild derselben zu machen. Wählen wir nun eine dem Jahre 1440 nahe liegende, vollständig erhaltene Steuerliste, diejenige von 1420, für unsere Betrachtung aus, so haben wir uns zuvörderst zu merken, daß die Steuer sich aus einem festen Satz (Herdschilling) von 12 Schilling (Mk. 4,20), den jede Haushaltung zahlen mußte und aus einer nach den einzelnen Vermögensobjekten abgestuften veränderlichen Abgabe zusammensetzte, welche bei beweglichem Vermögen 1,3%, bei liegendem Gute die enorme Höhe von fast 7% erreichte. Außerdem ist zu beachten, daß ein reichlich bemessener Teil des Vermögens — eine Art Existenzminimum — steuerfrei gelassen wurde, nämlich der dritte Teil des Wohnhauses, ein Pferd, eine Kuh, Hausrat und Kleider, zwei silberne Becher für jede Familie, sowie ein Jahresvorrat von Brotfrucht, Wein, Brennholz, Viehfutter und Stroh.[6])

Unter diesen Umständen waren von 2382 Steuerpflichtigen im Jahre 1420:

	Steuerpflichtige	Prozent
Steuerfrei aus Armut oder andern Gründen	94	3,9
Besteuert bis zum Betrag von 10 β (= Mk. 3,50)	387	16,3
Besteuert mit über 10 β bis 1 ℔ (= Mk. 3,50—7)	1219	51,2

6) Vgl. die Bedeordnung von 1475 in meinem Aufsatze „Zwei mittelalterliche Steuerordnungen" in den „Kleinen Beiträgen zur Geschichte", Festschrift zum Historikertage in Leipzig (1894), S. 151 ff.

	Steuerpflichtige	Prozent
Besteuert mit über 1 bis 10 ℔ (Mk. 7—70)	533	22,4
Besteuert mit über 10 bis 50 ℔ (Mk. 70—350)	132	5,5
Besteuert mit über 50 ℔ (Mk. 350)	17	0,7

Über 100 ℔ zahlen nur 7 Personen. Den höchsten Steuerbetrag, nämlich 145 ℔ oder in unserem Gelde 1015 Mk. entrichten 2 Personen (Johann von Holzhausen und Heinrich Wisse zum Wissen).

Das sind sehr ansehnliche Steuerbeträge, selbst wenn wir den höheren Geldwert des Mittelalters ganz außer Betracht lassen. Sie sind überhaupt nur verständlich, wenn wir im Auge behalten, daß die mittelalterliche Stadt ihre Bürger bei den unregelmäßig erhobenen Vermögenssteuern bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch nahm. Worin sich aber die in der Steuerverteilung von 1420 ausgesprochene Vermögensverteilung von der heutigen unterscheidet, das läßt sich mit wenigen Worten aussprechen: durch das *Überwiegen der kleinen und mittleren Vermögen*, durch die *geringe Zahl der Steuerunfähigen* und der *ganz großen Besitzer*. Allerdings beträgt die Zahl derjenigen, welche über den Unterhaltsbedarf hinaus Vermögen haben, nur 35%; aber dazu kommt noch die große Masse derjenigen, welche den Herdschilling zahlten, und von denen sich viele gewiß in auskömmlicher Lage befanden. Denn wer eine Kuh im Stalle hatte und ein Pferd nebst Heu, Hafer und Stroh für beide bis Martini, dazu Kleider und Hausrat nebst Brot, Wein und Holz bis zur nächsten Ernte, der war kein armer Mann, der stand sich, zumal wenn er die Arme noch zu Handwerksverdienst frei hatte, im Mittelalter relativ besser, als heute die Mehrzahl der-

jenigen, welche in Frankfurt zu den unteren Stufen der Einkommensteuer veranlagt sind.[7])

Daß aber der Vermögensbesitz im Mittelalter sich durchaus nicht etwa auf die Grundeigentümer beschränkt, geht zur Genüge daraus hervor, daß die Verteilung der Handwerker auf die verschiedenen Steuerstufen ganz ähnlich sich gestaltet wie diejenige der Gesamtbevölkerung, nur daß bei ihnen die niederste Stufe schwächer besetzt ist und die höchste gewöhnlich fehlt. Doch sind Meister mit 30 und 40 ℔ Steuer gar nichts Seltenes, und wenn man auf das damalige Frankfurter Gewerbe im allgemeinen den alten Satz anwenden wollte, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, die Bedebücher würden dem nicht gerade widersprechen.

Allerdings hat jede Vergleichung mittelalterlicher und moderner Steuerverhältnisse mit drei fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: 1. der Ungleichheit der Steuersysteme, indem im Mittelalter das Vermögen, in der Gegenwart das Einkommen die Bemessungsgrundlage der direkten Hauptsteuer bildet, 2. der Verschiedenheit des Geldwertes im Mittelalter und in der Neuzeit und 3. der Unmöglichkeit, die hinter den mittelalterlichen Steuersätzen stehenden Vermögenswerte in Geld abzuschätzen. Die letztere Schwierigkeit hebt sich erst am Ende der von uns ins Auge gefaßten Periode, im Jahre 1495, wo die Vermögenssteuer zu einer regelmäßig wiederkehrenden nach gleichbleibendem Fuße auf das ganze in Geld eingeschätzte

7) Es ist dieser Auffassung neuerdings widersprochen worden. Aber sie läßt sich, wie der II. Band meiner „Bevölkerung von Frankfurt a. M.“ ergeben wird, aus den Bedebüchern vollauf begründen, indem dort viele Personen, welche bloß den Herdschilling zahlten, mit Pfaffengülten belastet erscheinen, also Grundbesitz haben mußten. Von 411 Steuerpflichtigen der Oberstadt, die 1406 den Herdschilling entrichteten, sind 191 als Haus- oder sonstige Grundbesitzer ausgewiesen, und die Renten, die doch aus dem Ertrag ihrer Wirtschaft gezahlt werden mußten, sind z. T. sehr erheblich gewesen.

Vermögen gelegten Steuer wird. Allein offenbar ist die Ausführung dieser durchaus modernen Art der Vermögensbesteuerung im Anfang eine höchst mangelhafte, und wenn ich trotzdem noch einige Ziffern über die Verteilung des Vermögens unter der städtischen Bevölkerung mitteile, wie sie sich bei der ersten nach diesem System erfolgten Einschätzung im Jahre 1495 ergab, so bitte ich im Auge zu behalten, daß wir es jedenfalls mit Mindestziffern zu tun haben. Von je 100 Steuerpflichtigen besaßen damals

steuerbares Vermögen in Goldgulden:	nach heutiger Währung ℳ	bei der Gesamtbevölkerung	bei den Handwerkern
unter 20	unter 140	45,7	32,7
20—100	140—700	26,8	32,6
100—200	700—1400	8,2	12,5
200—400	1400—2800	5,9	10,6
400—600	2800—4200	2,9	4,3
600—1000	4200—7000	3,2	4,3
1000—2000	7000—14000	2,2	2,0
2000—5000	14000—35000	2,3	0,8
5000—10000	35000—70000	1,1	—
über 10000	über 70000	1,7	0,2

Auch hier zeichnen sich die Handwerker durch erhöhte Verhältnisziffern in den mittleren Vermögensstufen aus. Allein man würde wahrscheinlich in die Irre gehen, wenn man diese weite Verbreitung eines bescheidenen Wohlstandes allein auf Rechnung eines schwunghaften Gewerbebetriebs setzen und bei den Meistern der damaligen Zeit im Durchschnitt ein erhebliches Geschäftskapital vermuten wollte. Bei einer Anzahl derselben, wie den Wollwebern, den Metzgern, teilweise auch den Bäckern, hat sich freilich der Übergang vom bloßen Lohnwerk zum Preiswerk längst vollzogen; sie bedürfen eigner Betriebsmittel, wenn sie vorwärts kommen wollen. Das gleiche gilt von den meisten Metallhandwerkern, einigen Ledergewerben, den Holzschuhmachern und ähnlichen, die weit

umher in den Städten bis nach Fulda und Nördlingen die Märkte zu beziehen pflegten. Aber die große Masse der Handwerker war, wie wir aus den städtischen Rechnungen ersehen können, darauf angewiesen, daß bei jedem größeren Stück Arbeit die Kunden ihnen den Stoff lieferten.

Dagegen bestand ein erheblicher Teil der Handwerker aus Grund- und Häuserbesitzern. Das letztere geht aus einem uns erhaltenen Häuserkataster von 1438 hervor, das für eine statistische Bearbeitung leider der nötigen Vollständigkeit entbehrt, und wenn auch die meisten jener Handwerkerhäuser klein und mit Grundzinsen, Gülten und Renten belastet waren, so gaben sie doch der wirtschaftlichen Existenz ihrer Besitzer einen sicheren Rückhalt. Noch mehr gilt das von dem Grundbesitz, der nicht bloß in der Frankfurter Gemarkung, sondern fast in allen umliegenden Dörfern bis in die Wetterau hinein zerstreut lag und durchweg im Eigenbau genutzt wurde. Die meisten Frankfurter gewannen also damals ihren Lebensunterhalt zu einem großen Teile noch aus der Landwirtschaft, und die bürgerlichen Gewerbe lieferten ihnen nur einen willkommenen Zuschuß baren Geldes. Gerade diese doppelte wirtschaftliche Grundlage gab dem Leben des Städters in jenen unruhigen Zeiten eine verhältnismäßig große Sicherheit, von der auch diejenigen nicht ganz unberührt bleiben konnten, welche bloß von ihrer Hände Arbeit ihr Dasein fristeten.

Wir sind am Ende unserer Wanderung. Richten wir von dem zuletzt erreichten Punkte den Blick rückwärts, so erkennen wir, daß bei aller Ungunst in der natürlichen Schichtung der Bevölkerung ihre soziale Zusammensetzung nach Berufsständen und Vermögensklassen ein durchaus gesundes Gepräge zeigt. Die städtische Wirtschaft verhalf einem großen Teil der Bürger zur Selbständigkeit; sie begünstigte die produktiven Berufsstände; sie wies keine allzu schroffen Unterschiede in der Vermögens- und Einkommensverteilung auf.

Der Wert dieser Verhältnisse kommt uns erst voll zum Bewußtsein, wenn wir unsere Augen über die Ringmauern der Stadt hinaus auf das platte Land schweifen lassen. Auf dem Lande bildet noch der Grundbesitz die einzige Form des Vermögens, die Landwirtschaft den einzigen Beruf. Aber der Grundbesitz ist in den Händen des Adels und der Kirche zu wenigen großen Massen vereinigt; die landwirtschaftliche Arbeit ruht auf den Schultern dinglich und oft auch persönlich unfreier Bauern — einer unbeweglichen, des Waffendienstes entwöhnten, oft jammervoll gedrückten Klasse.

In den Städten hat man zwar die Existenz noch nicht ganz von der Bebauung des Bodens losgelöst; aber neben dem Ackerbau, der hier schon die intensiven Formen der Spatenkultur annimmt, ist ein vielfach verzweigtes, in wunderbarer Mannigfaltigkeit entwickeltes Gebiet von selbständigen Berufstätigkeiten aufgeblüht, das Gewerbe. Dieses ist seiner Natur nach auf den Kleinbetrieb angewiesen. Es schafft einen kräftigen Stand freier, unabhängiger, arbeitsamer Leute, die etwas gelten, weil sie etwas können. Der Produzent arbeitet mit eigener Hand; er arbeitet mit eigenem Werkzeug, oft auch schon mit eigenen Betriebsmitteln; er arbeitet in der Regel nicht für einen weiten Markt, sondern für den engen Kundenkreis seiner Mitbürger und der umwohnenden Landbevölkerung; kein Schwarm gewinnsüchtiger Zwischenhändler schiebt sich zwischen ihn und den Verbraucher seiner Erzeugnisse.

Wo das Gewerbe nicht mehr ausreicht, da greift der Handel ein, zunächst in der charakteristischen Form des Marktumsatzes. Das mittelalterliche Marktwesen bedarf einer verhältnismäßig großen Zahl halbamtlicher Mittelspersonen. Da sind die vielen geschworenen Unterkäufer, die Salz-, Kohlen- und Leinwandmesser, die Sackträger und Stangenträger, die Wagemeister, die Visierer, die Schröder, Weinsticher und Weinknechte, die Kärcher und Heizeler, die Boten und Schiffleute; da hat der Wechsler

seinen Tisch und der Stuhlschreiber seine Schreibkiste aufgestellt, um für die zahlreichen Analphabeten das Abfassen von Schriftstücken zu besorgen. Und wenn auch vielleicht die meisten dieser Leute einen Teil des Jahres kärglich leben; alle sechs Monate kommt einmal die Messe, und dazwischen gibt es wohl auch ein Turnier, eine Reichsversammlung, eine Kaiserwahl, die Vielen reichlich Beschäftigung und Brot geben. Namentlich muß das Vermieten von Wohn- und Geschäftsräumen während der Messe und das Beherbergen der zahlreichen Fremden für die Frankfurter damals eine außerordentliche wirtschaftliche Bedeutung gehabt haben.

Wen eine Erwerbsart nicht völlig nährt, der verbindet mehrere, oder er ergreift eine andere. Denn noch ist das Erwerbsleben nicht in Zunftformeln erstarrt und verknöchert; noch entstehen fortwährend neue Berufsarten, und wo einmal ein altes Handwerk zu engherziger Abschließung Miene macht, da tritt der Rat dazwischen und zieht die gemeinschädlichen Satzungen ein.

Auf dieser wirtschaftlichen und sozialen Grundlage hat das Mittelalter eine in ihrer Art vollendete Organisation der Arbeit und der politischen Gemeinschaft aufgebaut. Zwei Ideen beherrschen die erstere: die Idee des gemeinen Besten und die Idee, daß jeder Arbeiter auf dem Gewerbe, das er mit eigener Hand betrieb, seine Mannesnahrung finden solle. Eine Konsequenz der ersten dieser Ideen war es, daß das Recht zum Gewerbebetrieb in der Stadt als ein Amt angesehen wurde, das die Gesamtheit dem einzelnen Meister wie der ganzen Zunft verlieh und das ihnen Pflichten auferlegte; eine Konsequenz der zweiten war die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit, welche von den Genossen des gleichen Berufes gefordert wurde. Mit diesen die Stadtwirtschaft beherrschenden Gedanken kreuzen sich zwei verwandte auf politischem Gebiete: der Gedanke, daß die Gesamtheit jeden Bürger schütze und schirme und „verantworte", und der Gedanke, daß jeder

Einzelne mit Gut und Blut für die Stadt einzutreten habe. Aus dem ersteren entsprang die Solidarität des Bürgertums, aus dem letzteren die allgemeine Wehr- und Steuerpflicht.

Diese Solidarität, jene allgemeine Brüderlichkeit, sie machte nicht Halt bei den zahlreichen kleinen Genossenschaften, den Zünften, Stuben, Brüderschaften, in welchen die Geschlechter, die Handwerker, die Gesellen sich enger verbunden hatten. Sie umschloß sämtliche Bürger der Stadt als eine geschworene Einung, in der Alle entschlossen waren, „Liebe und Leid mit einander zu dulden bei der Stadt und wo es Not wäre."

Wenn wir die große Menge der Ordnungen und Ratsbeschlüsse durchmustern, in denen die regelnde Tätigkeit der Stadtverwaltung ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hat, so blicken wir in eine enge, kleine Welt hinein, in der fast jeder einzelne von Obrigkeits wegen seinen Platz erhält und jedem bestimmte Pflichten, oft solche kleinlichster Art auferlegt sind. Dem modernen Stadtmenschen mag es schier den Atem benehmen, wenn er sich in diese Welt der Gebundenheit und der Schranken hineindenkt, in der so wenig erlaubt und so viel verboten wird. Aber wenn er sich dann zu erheben sucht zu den obersten Grundsätzen, von denen jene Gemeindegesetzgebung sich leiten läßt, so erkennt er bald, daß es die Idee des B e r u f e s ist, der mit Pflichten gegen die Gesamtheit verbundenen Lebensaufgabe, der jeder an seinem Orte zu dienen hat, und zugleich das Streben, jedem, der da Arbeit leistet, seine Nahrung zu sichern. Zu wie künstlichen Maßnahmen die Handwerksgesetzgebung griff, damit ein Meister sich so gut ernähren könne wie der andere, ist an vielen Stellen der Zunftordnungen bezeugt; weniger beachtet ist, daß auch die Stadt bei den zahlreichen Halbbeamten für Markt und Verkehr die gleichen Grundsätze befolgt. Alle sind auf bestimmte Artikel vereidigt; sie werden vom Publikum mit Gebühren bezahlt, und jeder soll gleich viel

verdienen. Wenn die Sackträger oder Visierer den Tag über gearbeitet haben, so sollen sie des Abends zusammenkommen; jeder soll in eine Büchse werfen, was er verdient hat und die Summe unter alle verteilt werden; die Kranken und Erwerbsunfähigen erhalten den halben Anteil. Wenn ein Tuchstreicher einem Kaufmann Tuch mißt und ein anderer kommt dazu, so soll er das nächste Stück messen und so weiter umschichtig, „damit keiner dem andern Eintrag tue".

Fast die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme der herrschenden Geschlechter, ist der obrigkeitlichen Berufsgliederung unterstellt, ist genossenschaftlich organisiert, ist den genossenschaftlichen Verhaltungsregeln in allen ihren Lebensbeziehungen unterworfen. Wenn diese Regeln sich bis auf den äußern Anstand erstrecken, wenn sie in drastischer Kasuistik den Gebrauch der Waffen, das Aussprechen unziemlicher Worte verbieten, so liegt doch darin auch wieder ein großartiger Zug der Erziehung, der die vielfach rohen und ungefügen Menschen zu friedsamem und verträglichem Zusammenleben zwingen, sie dem Ganzen einordnen soll.

In dieser auf der festen Grundlage befriedigender Wirtschaftsverhältnisse ruhenden Organisation der Gesellschaft lag die Stärke der mittelalterlichen Städte. Sie waren dem platten Lande überlegen trotz ihrer unbedeutenden Bevölkerungsziffern, weil in ihnen der Mann etwas wert war, weil er mehr wert war als auf dem Lande, und weil das Individuum sich freiwillig in den Dienst der Gesamtheit stellte nach dem Grundsatze: Alle für Einen, Einer für Alle.

Aber nichts desto weniger ist es eine einseitig vorauseilende, in gewissem Sinne egoistische Entwicklung, mit der wir es hier zu tun haben. Sie war nur möglich durch immer schroffere Ausbildung des sozialen Unterschieds zwischen Stadt und Land und dadurch, daß die erstere das letztere wirtschaftlich in weitem Umkreise von sich abhängig

machte. Den Schlußstein dieser Entwicklung hätte die politische Abhängigkeit der Landschaft von der Stadt bilden müssen, und Frankfurt gehört zu den wenigen deutschen Städten, welche in der Erwerbung von Landgemeinden bewußt diesem Ziele zusteuerten.

Darin aber, daß in Deutschland die städtische Entwicklung einseitig und unvollendet blieb, lag m. E. die Hauptursache, weshalb sie für das Reich nicht, wie es anfangs den Anschein hatte, ein bindendes, sondern ein auflösendes Element mehr wurde, weshalb sie im XVII. und XVIII. Jahrhundert rascher wieder von ihrer Höhe heruntersank, als sie dieselbe erklommen hatte.

Heute ist die Stadt nicht mehr eine für sich abgeschlossene Gemeinschaft; sie ist ein dienendes Glied eines größeren Ganzen, der staatlich geordneten Gesellschaft. Und wenn sie als solches die glanzvollsten Resultate der gesellschaftlichen Arbeit in sich vereinigt, so bleibt doch nicht zu vergessen, daß sie auch die sozialen Gegensätze dieser Gesellschaft, ihre Unruhe und Unbefriedigung am schroffsten ausgeprägt hat. Wer wollte nicht wünschen, daß es dieser modernen Gesellschaft gelingen möge, eine Organisation der Arbeit auszubilden, welche dem Einzelnen und der Volksgesamtheit in gleichem Maße gerecht wird, wie ihrer Bürgerschaft die soziale Organisation der mittelalterlichen Stadt!

XII.

Die inneren Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung.

Alle prähistorische Forschung, soweit sie sich auf die Erscheinungen der belebten Welt bezieht, verliert sich in der Hypothese der Wanderung. Die Verbreitung der Pflanzen, der Tiere, der Menschen über die Erdoberfläche, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen, der religiösen Vorstellungen, der Märchen und Sagen, der Sitten und Gesellschafts-Einrichtungen scheinen in dieser einen Annahme ihre gemeinsame Erklärung zu finden.

In der Menschheitsgeschichte ist man freilich heute von der Ansicht zurückgekommen, welche die nomadisierende Lebensweise als eine allgemeine Kulturphase angesehen wissen wollte, die jedes Volk vor der festen Niederlassung einmal durchgemacht haben müsse und die mit der Zähmung der Haustiere den Menschen „naturgemäß" vom Jägerleben zum Ackerbau hinüberleite. Die ethnographische Forschung hat uns genügend darüber aufgeklärt, daß alle Naturvölker, welches auch immer die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz sein mögen, leicht und aus oft sehr geringfügigen Ursachen ihre Sitze wechseln, und daß es bei ihnen außerordentlich viele Zwischenstufen zwischen schweifendem und seßhaftem Leben gibt. Die Nord- und Südränder der bewohnten Erde sind noch heute ganz von Menschen ohne festen Wohnsitz bevölkert, und auch im Innern finden sich weite Länderräume, in denen ein Zustand dauernder Völkerwanderung herrscht. Die meisten Kulturvölker haben Sagen oder geschichtliche Überlieferungen eines solchen Zustandes.

Auch in unserer Sprache hat diese längst verflossene Periode allgemeiner Beweglichkeit tiefe Spuren hinter-

lassen. Gesund heißt ursprünglich wegfertig (von senden = gehen, reisen); Gesinde, was heute die dienenden Hausgenossen bedeutet, ist in der älteren Sprache das Reisegefolge; der Gefährte und die Gefährtin bezeichnen im strengen Wortsinne die Fahrtgenossen. Erfahrung ist, was man auf der Fahrt erlangt hat, und bewandert ist derjenige, welcher viel auf der Wanderschaft war. Die Liste solcher Ausdrücke ist noch lange nicht erschöpft; in der allgemeinen Bedeutung, deren sie sich heute erfreuen, drückt sich die Allgemeinheit des konkreten Anschauungs- und Beobachtungskreises aus, dem sie zuerst entsprungen sind.

Es ist ein nahe liegender Schluß, daß jener Zustand der allgemeinen Wanderbewegung mit seinen eingewurzelten Wandersitten nicht plötzlich zur Ruhe gekommen sein könne, daß vielmehr der ganze Gang der Weiterentwicklung bis auf den heutigen Tag ein Prozeß allmählichen Seßhaftwerdens und eines immer engeren Anschlusses an das Fleckchen Erde gewesen sei, an dem der Mensch ins Leben tritt.

Mancherlei Anzeichen sprechen für diese Auffassung. Das Haus wird bei unsern Vorfahren zur Fahrhabe gerechnet, und nachweisbar haben viele Ortschaften in historischer Zeit ihre Stellen gewechselt. Trotz des Mangels an Kunststraßen und bequemen Verkehrsmitteln erscheint noch im Mittelalter der Einzelne viel beweglicher als in der späteren Zeit. Dafür sprechen die zahlreichen Wallfahrten, die sich bis St. Jago in Spanien erstreckten, die Kreuzzüge, die großen Scharen der fahrenden Leute, das Wanderleben des Königs und seines Hofes, das Gästerecht der Markweistümer, das ausgebildete Geleitswesen.

Jeder neue Fortschritt in der Kultur hebt sozusagen wieder mit einer neuen Wanderperiode an. Der älteste Ackerbau ist ein nomadischer, mit jährlichem Wechsel der Feldflur; der älteste Handel ist Wanderhandel; die ersten Gewerbe, welche sich als berufsmäßige Tätigkeit Einzelner

von der Hauswirtschaft ablösen, werden im Umherziehen betrieben. Die großen Religionsstifter, die ältesten Dichter und Philosophen, die Musiker und darstellenden Künstler der Vorzeit sind überall große Wanderer. Und zieht nicht noch heute der Erfinder, der Prediger einer neuen Lehre, der Virtuose von Ort zu Ort, um Anhänger und Bewunderer zu suchen — trotz der gewaltigen Entwicklung des modernen Nachrichtenverkehrs?

Ältere Gesittung ist seßhaft. Der Grieche war seßhafter als der Phönizier, der Römer seßhafter als der Grieche, weil Einer immer der Kulturerbe des Andern war. Noch heute bemerken wir Ähnliches. Der Germane ist beweglicher als der Romane, der Slave beweglicher als der Germane. Der Franzose klebt an der heimatlichen Scholle; der Russe verläßt sie leichten Gemüts, um an anderen Stellen seines weiten Vaterlandes bessere Erwerbsgelegenheiten zu suchen. Selbst der Fabrikarbeiter ist dort nur ein periodisch wandernder Bauer.

Zu allem, was sich aus der Erfahrung für den Satz anführen läßt, daß die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte immer seßhafter geworden sei, kommt noch eine allgemeine Erwägung doppelter Art. Mit fortschreitender Kultur wächst der Umfang der Kapitalfixierungen: der Produzent wird unbeweglich mit seinen Produktionsmitteln. Der wandernde Schmied der südslavischen Länder und das westfälische Eisenwerk, die Saumpferde des mittelalterlichen Kaufmannes und das Großmagazin unserer Städte, der Thespiskarren und das stehende Theater bezeichnen Anfangs- und Endpunkte dieser Entwicklung. Sodann haben die modernen Verkehrsmittel den Gütertransport in höherem Grade erleichtert als den Personentransport. Die örtlich gegebene Verteilung der Arbeitskräfte erlangt dadurch oft größere Wichtigkeit als die natürliche Verbreitung der Produktionsmittel; die letzteren ziehen den ersteren nach, wo früher der umgekehrte Fall stattfand.

Dem Gesagten widerstreiten freilich einige andere Er-

wägungen und Tatsachen. Zunächst die rechtliche Gebundenheit des Menschen an die Scholle in der älteren agrarischen Periode, die Verdinglichung aller wirtschaftsrechtlichen Beziehungen im Gegensatz zu der modernen Freiheit der Person und des Eigentums. Sodann und damit zusammenhängend die Entstehung zahlreicher Existenzen in der neueren Zeit, welche bloß auf bewegliches Kapital oder persönliche Arbeitsgeschicklichkeit sich gründen. Ferner die zunehmende Mobilisierung des Grundbesitzes, welche heute dem Bauern erlaubt, Haus und Hof zu Geld zu machen, um jenseits des Ozeans sich eine neue Existenz zu gründen, während der mittelalterliche Landwirt höchstens als Pfahlbürger sich einer benachbarten Stadt anschließen konnte, von der aus er seine Wirtschaft auf dem Dorfe entweder selbst weiter betrieb oder sie in irgend einer Form gegen jährliche Naturalrente einem andern überließ. Endlich die Beobachtung eines wachsenden Zustroms der Landbevölkerung nach den Städten, die sich seit einem halben Jahrhundert in außerordentlich rascher Bevölkerungszunahme der letzteren und in stellenweisem Stillstand oder gar Rückgang der Landbevölkerung kund gibt. Mit Rücksicht auf alle diese Umstände halten sich manche für berechtigt, von einer stets steigenden Mobilisierung der Gesellschaft zu reden.

Wie sind diese beiden Erscheinungsreihen mit einander zu vereinbaren? Handelt es sich um zwei einander entgegengesetzte Entwicklungstendenzen? Oder sind vielleicht die modernen Wanderungen von ganz anderer Art als diejenigen früherer Jahrhunderte?

Fast möchte man letzteres glauben. Die Wanderungen, welche am Anfang der Geschichte der europäischen Menschheit stehen, sind Völkerwanderungen: ein Jahrhunderte langes Schieben und Drängen ganzer Stämme von Osten nach Westen. Die Wanderungen des Mittelalters ergreifen immer nur einzelne Stände: die Ritter in den Kreuzzügen, die Kaufleute, die Lohnhandwerker, die Hand-

werksgesellen, die Gaukler und Spielleute, die Hörigen, welche Schutz hinter den städtischen Mauern suchen. Die modernen Wanderungen sind dagegen in der Regel eine Sache der Individuen, die sich dabei von den verschiedenartigsten Beweggründen leiten lassen. Sie sind fast immer unorganisiert, und den täglich tausendfach sich wiederholenden Vorgang eint nur das eine Merkmal, daß es sich überall um Ortsveränderung von Personen handelt, welche günstigere Lebensbedingungen aufsuchen.

Dennoch würde eine solche Unterscheidung dem Wesen der modernen und auch der mittelalterlichen Wanderungen nicht ganz gerecht werden. Wollen wir ihre wahre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung erfassen, so müssen wir erst Lichtung bringen in das wirre Dickicht trüber Tagesmeinungen, welches den ganzen Gegenstand noch immer umgibt, trotz aller Bemühungen der Statistik und der Nationalökonomie.

Unter allen Massenerscheinungen des sozialen Lebens, welche der Statistik zugänglich sind, gibt es gewiß kaum eine, welche von vornherein so sehr unter das allgemeine Gesetz der Kausalität zu fallen scheint als die Wanderungen, kaum eine aber auch, über deren nächste Verursachung so unklare Vorstellungen herrschen als diese.

Spricht man doch nicht bloß in den Kreisen des großen Publikums und in der Presse, sondern sogar in wissenschaftlichen Werken von „Heimatsinn und Wandertrieb" und stellt damit jene Bewegungen der Menschen von Ort zu Ort außerhalb des Bereiches bewußten Handelns. Damit steht es freilich in seltsamem Widerspruche, daß, während die große Masse der amtlichen statistischen Arbeiten in weiteren Kreisen unbeachtet bleibt, die öffentliche Meinung auf die Veröffentlichung der Auswanderungsziffern meist sehr lebhaft sich äußert. An ihr Steigen und Fallen knüpfen sich Furcht und Hoffnung, Beifall und Mißfallen, Leitartikel und Parlamentsreden. Da ist dann natürlich von Wandertrieb und Heimatsinn weniger zu vernehmen;

man hat ein dunkles Gefühl, daß hinter jenen Schwankungserscheinungen sehr konkrete Ursachen stehen. Wie wenig man aber über diese im Klaren ist, mag beispielsweise daraus ersehen werden, daß einst im deutschen Reichstage allen Ernstes darüber gestritten wurde, ob die Leute auswanderten, weil es ihnen gut gehe oder weil es ihnen schlecht gehe.

Man wird nicht sagen können, daß die Statistik bis jetzt dahin gelangt sei, aus den trüben Wogen verwirrter Tagesmeinungen sich zu den sicheren Ergebnissen exakter Beobachtungen emporzuschwingen. Für sie ist ja allerdings von vorn herein das Wandern eine wirtschaftlich und sozial bedingte Massenerscheinung; aber sie hat es m. E. zu früh aufgegeben, ihre Ursachen mit den ihr eigentümlichen Mitteln aufzudecken und zur Enquete gegriffen, ehe sie die Mittel der numerischen Methode erschöpft hatte.

Wenn man die dürftigen Bemerkungen liest, mit welchen Quetelet[1]) das Phänomen der Auswanderung begleitet, so überzeugt man sich leicht, daß seine Erklärung desselben sich kaum über die verbreitetsten Gemeinplätze erhebt. Mustert man dann aber die amtlichen Publikationen der neueren Zeit, so begegnet man zwar nicht selten ausführlichen Frageschematen über die „Ursachen" oder „Gründe" der Auswanderung, bei denen auch die Armen am Geiste unter den zur Beantwortung aufgerufenen Gemeindebeamten nicht in Verlegenheit geraten können; aber man sagt sich sofort, daß mit derartigen Suggestivfragen eine Reihe subjektiver Voraussetzungen die Stelle objektiver Forschungsergebnisse einnimmt.

Bevor man aber zu einem solchen Auskunftsmittel greift, das nur in die Zahlen hineindeutelt, was nicht von selbst aus ihnen hervorgeht, wäre doch wohl die Aufgabe gewesen, die Wanderungserscheinungen selbst in ihren verschiedenen Arten nach ihrer numerischen Gesetzmäßigkeit

---

1) Du Système social et des lois qui le régissent, p. 186—190.

festzustellen, sie mit andern der Statistik zugänglichen örtlichen und zeitlichen Massenerscheinungen (z. B. der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Berufsgliederung, der Verteilung des Grundeigentums, der Höhe des Arbeitslohnes, der Preisbewegung der Lebensmittel) in Beziehung zu setzen — also das statistische Experiment der Parallelisierung isolierter Zahlenreihen vorzunehmen.

Von diesen ersten Schritten auf dem Wege eines exakten Verfahrens sind wir aber noch weit entfernt. Das gesamte Gebiet der Wanderungen ist noch nirgends planmäßig der statistischen Beobachtungsarbeit unterworfen worden; immer waren es nur auffallende einzelne Erscheinungen, denen ausschließliche Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Selbst an einer sozialwissenschaftlich rationellen Klassifikation der Wanderungen fehlt es zur Stunde noch.

Diese hätte auszugehen von dem populationistischen Resultat der Wanderungen. Darnach würden letztere in drei Gruppen zerfallen:

1. Wanderungen mit steter Ortsveränderung,
2. Wanderungen mit temporärer Umsiedelung,
3. Wanderungen mit dauernder Umsiedelung.

Zur ersten Gruppe gehört das Nomadenleben, der Betrieb von Wanderhandel und Wandergewerben, das Vagantentum.

Zur zweiten: das Wandern der Handwerksgesellen, der Dienstboten, der Gewerbetreibenden, welche die günstigste Stelle zu temporären Unternehmungen aufsuchen; der Beamten, welchen eine bestimmte Stellung auf Zeit übertragen wird; der Schüler, die fremde Lehranstalten beziehen, u. ä.

Zur dritten: die Umzüge von Ort zu Ort innerhalb desselben Staatsgebietes und nach dem Auslande, namentlich über See.

Eine Zwischenstufe zwischen der ersten und zweiten Gruppe nehmen die periodischen Wanderungen ein.

Dahin gehören die Wanderungen der ländlichen Arbeiter zur Zeit der Ernte, der Zuckerarbeiter zur Zeit der Campagne, der oberitalienischen und ticinesischen Maurer, Erdarbeiter, Kaminfeger, Kastanienbrater usw., der Kruneger, der indischen und chinesischen Kuli, welche sich in bestimmten Jahreszeiten wiederholen.

Bei dieser Einteilung ist allerdings von der natürlichen und politischen Abgrenzung der Länder abgesehen. Es soll damit nicht verkannt werden, daß die staatliche Zugehörigkeit für das Ziel der Wanderungen in dem Zeitalter des Nationalitätsprinzips und des Schutzes der nationalen Arbeit eine gewisse Bedeutung hat. Wir wollen ihr vielmehr gerecht werden durch eine zweite Einteilung, bei welcher wir das politisch-geographische Erstreckungsgebiet der Wanderungen zur Grundlage nehmen. Darnach zerfallen sie in innere und äußere Wanderungen.

Innere Wanderungen sind solche, deren Anfangs- und Endpunkte innerhalb desselben Staatsgebietes liegen; äußere solche, die sich darüber hinaus erstrecken. Die letzteren sind wieder entweder international-europäische oder außereuropäische (gewöhnlich als überseeische bezeichnet). Man kann aber auch sämtliche Wanderungen, welche den Boden des Erdteils nicht verlassen, im weiteren Sinne als innere Wanderungen bezeichnen und ihnen als eigentliche Auswanderung die Übersiedelung nach fremden Erdteilen gegenüberstellen.

Von allen diesen mannigfach verschiedenen Arten des Wanderns ist bisher nur die überseeische Auswanderung regelmäßig Gegenstand der amtlichen Statistik gewesen, und selbst diese ist von ihr, was keinem Kundigen fremd sein dürfte, bisher nur unvollkommen erfaßt worden. Gelegentlich hat man auch die periodischen Arbeiterwanderungen und das Hausierwesen zum Gegenstande einer Erhebung gemacht — meist mit dem Nebenzwecke einer beschränkenden Gesetzgebung. Nur die italienische Regierung bestrebt sich seit längerer Zeit, die periodischen Wanderungen eines

Teiles der Bevölkerung nach dem Auslande durch Lokalerhebungen, Zählkartentausch und Konsularberichte aufzuhellen.

Die Wanderungen mit dauernder und temporärer Umsiedelung zwischen den verschiedenen Staaten Europas werden nur sehr unvollkommen in den Gebürtigkeits- und Staatsangehörigkeitsangaben der Volkszählungs-Tabellen berücksichtigt; die inneren Wanderungen sind nur ganz vereinzelt einmal ernstlich beachtet worden.

Und doch sind diese Wanderungen von Ort zu Ort innerhalb desselben Staatsgebietes ungleich zahlreicher und in ihren Erfolgen ungleich bedeutsamer als alle anderen Arten der Wanderung zusammengenommen.[2])

Von der gesamten Bevölkerung des Königreichs Belgien waren nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 nicht weniger als 36,5 Prozent außerhalb der Gemeinde geboren, in welcher sie ihren zeitigen Wohnsitz hatten,[3]) von der Bevölkerung Österreichs (1890) 34,8 Prozent. Von der ortsanwesenden Bevölkerung Preußens waren am 1. Dezember 1880 unter 27279111 Personen 11552033 oder 42,4 Prozent außerhalb der Gemeinde geboren, in der sie ihren Wohnsitz hatten.[4]) Über zwei Fünftel der Bevölkerung hatten wenigstens einmal während ihres Lebens die Wohngemeinde gewechselt! Von der am 1. Dezember 1900 ermittelten Bevölkerung der Schweiz waren geboren: in der Wohngemeinde 52,0, in einer anderen Gemeinde des Wohnkantons 24,8, in anderen Kantonen 13,9, im Auslande 9,3 Prozent.[5]) Und dabei bezeichnet die Gemeinde schon eine administrative Einheit, welche in manchen Teilen des Staates mehrere

2) Vgl. jetzt auch G. von Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre II, S. 116 ff. 354 ff.

3) Annuaire statistique de la Belgique XXXV (1904), p. 60.

4) Zeitschrift des k. preuß. statist. Bureaus XXI (1881) Beilage I, S. 46 f.

5) Statist. Jahrbuch d. Schweiz XII (1903), S. 7.

Wohnplätze umfaßt. Die mitgeteilten Ziffern schließen also eine zahlreiche Art von Wanderungen, diejenigen von Ort zu Ort innerhalb der Zählungsgemeinde, vollständig aus.

Diese letztere Art von inneren Wanderungen ist m. W. nur einmal Gegenstand der Ermittlung gewesen: in der bayerischen Gebürtigkeitsstatistik von 1871.[6]) Darnach waren von der gesamten ortsanwesenden Bevölkerung Bayerns

geboren	Personen	Prozent
1. am Zählungsorte	2975146	61.2
2. sonst in der Zählungsgemeinde	143186	3.0
3. „ im Zählungsamte	677752	13.9
4. „ in Bayern	944101	19.4
5. „ im Deutschen Reiche	78241	1.6
6. „ im Auslande	44150	0.9

Die bayerische Bevölkerung von 1871 erscheint darnach etwas seßhafter, als die preußische von 1880 und die schweizerische von 1900, was vielleicht von dem früheren Jahre der Zählung herrührt. Aber auch hier waren fast zwei Fünftel der Einwohner (1 888 000 von 4 863 000) nicht an dem Orte geboren, an dem sie wohnten, also zu irgend einer Zeit dahin eingewandert. In den unmittelbaren Städten betrug die Zahl der Fremdbürtigen gar 54,5 Prozent, in den kleinen Landstädten 43,2 Prozent; selbst in den Gemeinden des platten Landes sank sie bloß auf 35,6 Prozent.

Wir haben es also mit gewaltigen Massenbewegungen zu tun, und wenn es erlaubt ist, eine Schätzung zu wagen, deren tatsächliche Anhaltspunkte hier nicht im einzelnen mitgeteilt werden können, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Zahl der Bewohner Europas, welche ihren zeitigen Wohnort nicht der Geburt, sondern der Wanderung verdanken, weit über hundert Millionen beträgt. Wie

---

6) Die bayerische Bevölkerung nach der Gebürtigkeit. Bearbeitet von Dr. G. Mayr (XXXII. Heft der Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern), S. 10.

winzig erscheinen daneben die vielberufenen Ziffern der überseeischen Auswanderung![7]

Daß solche Massenbewegungen die Bevölkerung in ihren Tiefen umwühlen müssen, liegt auf der Hand. Ihre Folgen sind hauptsächlich wirtschaftliche und soziale. Der wirtschaftliche Erfolg aller Arten von Wanderungen ist die Herbeiführung eines örtlichen und landschaftlichen Austausches von Arbeitskräften und vielfach auch, da die Menschen von ihrer ökonomischen Ausstattung nicht zu trennen sind, die Übertragung von Kapitalien. Sie bewirken eine zweckmäßigere Arbeits- und Kapital-Verteilung und -Zusammenfassung auf der ganzen bewohnten Erde, sei es nun, daß die Arbeit dem Kapital oder den Naturgaben nachzieht, sei es, daß das Kapital beschäftigungslose Hände aufsucht. Ihr sozialer Erfolg sind große Verschiebungen der Bevölkerung, die sich durch nie ruhende Wellenbewegung ins Gleichgewicht zu setzen sucht mit den vorhandenen Erwerbsvorteilen. Sie halten das Anwachsen der Menschenzahl an gewissen Stellen auf und beschleunigen es an anderen. Die örtliche Verteilung der Bevölkerung, wie sie durch ihr natürliches organisches Wachstum infolge des Geburtenüberschusses gegeben erscheint, wird durchbrochen.

Allein gerade in dieser Hinsicht ist für den einzelnen Staat ein bedeutender Unterschied zwischen den inneren Wanderungen und der Auswanderung.

Die unmittelbaren Wirkungen der Auswanderung auf das Mutterland sind einseitige: sie lichten die Bevölkerung; sie schaffen für die Zurückbleibenden Ellenbogenraum. Daß sie zugleich die Bevölkerung und Ausnutzung des Freilands in menschenarmen Kolonialländern beschleunigen, wird für die Heimat nur indirekt spürbar, wenn sie dazu helfen, durch den Betrieb der Landwirtschaft auf jungfräulichem

7) In den 85 Jahren von 1821—1905 haben die Vereinigten Staaten von Amerika aus sämtlichen europäischen Staaten 22923568 Einwanderer empfangen.

Boden der heimischen Agrarproduktion eine gefährliche Konkurrenz zu bereiten oder durch Übertragung industrieller Geschicklichkeit und Produktionsmittel ins Ausland der vaterländischen Industrie den Absatz abzuschneiden.

Die Wirkungen der inneren Wanderungen dagegen sind immer zweiseitige: solche, die an ihren Ausgangspunkten, und solche, welche an ihren Endpunkten fühlbar werden. Dort lockern sie die Bevölkerung auf, hier verdichten sie dieselbe. Sie erzeugen so gleichsam eine Scheidung der Wohnplätze und Landesteile in menschenproduzierende und menschenkonsumierende. Die menschenproduzierenden Wohnplätze sind bei uns gewöhnlich die Landorte und kleinen Städte, die menschenkonsumierenden die großen Städte und Industriebezirke. Die letzteren nehmen an Bevölkerung über das natürliche Maß des Geburtenüberschusses zu; die ersteren bleiben dahinter erheblich zurück. Im Deutschen Reiche wurden gezählt:

Orte mit . . . Einwohnern	gesamte Einwohnerzahl 1875	1900	Zunahme Prozent
über 100000	2665914	9120280	242.1
20000—100000	3487857	7111447	103.9
5000— 20000	5138438	7585495	47.8
2000— 5000	5364963	6815853	27.0
unter 2000	26070188	25734103	— 1.3
insgesamt	42727360	56367178	31.9

Fast die ganze Welle des Bevölkerungszuwachses war nach den größeren Städten geströmt. Freilich so einfach und durchsichtig, wie diese Ziffernreihen die Erscheinung der inneren Wanderungen darstellen, ist sie in Wirklichkeit nicht. Sie beleuchten gewiß in drastischer Weise das Schlagwort vom „Zug nach den Städten"; aber dieses Schlagwort gibt nur die halbe Wahrheit. Es übersieht die große Zahl innerer Wanderungen, welche sich gegenseitig decken, also in einer Veränderung der Einwohnerzahl der Wohnplätze keinen Ausdruck finden können.

Fassen wir sämtliche inneren Wanderungen eines größeren Landes, ohne Rücksicht auf die durch sie bewirkte Verteilung der Einwohner über die Bodenfläche ins Auge, so erscheinen uns ihre Zugsrichtungen wie ein dichtes buntgemustertes Gewebe, in welchem die Fäden in vielfältigem Wechsel hinüber- und herüberschießen. Durch den ziemlich einfachen Zettel, der von den Landorten und kleinen Städten nach den großen Städten und Industriebezirken gespannt ist, legt sich ein vielfarbiger Einschlag, dessen Fäden zwischen den kleineren Wohnplätzen hin und her laufen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, es ist nicht bloß die breite, mächtig wogende Oberströmung vorhanden, welche wir allein bemerken: unter derselben treiben zahlreiche kleine Wellen ihr eigenes Spiel.

Diese letzteren sind bis jetzt kaum beachtet, jedenfalls nicht nach Gebühr gewürdigt worden, auch wo sie ausnahmsweise einmal statistisch festgestellt waren. Von der bayerischen Bevölkerung von 1871 waren

in den	am Zählungsorte geboren	zugewandert	zusammen
unmittelbaren Städten	301 494	361 899	663 393
übrigen Städten mit über 2000 Einw.	205 887	157 000	362 887
Zusammen	507 381	518 899	1 026 280
in den Landgemeinden	2 467 765	1 357 981	3 825 746
Überhaupt	2 975 146	1 876 880	4 852 026

Woraus sich deutlich ergibt, daß die Zahl der während des vorausgegangenen Menschenalters in den Landgemeinden Eingewanderten absolut weit mehr als doppelt so groß war als diejenige der städtischen Zuzügler. Und das gleiche Verhältnis wird sich in allen größeren Staaten wiederholen.

Allein nicht darin liegt das Bedeutsame, daß die ländlichen Wohnplätze sich in bezug auf den Bevölkerungsaustausch ebensowohl nehmend als gebend verhalten, sondern in zwei anderen Umständen. Der Eine drückt sich darin

aus, daß sie mehr Bevölkerung abgeben, als sie empfangen, der Andere darin, daß ihr Zuzug sich vorzugsweise aus den nächsten ländlichen Gemeinden rekrutiert, während ihr Abzug sich zum Teil nach den entfernteren Städten wendet. Der Überschuß des Abzugs über den Zuzug kommt also örtlichen Gemeinschaften höherer Ordnung zu gute; er rückt in eine andere wirtschaftlich-soziale Lebenssphäre ein.

Nennen wir die gesamte Bevölkerung, welche an einem Orte geboren ist und sich innerhalb des Landes irgendwo aufhält, seine Geburtsbevölkerung, so wird nach den eben angegebenen Austauschverhältnissen die Geburtsbevölkerung der Landorte größer sein als ihre Zählbevölkerung (ortsanwesende Bev.), in den Städten kleiner. So betrug nach der Zählung von 1871 in den bayerischen Bezirksämtern (Landdistrikten) die Geburtsbevölkerung 103,5 Prozent der Zählbevölkerung, in den unmittelbaren Städten nur 61 Prozent.[8]) Im Großherzogtum Oldenburg[9]) erreichte nach der Zählung vom 1. Dezember 1880:

	in den Städten Personen:	auf dem Lande Personen:
der Zuzug aus anderen Orten	25370	57366
der Abzug nach anderen Orten	10208	72528

Die Bilanz der inneren Wanderungen ergibt somit für die Städte einen Überschuß, für die Landgemeinden einen Fehlbetrag von 15162 Personen. Beide ergänzen einander in ihrem Bevölkerungshaushalte wie die Wirtschaften zweier ungleichen Brüder, von denen der Eine regelmäßig aufbraucht, was der Andere sparsam erübrigt hat. Insoweit ist es also völlig begründet, wenn wir die Städte als menschenkonsumierende, die Landgemeinden als menschenproduzierende Sozialgebilde bezeichneten.

Allein die gesamte übrige Menschen-Ausgabe der

---

8) Mayr, a. a. O. S. 53 f. der Einleitung.

9) Statistische Nachrichten über das Großh. Oldenburg, Heft XIX, S. 64.

Landgemeinden überragt den an die Städte abgelieferten Überschuß selbst in dem eben angeführten Beispiele eines kleinen Staates fast um das Vierfache. Und ebenso hoch beläuft sich die Einnahme, welche sie von einander empfangen. So groß dieser gegenseitige Bevölkerungsaustausch der Landorte auch erscheinen mag, so knüpft sich an ihn doch ein verhältnismäßig nur beschränktes wissenschaftliches Interesse. Denn wir haben es hier mit einer Art von Wanderungen zu tun, welche der sozialen Beschränktheit der ländlichen Wohnplätze entspringt und die darum um so mehr Bedeutung gewinnt, je kleiner die Gemeinden sind. Im ganzen Großherzogtum Oldenburg betrug die Zahl der nicht in der Aufenthaltsgemeinde Geborenen (Zugewanderten) in den Gemeinden:

mit ... Einwohnern	Prozent	mit ... Einwohnern	Prozent
unter 500	55.0	2000—3000	28.7
500—1000	37.4	3000—4000	22.2
1000—1500	41.7	4000—5000	20.6
1500—2000	40.4	über 5000	29.4

Es ergibt sich daraus, daß in den kleineren Gemeinden (bis 4000 Einwohner) mit der wachsenden Größe der Orte der auswärtige Zuzug gegenüber den Eingeborenen relativ abnimmt, während er in den größeren wächst.

Dasselbe hat Mayr für Bayern nachgewiesen. Dort betrug 1871 in den größeren ländlichen Gemeinden (mit 2000 und mehr Einwohnern) die Zahl der Ortsgebürtigen 66,9 Prozent, in den kleineren Gemeinden aber nur 64,4 Prozent,[10]) während sich in den Städten genau der umgekehrte Fall ergab. In den unmittelbaren Städten wurden nämlich 45,5 Prozent als am Zählungsorte geboren ermittelt, in den übrigen (kleineren) Städten 56,8 Prozent. Mayr stellt darnach den Satz auf, daß in den Städten die Ortsgebürtigkeit der Bevölkerung mit

10) Die bayer. Bevölkerung nach der Gebürtigkeit, Einleitung, S. 15.

deren Größe abnimmt, in den ländlichen Gemeinden dagegen zunimmt.[11])

Die Erklärung dieser Erscheinung für das Land liegt sehr nahe. Wo wegen der geringen Einwohnerzahl seines Wohnorts der Bauer in der Auswahl seiner Dienstboten am Orte allzu beschränkt ist, müssen einander die benachbarten Gemeinden ergänzen. Und ebenso werden die Angehörigen der kleinen Orte häufiger unter einander heiraten als an größeren Orten, wo sich unter den Einheimischen reichere Auswahl findet. Damit ist der Anlaß zu sehr zahlreichen Wanderungen auf geringe Entfernungen hin gegeben. Diese Wanderungen bewirken aber bloß einen lokalen Austausch sozial verwandter Elemente.

Dies wird wieder durch die mehrfach erwähnte Arbeit über die Gebürtigkeit der oldenburgischen Bevölkerung erwiesen. In ihr wird die Herkunft der fremdbürtigen Bevölkerung dreier beliebig herausgegriffenen Landgemeinden nach Entfernungszonen ihrer Geburtsorte dargestellt. Es ergab sich, daß im Durchschnitt 77% der Zugezogenen in Orten bis zu 2 Meilen Entfernung geboren waren, während von den Fortgezogenen 86,7% ihre Wanderziele nicht über 2 Meilen Entfernung erstreckt hatten.

Wie ganz anders gestalten sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse der Hauptstadt Oldenburg, die mit ihren 20575 Einwohnern doch auch nur als kleine Stadt bezeichnet werden kann! Von ihrer gesamten fremdbürtigen Bevölkerung (13364 Personen oder 64,9%) stammten

11) Dieser Satz ist durch die österreichische Volkszählung von 1890 bestätigt worden. Nach der vortrefflichen Bearbeitung von H. Rauchberg, Die Bevölkerung Österreichs auf Grund der Ergebnisse der Volksz. v. 31. Dez. 1890 (Wien 1895), S. 105, waren von je 100 Personen in der Aufenthaltsgemeinde geboren in Ortschaften

bis zu 500 Einw.	65.7	von 5000—10000 Einw.	55.6
von 500—2000 „	73.5	„ 10000—20000 „	46.4
„ 2000—5000 „	69.9	„ über 20000 „	43.1

aus einer Entfernung	Personen	Prozent
von unter 2 Meilen	2916	21.8
von 2—10 Meilen	5625	42.1
von über 10 Meilen	4823	36.1

Hier ist der größte Teil der Zuwanderung Fernwanderung; hier bedeutet der Eintritt des Fremdbürtigen in ein neues Gemeinwesen zugleich den Eintritt in neue soziale Verhältnisse und eine veränderte Wirtschaftsweise. Und jenes städtische Gemeinwesen gibt nicht etwa ebenso viel von seiner Geburtsbevölkerung an andere Gegenden ab, als es von ihnen empfängt.[12]) Es saugt vielmehr aus einem weiten Umkreise die Auswanderung auf, um sie nur zu einem sehr kleinen Teile wieder zurückzugeben.

Das ist die Signatur der modernen Städte, und wenn wir zunächst die Verhältnisse dieser sowie der in bezug auf die Wanderungen ihnen ungefähr gleichstehenden Fabrikbezirke in den Vordergrund der Betrachtung stellen, so darf dies wohl genügend durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß an dieser Gruppe von Niederlassungen das Ergebnis der inneren Bevölkerungsverschiebungen am klarsten zum Ausdrucke gelangt. Hier, wo die eingewanderten Elemente am zahlreichsten sind, entwickelt sich zwischen ihnen und den Eingeborenen ein sozialer Kampf — ein Kampf um die besten Erwerbsbedingungen oder, wenn man will, ums Dasein, der mit der Anpassung des einen an den andern Teil, vielleicht auch mit der schließlichen Überwindung des einen durch den andern endet. So hatte nach Schliemann[13]) die Stadt Smyrna im Jahre 1846 80000 türkische und 8000 griechische Einwohner; im Jahre 1881 dagegen gab es nur noch 23000 Türken, aber 76000 Griechen. Die türkische Bevölkerung hatte also in 35 Jahren

---

12) Die Stadt Oldenburg hatte 1880 aus anderen Gemeinden des Landes 8725 Bewohner empfangen und nur 1925 an sie abgegeben: a. a. O., S. 212.

13) Reise in der Troas im Mai 1881, S. 29 ff.

um 71 Prozent abgenommen, während zugleich die griechische sich verneunfacht hatte.

Nicht überall werden freilich diese Kämpfe sich zu einem derartigen allgemeinen Verdrängungsprozeß gestalten; aber im einzelnen wird sich unzähligemal innerhalb eines Landes der Fall wiederholen, daß das stärkere, besser ausgerüstete Element das schwächere, schlecht ausgerüstetete zum Weichen bringt.

So lebten 1900 in München unter 500000 Einwohnern rund 320000 Personen, welche nicht daselbst geboren waren, während gleichzeitig etwa 48000 geborene Münchner an andern Orten des Deutschen Reiches gefunden wurden. Im Jahre 1900 hatten die 33 größten Städte Deutschlands 56,7 Prozent fremdbürtiger Bevölkerung, während 26,7 Prozent ihrer Geburtsbevölkerung in andern Teilen des Reiches ermittelt wurden.[14]) Noch auffallender ist die aus dem englischen Census von 1901 sich ergebende Tatsache, daß in England und Wales nicht viel weniger Personen lebten, die in London geboren waren, als England und Wales selbst an London abgegeben hatten.[15])

Wir haben hier also einen Vorgang, wie er sich in

---

14) Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 150, S. 157 ff. Sehr bemerkenswert ist der dort S. 161* nachgewiesene Bevölkerungs-Austausch zwischen den Großstädten. Von der Geburtsbevölkerung Berlins z. B. wurden 772784 Personen in Berlin 83556 in anderen deutschen Großstädten und 191814 in anderen Orten des Reiches ermittelt.

15) London hatte 1901: 4536541 Einwohner. Von diesen waren geboren

	Personen	vom Hundert
in London selbst	3016580	66.5
sonst in England und Wales	1207621	26.6
in Schottland	56605	1.2
„ Irland	60211	1.3
„ andern Ländern	195524	4.3

Auf der andern Seite wurden 1115178 in London geborene Personen in andern Teilen von England und Wales gezählt. Für je 100 Personen, welche sich aus diesem Gebiete in London ansässig gemacht, hatten also 92 in London Geborene der Riesenstadt den Rücken gekehrt. Nach dem Census of England and Wales 1901.

der Natur so häufig vollzieht: auf demselben Boden, wo eine höher organisierte Pflanze oder ein Tier nicht mehr Nahrungsspielraum genug hat, siedeln sich andere, genügsamere an und finden fröhliches Gedeihen. Ja, die Ansiedlung dieser ist nicht selten gerade die Ursache, weshalb jene verschwinden und sich auf günstigere Standorte zurückziehen.

Dieser Vorgang muß aber in der Sozialwelt nicht gerade ein Verdrängungsprozeß sein, nicht eine Folge von schwächerer Ausrüstung der heimischen und Überlegenheit der fremden Elemente.

Der umgekehrte Fall wird vielleicht ebenso häufig vorkommen und ist wahrscheinlich in den angeführten Beispielen der gewöhnliche. Bei der unendlichen Differenzierung der Arbeitskräfte in der modernen Volkswirtschaft finden manchmal gerade die qualifizierten Arbeiter da am schwersten eine angemessene Verwendung und Vergütung ihrer Leistungen, wo sie entstanden und ausgebildet worden sind, weil auch hier der Wettbewerb am größten ist. Sie wandern aus und suchen günstigere Erwerbsbedingungen, während gleichzeitig an demselben Orte die minder qualifizierte Arbeitskraft begehrt sein kann und durch äußeren Zuzug beschafft werden muß. Diese letztere kann aber in ihrer eigenen Heimat selbst wieder das stärkere, besser ausgerüstete Element ausmachen; sie kann hier ebenfalls des Spielraums zu nutzbringender Verwertung entbehren; sie kann aber auch eine Lücke lassen, welche durch nichts ausgefüllt zu werden vermag.

So ist vielleicht niemals die Auswanderung höher gebildeter technischer Kräfte aus den Städten bedeutender gewesen, als in der Zeit des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwungs in den ersten 70er Jahren. Zu gleicher Zeit aber nahmen dieselben Städte eine massenhafte Arbeiterbevölkerung vom Lande auf, und der Abzug der letzteren wieder bewirkte in den Gegenden des Großgrundbesitzes einen empfindlichen Mangel an landwirtschaftlichen Ar-

beitern und im Osten stellenweise einen Ersatz der ansässigen Deutschen durch wandernde slavische Arbeiter.

Überall waren hier die relativ Stärkeren gewandert, die relativ Schwächeren zurückgeblieben; von einer gegenseitigen Verdrängung konnte nicht die Rede sein.

Noch viel weniger wird eine solche Betrachtungsweise Platz greifen dürfen bei denjenigen inneren Wanderungen, welche nicht dem Streben nach einem besseren Erwerbsort, sondern dem Aufsuchen günstiger Konsumtionsbedingungen ihre Entstehung verdanken. Der pensionierte Beamte und Militär, welcher die teure Großstadt verläßt, um das Land oder eine billige Kleinstadt aufzusuchen, der mühelos reich gewordene Spekulant, welcher die flüchtigen Börsenwerte mit einem soliden Landgut vertauscht, der Pariser Kleinhändler, der sein zusammengespartes Vermögen in der Ruhe eines bescheidenen Landhäuschens verzehrt, wie auch umgekehrt der wohlhabend gewordene jüdische Viehhändler, welcher die Stadt aufsucht, um an der Börse zu spekulieren, der von Fritz Reuter so trefflich geschilderte mecklenburgische „Fetthammel", d. h. der reiche Bauer, welcher nach der Gutsübergabe die Stadtfreuden genießen will, die arme Pfarrerswitwe, welche in die Stadt zieht, um ihren Kindern besseren Unterricht und ihrer kärglichen Pension durch Halten von Pensionären eine Aufbesserung zuteil werden zu lassen: sie alle treten an ihren neuen Wohnorten nicht als gefährliche Mitbewerber der eingeborenen Arbeiterbevölkerung auf.

Und doch spielen sich an den Zielpunkten der Wanderung auch in solchen Fällen, wo keine Verdrängung in Frage kommen kann, zahllose Kämpfe und Reibungen ab, welche alle auf den sozialen Amalgamierungsprozeß zurückzuführen sind, der hier immer zwischen eingeborener und eingewanderter Bevölkerung stattfindet. Der Fremde hat sich den Lebensbedingungen, der örtlichen Wirtschaftsweise, der Sitte, der Mundart, den politischen, kirchlichen, sozialen Einrichtungen seines neuen Wohnortes anzupassen.

Und die Bevölkerung des letzteren selbst wieder, so gefestigt und eigenartig sie in sich dastehen mag, kann sich den fremden Einflüssen, welche auf sie einstürmen, nicht vollständig entziehen. Bedeutet für sie diese Einwirkung manchmal eine Steigerung der Arbeitsenergie, eine Erweiterung des Gesichtskreises, einen frischen Luftzug in verrottete örtliche Zustände, so wird vielleicht noch viel häufiger ein Verlust an guter alter Sitte, an solider Wirtschaftlichkeit, an bürgerlichem Gemeinsinn, vor allem und immer an sozialer Eigenart die Folge sein.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß diese wechselseitigen Anpassungskämpfe in Gestaltung und Verlauf sehr verschieden ausfallen werden, je nachdem sie unter einander ähnlichen oder von einander verschiedenen Elementen sich vollziehen, und gerade aus diesem Grunde reicht der von der Städtestatistik zur Kennzeichnung dieser Verhältnisse benutzte Unterschied zwischen ortsgebürtiger und ortsanwesender Bevölkerung für feinere sozialstatistische Untersuchungen nicht aus.

Denn wenn man z. B. von der Stadt München ermittelt hat, daß 1900 die Zahl der Ortsgebürtigen 36 Prozent betrug, und von Hamburg, daß sie 50 Prozent ausmachte, so ist mit der bloßen Tatsache, daß dort 14 Prozent Fremdbürtige mehr in der Bevölkerung enthalten sind, noch nicht bewiesen, daß die Münchener Bevölkerung um so viel ungleichartiger ist als die Hamburger, und daß dort der Prozeß der gegenseitigen sozialen Anpassung mit heftigeren Reibungen und Kämpfen verbunden sein muß als hier. Ebenso ist damit, daß zwei Städte (z. B. Posen und Frankfurt a. M.) das gleiche Verhältnis der Fremdbürtigen zu den Ortsgebürtigen (59:41) aufweisen, noch nicht gesagt, daß in beiden dieser Prozeß den gleichen Verlauf nehmen wird. Es ist recht wohl denkbar, daß die Fremden in der einen Stadt unter sich und mit der eingeborenen Bevölkerung eine größere Gleichartigkeit der Sitte und Mundart, der wirtschaftlichen Energie und der

sozialen Gewohnheit zeigen, weil sie aus näherer stammverwandter Umgebung kommen, während in der anderen Stadt heterogene Elemente aus entfernteren Gegenden sich mischen.

Im ersten Falle wird das schließliche Ergebnis der wechselseitigen Anpassung fremd- und heimbürtiger Bevölkerung ein ganz anderes sein als in dem letzten. Während dort Einzelne und Gruppen von annähernd gleicher ökonomischer Ausrüstung und ähnlichem sozialen Charakter sich friedlich in die vorhandenen Erwerbsbedingungen teilen, überwindet hier vielleicht der lebenskräftigere, energischere, genügsamere Stamm den abgelebten, schwächeren, anspruchsvolleren in seinen ererbten Sitzen oder verdrängt ihn doch aus den zur Zeit günstigsten Gebieten des Erwerbs. Namentlich kann eine niedrigere Stufe der Lebenshaltung dem eingewanderten Arbeiter über den eingeborenen eine Überlegenheit im Konkurrenzkampfe sichern, die für letzteren beklagenswerte Folgen hat. Die Einwanderung der polnischen Arbeiter in den westlichen Provinzen, der Italiener in der Schweiz und Süddeutschland, der Chinesen in den nordamerikanischen Städten sind dafür bekannte Beispiele.

Aber auch wo die wirtschaftliche und soziale Assimilation sich ohne ernstere Kämpfe vollzieht, können zwischen Eingewanderten und Eingeborenen Unterschiede bestehen bleiben, welche schlechterdings unausgleichbar sind und welche die frühere Geschlossenheit der Bevölkerung eines Gemeinwesens in störender Weise durchbrechen. Ich denke hier namentlich an Unterschiede der Konfession, der Muttersprache und der politischen Zugehörigkeit. Die schweizerischen Grenzstädte G e n f und B a s e l, die man beide als Hochburgen des Protestantismus zu betrachten gewohnt ist, haben heute infolge der Zuwanderung in ihrer Bevölkerung über ein Drittel Ausländer. In Genf haben dazu etwa 22% der Bevölkerung eine andere Muttersprache als das Französische. Endlich sind in Basel von 1837 bis 1900 die Katholiken von 15 auf 33 Prozent der Bevölkerung gestiegen, und in Genf haben sie 46 Prozent erreicht. Auch

wer die innere Geschichte dieser kleinen Gemeinwesen nicht genauer kennt, wird sich sagen müssen, daß solche Gegensätze nicht ungefährlich sind.

Haben uns diese Darlegungen gezeigt, daß keineswegs die Mehrzahl der inneren Wanderungen in den Städten ihren Ruhepunkt findet, so hat sich aus ihnen doch auch ergeben, daß der Zug nach den großen Bevölkerungsmittelpunkten allein eine größere soziale und wirtschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Er bringt eine veränderte Verteilung der Bevölkerung auf dem Staatsgebiet hervor und erzeugt an seinen Ausgangs- und Zielpunkten Schwierigkeiten, um deren Überwindung Gesetzgebung und Verwaltung bis jetzt mit meist sehr mäßigem Erfolge sich bemüht haben. Er versetzt zahlreiche Menschen fast plötzlich aus einer vorzugsweise naturalwirtschaftlichen in die geld- und kreditwirtschaftliche Lebenssphäre und führt dadurch Folgen für die Lebenshaltung und die sozialen Gewohnheiten der handarbeitenden Klassen herbei, welche den Menschenfreund mit schweren Sorgen erfüllen müssen.

Viele halten den massenhaften Zustrom der Landbevölkerung nach den Städten und das allgemeine rasche Wachstum der letzteren für eine durchaus neue Erscheinung. Und sie haben in gewissem Sinne Recht. Das XVIII. Jahrhundert kennt ihn noch nicht, wenigstens nicht in Deutschland. Dem großen Begründer der Bevölkerungsstatistik, J. P. Süßmilch ist es nicht gelungen, eine durchgehende Gesetzmäßigkeit der Bevölkerungsbewegung in den Städten zu finden. Er meint, daß sie nach dem Willen des Herrn in ihrer Menschenzahl bald steigen und bald wieder fallen.[16]) Auch J. H. G. v. Justi hält es kaum für möglich, eine Stadt zu vergrößern, wenn nicht den neuen Ansiedlern be-

16) „So leiht der große Regierer der Welt den Ländern und Städten Macht, Reichtum und Herrlichkeit. Er nimmt sie auch wieder und gibt sie andern nach seinem Rat. Er stürzet die Gewaltigen vom Thron und erhebet die Niedrigen." Göttliche Ordnung, II, § 546 (2. Aufl. S. 477 f.)

sondere Vorteile zugestanden würden.[17]) Damit stimmt, was wir an Bevölkerungszahlen[18]) von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis etwa 1820 für einzelne Städte auftreiben können: sie zeigen bald Rückgang, bald Wachstum in regellosem Wechsel. In Frankreich dagegen scheint die moderne Bewegung schon um etwa 150 Jahre früher eingesetzt zu haben; dort spricht man schon im XVIII. Jahrhundert in schlagwortartiger Weise von der „Entvölkerung des platten Landes".[19])

Gehen wir dagegen weiter in der Geschichte der europäischen Menschheit zurück, so finden wir zwei Perioden, welche in großer Ausdehnung die gleiche Erscheinung aufweisen: das Altertum, insbesondere die römische Kaiserzeit und das spätere Mittelalter, namentlich das XIV. und XV. Jahrhundert. Dazwischen liegen große Zeiträume des Rückgangs und Verfalls oder doch des Stillstandes.

Wie sind nun jene früheren Perioden der städtischen Zuwanderung entwicklungsgeschichtlich aufzufassen? Sind sie verfrühte Anläufe, ein Ziel zu erreichen, das erst unserer Zeit mit ihren vervollkommneten Verkehrsmitteln vorbehalten war? Oder folgten sie andern Antrieben als die entsprechende Bewegung in der Gegenwart und lieferten darum auch andere Ergebnisse? Vor allem war ihr populationistisches Resultat und ihr wirtschaftlicher Charakter der gleiche?

Für das Altertum scheint trotz der Unsicherheit der überlieferten Bevölkerungsziffern als Ergebnis des Zustroms der Landbevölkerung ein unverhältnismäßiges Anwachsen der Städte angenommen werden zu müssen.[20])

---

17) Grundsätze der Polizeiwissenschaft, § 54. Vgl. auch Gesammelte politische und Finanzschriften III, S. 449 ff.

18) Manches Dahingehörige ist zusammengestellt von Inama-Sternegg im Handwörterbuch d. Staatsw. II, S. 433 ff.

19) Zeugnisse gesammelt bei Legoyt, Du Progrès des Agglomérations urbaines et l'Émigration rurale, Marseille 1870, p. 8 ff.

20) Über das Folgende vgl. besonders R. Pöhlmann, Die Übervölkerung der antiken Großstädte im Zusammenhange mit der Gesamt-

Allein es darf nicht übersehen werden, daß nur ein Teil jener Zuwanderer eigener Entschließung folgte: nämlich die freien Leute. Der weit größere Teil, die Sklaven, wurden von ihren Herren in den Städten zusammengezogen oder durch den Menschenhandel dahin geliefert. Wo die Freien das Land verließen, taten sie es gewöhnlich nicht deshalb, weil ihnen in den Städten ein besseres wirtschaftliches Fortkommen winkte, sondern weil sie durch das Vordringen der großen Sklavenwirtschaft ihres Grundbesitzes enteignet waren. Zwar fanden sie auch in den Städten alle lohnenden Erwerbsgebiete in den Händen von Sklaven und Freigelassenen; aber sie brauchten hier weniger das Verhungern zu fürchten, weil die städtischen Proletariermassen, in die sie einrückten, durch öffentliche und private Spenden erhalten wurden.

Die großen Städte des klassischen Altertums sind wesentlich Konsumtionsgemeinschaften. Sie verdanken ihre Größe der politischen Zentralisation, welche an dem einen Punkte, wo die herrschende Klasse ihren Wohnsitz hatte, die Schätze weiter Ländergebiete zusammenzog.[21]) Sie sind Reichs- oder wenigstens Provinzialhauptstädte. Sie entstehen darum zuerst in der Diadochenzeit und erreichen den Höhepunkt in der römischen Kaiserzeit. Die Hauptstadt Rom selbst begründet ihre Lebensmittelzufuhr auf die Naturalsteuern der Provinzen und ebenso später Konstantinopel.[22]) Es ist ein kommunistisch-imperialistisches Versorgungssystem, wie es die Welt nicht zum zweiten Male

entwicklung städtischer Zivilisation. Leipzig 1884. Außerdem Roscher, System der Volksw. III, zu Anfang und Bücher, Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Frankf. a. M. 1874.

21) Sehr schön sagt Ovid (Ars am. III, 113): Nunc aurea Roma est et domiti magnas possidet orbis opes.

22) Krakauer, Das Verpflegungswesen der Stadt Rom in der späteren Kaiserzeit, Leipzig 1874 und E. Gebhardt, Studien über das Verpflegungswesen von Rom und Konstantinopel in der späteren Kaiserzeit, Dorpat 1881. Dazu Rodbertus in den Jhb. für N.-Ö. und Stat. VIII, bes. S. 400 ff.

gesehen hat: die Erpressungen der Beamten, die Steuerpachtungen, die Wuchergeschäfte, der große durch Sklaven bewirtschaftete Grundbesitz der reichen Privaten, die staatlich anerkannte Verpflichtung zu Brot-, Fleisch- und Weinspenden an die große Masse stellten die produktive Arbeit einer halben Welt in den Dienst der Hauptstadt und ließen dort höchstens das Gebiet der persönlichen Dienstleistungen dem privaten Erwerb offen. Was wir von den größeren Provinzialstädten wissen, läßt dort auf ähnliche Verhältnisse schließen.[23])

Ein günstiger Markt für freie Arbeit, eine Stätte qualifizierter Massenproduktion für den Export war die antike Großstadt nicht.[24]) Was von fabrikähnlicher Industrie vorkommt, beruht, wie der landwirtschaftliche Großbetrieb, auf Sklavenarbeit. Unter den Motiven, welche die alten Schriftsteller für den Drang der freien ländlichen Bevölkerung nach den Städten anführen, spielt darum gerade das keine Rolle, welches jetzt das gewöhnliche ist: die Aussicht auf bessere Arbeitslöhne. „Betrachte doch diese Menschenmenge", schreibt Seneca[25]) an seine Mutter, „kaum reichen die Häuser der unermeßlichen Stadt für sie aus. Aus Munizipien und Kolonien, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz hergeführt, andere der Zwang eines öffentlichen Amtes, andere eine ihnen auferlegte Gesandtschaft, andere die Schwelgerei, die einen glänzenden, für die Laster bequemen Tummelplatz sucht, andere das Studium der Wissenschaften, andere die Schauspiele; einige hat die Freundschaft herbeigezogen, andere die Betriebsamkeit,

---

23) E. Kuhn, Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reichs I, S. 46 ff. weist auf eine ähnliche Organisation der cura annonae hin wie in der Hauptstadt.

24) Für die griechischen Städte jetzt sicher nachgewiesen durch Francotte, L'Industrie dans la Grèce ancienne I, besonders S. 149—158.

25) Cons. ad. Helviam, 6.

welche hier ausgedehnte Gelegenheit findet, persönliche Vorteile zur Geltung zu bringen;[26]) einige bieten ihre Schönheit feil, andere ihre Beredsamkeit. Da ist keine Art von Menschen, die nicht in der Stadt zusammenströmte, wo Tugenden und Lastern hohe Preise ausgesetzt sind."

Ganz anders die städtische Zuwanderung des **Mittelalters**. Sie ist, im ganzen genommen, vielleicht nicht weniger massenhaft, als diejenige der römischen Kaiserzeit; aber ihr Ergebnis waren nicht wenige Zentralpunkte der Konsumtion, sondern eine große Zahl über das Land verteilter fester Orte, welche alle nicht an den Boden gebundene Berufstätigkeit hinter ihren Mauern vereinigten. Die mittelalterlichen Städte weisen untereinander eine große Gleichartigkeit in der sozialen und wirtschaftlichen Gliederung ihrer Bevölkerung und, soweit wir sehen können, nur geringe Unterschiede in der Einwohnerzahl auf. Die Zuwanderung der Landbevölkerung scheint bei der ersten Gründung manchmal keine freiwillige gewesen zu sein; sie zog späterhin ihre Hauptnahrung aus der größeren Sicherheit für Person und Eigentum und aus der reicheren Erwerbsgelegenheit, welche die Städte für landlose Freie und Hörige boten. Die ganze Entwicklung aber war wirtschaftlich und populationistisch in dem Momente abgeschlossen, wo in den Städten alle Handwerke, die das beschränkte Absatzgebiet zu ernähren vermochte, vertreten und mit der genügenden Meisterzahl besetzt waren. Bis dahin herrschte auf Seiten der Städte volle Freizügigkeit und fast ungehinderter Zugang zum Zunft- und Bürgerrecht, wogegen die Grundherren auf dem Lande sich durch Abzugsbeschränkungen gegen den Verlust ihrer Hörigen zu sichern suchten. Als die Städte aus dem inneren Zuwachs ihrer Bevölkerung alle Erwerbsgebiete zu füllen imstande waren, entstand auch bei ihnen das Bestreben nach

26) Quosdam industria latam ostendendae virtuti nacta materiam. Es ist das Strebertum gemeint, nicht die „Industrie", wie **Pöhlmann** a. a. O. S. 17 unbegreiflicher Weise übersetzt.

Hemmung des Zuzugs von außen, und so schufen sie jene zahlreichen Erschwerungen der Niederlassung und des Zugangs zum Gewerbebetrieb, welche bis auf die neuere Zeit fortgedauert haben. Es bildete sich eine scharfe Trennung von Stadt und Land. Ab- und Zuwanderung fand wohl auch ferner noch statt; aber sie beschränkte sich in der Hauptsache auf den Austausch von Arbeitskräften unter den Städten selbst. Die städtische Entwicklung war in eine Art von Erstarrung verfallen, aus der sie erst durch den Übergang zu einer neuen Wirtschaftsordnung erlöst werden konnte.

Wir sind in der Lage, das Gesagte an einigen Punkten statistisch zu beweisen. Es sind eingehende Untersuchungen über die Herkunft der Bevölkerung von Frankfurt a. M.[27]) und neuerdings auch solche über einzelne Teile der Kölner Bevölkerung[28]) im Mittelalter angestellt worden. Aus diesen hat sich ergeben, daß die Mehrzahl der in beiden Städten während des XIV. und XV. Jahrhunderts zu Bürgern aufgenommenen Personen vom Lande zugewandert war. Von je 100 Neubürgern stammten nämlich

in den Städten:	Periode:	aus Städten:	aus Dörfern und Flecken:
Köln	1356—1479	37.4	62.6
Frankfurt	1311—1400	28.2	71.8
„	1401—1500	43.9	56.1

Es ergibt sich daraus, daß in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters die Bewegung der Bevölkerung vom Lande nach den Städten zwar noch fortdauerte, daß sie aber in der Abnahme begriffen war, während die Beimischung städtischer Elemente unter den Neubürgern sich

27) In meiner „Bevölkerung von Fr." S. 163 ff. 304 ff. 422 ff. 521 ff. 591 ff. 627.

28) A. Doren, Untersuchungen zur Gesch. der Kaufmannsgilden des Mittelalters (in Schmollers Forschungen XII, 2), Anhang I, und H. Bungers, Beiträge zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Sozialstatistik der Stadt Köln. Leipzig 1896. III. Abschnitt.

verstärkte. Im XV. Jahrhundert ergänzten sich einzelne Schichten der Bevölkerung Frankfurts schon vorzugsweise aus städtischen Zuwanderern. Von den zugezogenen Juden z. B. stammten 90 Prozent und von den Mitgliedern einer Gesellenbrüderschaft der Metallhandwerker 79,3 Prozent aus Städten. Das Material, aus welchem die letzte Verhältnisziffer gewonnen ist, umfaßt freilich noch das erste Viertel des XVI. Jahrhunderts.

Leider liegen weitere Zahlen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nicht vor. Dagegen können für die Zeit vom Anfang des XVIII. bis über die Mitte des XIX. Jahrhunderts einige Ziffern mitgeteilt werden, aus denen hervorgeht, daß es eine Periode gab, wo das städtische Handwerk seine Arbeiter fast nur noch aus anderen Städten empfing. Das Frankfurter Stadtarchiv besitzt nämlich eine Anzahl von Herbergsbüchern der Buchbinder, in welche alle Gesellen dieses Handwerks, die von 1712—1867 in Frankfurt zugereist waren (zusammen 14342), ihre Namen und ihre Herkunftsorte eingetragen haben. Ich habe vor Jahren dieses außerordentlich wertvolle Material statistisch bearbeitet und gefunden, daß von je 100 zugereisten Buchbindergesellen stammten

Perioden:	aus Städten:	aus Dörfern und Flecken:
1712—1750	97.5	2.5
1751—1800	94.3	5.7
1801—1835	89.2	10.8
1836—1850	86.0	14.0
1851—1867	81.2	18.8

Wir sehen hier, wie sich in einem spezifisch städtischen Gewerbe innerhalb eines Zeitraums von reichlich anderthalb Jahrhunderten die Beimischung ländlicher Arbeitskräfte fortgesetzt vermehrt hat. Hätte die Untersuchung bis auf die Gegenwart fortgeführt werden können, so würde sich für die Zeit nach 1867 ohne Zweifel ein noch stärkeres Hervortreten der aus Dörfern stammenden Gesellen ergeben haben.

In der städtischen Zuwanderung der Gegenwart scheint wieder eine ähnliche Mischung von Stadt und Land Platz gegriffen zu haben, wie wir sie für das XV. Jahrhundert festgestellt haben.[29]) Von je 100 Personen der auswärts geborenen Bevölkerung hatten:

Städte:	Zählungsjahr:	städtische Geburtsorte:	ländliche Geburtsorte:
Leipzig	1885	50.6	49.4
Basel	1888	23.5	76.5

Und ähnlich wie im Mittelalter nimmt das städtische Element mit der Entfernung der Geburtsorte von dem Ziel der Wanderung relativ zu und das ländliche in gleichem Maße ab. Die verschiedenen Bevölkerungsklassen weisen in dieser Hinsicht nur geringe Unterschiede auf. Im allgemeinen haben die Berufsarten, welche eine besondere Ausbildung erfordern, eine stärkere Beimischung städtischer Elemente als die Gebiete der gemeinen Handarbeit.

Es ist sehr zu bedauern, daß ähnliche statistische Untersuchungen nicht für eine größere Zahl moderner Städte durchgeführt worden sind. Aus dem, was bis jetzt vorliegt, scheint der Schluß gezogen werden zu müssen, daß die Zahl der Zuwanderer städtischer Herkunft in den Großstädten relativ größer ist als in den Mittel- und Kleinstädten.[30]) Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe.

29) Es können hier nur die einfachsten Resultate dieser Untersuchungen gegeben werden. Das Nähere wolle man in meiner „Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dez. 1888", S. 92 ff. nachlesen. Außerdem sei auf Hasse's „Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dez. 1885 in der Stadt Leipzig", II. Teil, S. 7 ff. verwiesen. Die höhere Ziffer der ländlichen Zuwanderung für Basel erklärt sich daraus, daß bei der betr. Aufstellung die Grenze zwischen Stadt und Land erst bei 3000 Einwohnern gezogen worden ist.

30) Außer der vorhin erwähnten Arbeit für Leipzig liefert eine später erschienene eingehende Darstellung der Zu- und Abwanderung von Frankfurt a. M. i. J. 1891, welche Dr. Bleicher in den „Beitr. zur Statistik der St. Frkf." II, S. 29 ff. veröffentlicht hat, für diese Tatsache interessante Aufschlüsse.

Eine Großstadt übt auf die Bevölkerung mittlerer und kleiner Städte dieselbe Anziehungskraft aus wie die letzteren auf die Bevölkerung des platten Landes. So gestalten sich die Übergänge aus einem Sozial- und Wirtschaftskreise in den andern weniger schroff, und es vollzieht sich eine allmähliche Hebung der wandernden Massen und eine von Generation zu Generation fortschreitende Vorbereitung für die Anforderungen des großstädtischen Lebens, welche im Bereiche des letzteren die unvermeidlichen Anpassungskämpfe mildern muß.

Wenn die Städte nach dem Gesagten heute einen ähnlichen Neuverteilungsprozeß der Bevölkerung zum Ausdruck bringen, wie er sich bereits einmal im Mittelalter vollzogen hat, so ist die Ähnlichkeit zwischen beiden Vorgängen doch nur eine äußerliche. Handelte es sich im XIV. und XV. Jahrhundert um die letzten Stadien einer Entwickelung, deren Endziel die Ausbildung zahlreicher kleiner autonomer Wirtschaftsgebiete war, von denen eines dem andern in selbständiger Ausgestaltung der Produktion durchaus ähnlich war, so handelt es sich im XIX. Jahrhundert um eine steigende Differenzierung der einzelnen Wohnplätze, entsprechend den Zwecken eines größeren Ganzen: der staatlich geordneten Volkswirtschaft.[31]) Im Ganzen ist heute die Zahl der Bevölkerungszentren und der Zielpunkte innerer Wanderungen geringer als in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Aber noch in einem andern Punkte unterscheidet sich die heute durch Binnenwanderung hervorgebrachte Neuverteilung der Bevölkerung von derjenigen des Mittelalters. Infolge der größeren Sicherheit des Lebens und der Habe, wie auch einer einsichtigen Pflege der Gesundheit haben wir seit anderthalb Jahrhunderten eine stetige Volksvermehrung. Diese war dem Mittelalter mit seinen verheerenden Volkskrankheiten, Fehden und Hungersnöten gänzlich

31) Vgl. darüber oben S. 373 f.

fremd. Die Wanderungen nach den großen Städten und Industriebezirken saugen darum vielfach nur einen Bevölkerungsüberschuß auf, der da, wo er entstanden ist, in Landgemeinden und Kleinstädten, nicht Nahrungsspielraum genug finden würde. Sie verlangsamen an diesen Stellen die Verdichtung der Bevölkerung oder hindern sie vollständig, während auf der anderen Seite in den Agglomerationspunkten ihrer fortgesetzten raschen Vermehrung örtliche und wirtschaftliche Hindernisse nicht entgegentreten.

Im Mittelalter dagegen verteilte sich die Zuwanderung auf eine große Zahl über das ganze Land in gewissen Abständen zerstreuter ummauerter Wohnplätze. Sie dauerte überall nur so lange, bis eine Stadt voll war. Hatte sie so viel Einwohner, als sie zur Besetzung ihrer Mauern und Türme und zur Füllung aller Nahrungszweige brauchte, so konnten andere nicht mehr Platz finden. Stadterweiterungen sind allerdings auch damals vorgekommen; sie hängen mit der zunehmenden Berufsbildung und Berufsspaltung zusammen; aber Großstädte hat das Mittelalter nicht ausgebildet und bei seiner Wirtschafts- und Verkehrsordnung nicht ausbilden können. Es hat dem Lande oftmals die Bevölkerung entzogen, die es zur Bebauung des Bodens bedurfte, um dann doch bei den häufigen großen Bevölkerungsverlusten die Einwohnerzahl der Städte nur stabil zu erhalten.

Nach dem Gesagten muß es zwar ungewiß bleiben, ob die inneren Wanderungen, welche die Ausbildung der mittelalterlichen Stadtwirtschaft begleiteten, verhältnismäßig zahlreicher gewesen sind als die entsprechenden räumlichen Bewegungen und Verschiebungen der Bevölkerung, welche heute die volkswirtschaftliche Gestaltung des Niederlassungswesens hervorruft. Dagegen steht außer Zweifel, daß die Anziehungskraft, welche die modernen Großstädte auf die Bevölkerung der kleinen Städte und des Landes ausüben, räumlich in weiteren Kreisen zu verspüren ist, als die Anziehungskraft der mittelalterlichen

Städte auf ihre Umgebung. Man wird jedoch nicht behaupten dürfen, daß das Rekrutierungsgebiet der Bevölkerung einer Stadt seit dem Beginn der neuen Zeit sich in geradem Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl weiter ausgedehnt hat. Im Gegenteile muß es unser Staunen erregen, wie wenig die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und die Einführung der Freizügigkeit auf das Erstreckungsgebiet der regelmäßigen inneren Wanderungen Einfluß geübt hat.

Einige Zahlen werden das veranschaulichen. Von je 100 der zugewanderten Bevölkerung waren gekommen aus einer Entfernung von:

Städte:	Bevölkerungsgruppe	Zeit:	0—2 Meilen:	2—10 Meilen:	über 10 Meilen:
Frankfurt	Neubürger	XIV. Jhrh.	46.7	39.3	14.0
"	"	XV. "	23.1	52.7	24.2
"	Metallarbeiter	XV. u. XVI. Jahrh.	2.7	45.0	52.3
Oldenburg	auswärts geborene Einw.	1880	21.8	42.1	36.1
Basel	auswärts geborene Einw.	1888	16.7	50.2	33.1
"	Handwerksgesellen	"	13.9	40.0	46.1
"	Fabrikarbeiter	"	17.1	59.6	23.3

Von den hier unterschiedenen drei Zonen der Zuwanderung hat in der Gesamtbevölkerung die äußerste in der Gegenwart ein größeres, die innerste ein geringeres Gewicht als im Mittelalter. Es beruht dies vermutlich allein auf dem Umstande, daß gegenwärtig die Bevölkerung der näheren Umgebung einer Stadt von den Vorteilen des städtischen Arbeitsmarktes Nutzen zieht, ohne in der Stadt Wohnsitz zu nehmen, sei es, daß sie mit Rad oder Arbeiterzug sich täglich nach den städtischen Arbeitsstellen begibt, sei es, daß die städtische Großindustrie in den Nachbarorten ihre Betriebsstätten aufschlägt. Das Zuwanderungsgebiet der Handwerksgesellen hat sich gegen das Mittelalter eher verengert, was damit zusammenhängt, daß diese Arbeiterklasse sich jetzt zu drei

Vierteln vom Lande rekrutiert, während am Ende des Mittelalters noch nicht ein Viertel derselben aus Dörfern und Flecken stammte. Von den Gesellen der Frankfurter Metallhandwerker im XV. und XVI. Jahrhundert hatten nur 20,7% ihre Heimat auf dem Lande; von den Basler Bäckern und Metzgern dagegen hatten 1888: 78,7%, von den übrigen Handwerksgesellen 75,2% ländliche Geburtsorte. Immerhin wandern die Handwerksgesellen auch jetzt noch in weit größerer Zahl und auf größere Entfernungen als die typische Arbeiterkategorie der Gegenwart, die Fabrikarbeiter. Von den Basler Fabrikarbeitern waren 1888: 25,8%, von den Handwerksgesellen nur 16,3% in der Stadt selbst geboren. Wie viele von ihnen in der nächsten Umgebung geboren und ansäßig waren, ist leider nicht ermittelt worden. Aber die ganze neuere Industrieentwicklung läuft darauf hinaus, einen festen Arbeiterstand heranzuziehen, der schon jetzt wegen frühzeitiger Verheiratung viel weniger beweglich ist, als die Gesellen des alten Handwerks und der in Zukunft zweifellos ebenso fest an der Fabrik haften wird, wie der hörige Arbeiterstand des mittelalterlichen Großgrundbesitzes an der Scholle haftete.[32]) Wenn wir gegenwärtig dies weniger bemerken, so rührt das daher, daß bis jetzt die meisten Großindustrien das Ziel ihres Wachstums noch nicht erreicht haben, und daß sie, so lange sie ihre Anlagen noch ausdehnen, den Mehrbedarf an Arbeitern durch weitere Heranziehung des Bevölkerungsüberschusses aus den Landbezirken decken müssen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß von einer steigenden Mobilisierung der Gesellschaft als Folge der Verdichtung des Verkehrsnetzes und der Erfindung vollkommener

---

32) Der Bau von Arbeiterwohnungen durch die großen Unternehmungen, mögen sie in das Eigentum der Arbeiter übergehen oder an sie vermietet werden, erzeugt schon jetzt eine Art Fabrikhörigkeit, die mit der alten Grundhörigkeit eine verzweifelte Ähnlichkeit hat. Vgl. meinen Aufsatz über die belgische Sozialgesetzgebung in Brauns Archiv f. soz. Gesetzg. und Stat. IV, S. 484 f.

Transportmittel nicht die Rede sein kann. Wir sind in einer Übergangsperiode, in welcher die noch nicht vollendete Umwandlung der städtischen und territorialen Wirtschaftsordnung in eine nationale fortgesetzte Verschiebungen der Grenzen der Arbeitsteilung und der Standorte der Produktionszweige nach sich zieht und damit auch Verschiebungen der arbeitenden Bevölkerung.

Nach einer jahrhundertelangen Periode wirtschaftlicher und sozialer Verknöcherung, in der Abzugs- und Niederlassungsbeschränkungen jeder Art die Bevölkerung an den von den Vorfahren eingenommen Sitzen festhielten, haben die territorialen Massenbewegungen der Gegenwart für Viele etwas Beängstigendes. Sie erscheinen leicht als Rückfall in die Urzeit der allgemeinen Wanderung. Aber man übersieht dabei, daß nur ein Teil der Bevölkerung beweglicher geworden ist: die Landbewohner, von denen eine große Zahl bis in den Beginn des XIX. Jahrhunderts an die Scholle gefesselt war. Der Kaufmann, der Handwerker, der Gelehrte ist heute weniger beweglich als etwa in der Reformationszeit, und die Industriearbeiter wandern heute verhältnismäßig seltener und auf kürzere Entfernungen als noch im XVIII. Jahrhundert. Nur ihre Zahl ist viel größer geworden; sie ist fortwährend noch in der Vermehrung begriffen, und dieses Wachstum der Industrie rückt die Landarbeiter zum Teil von ihrer gewohnten Stelle, an der sie nichts festhält als das Interesse derjenigen, welche von ihrer Hilflosigkeit Nutzen ziehen. Aus dem ferneren Verlauf dieser Bewegung dürfte sich vielleicht schon nach wenigen Jahrzehnten ergeben, daß die Menschheit im ganzen doch im Laufe ihrer Entwickelung seßhafter geworden ist.

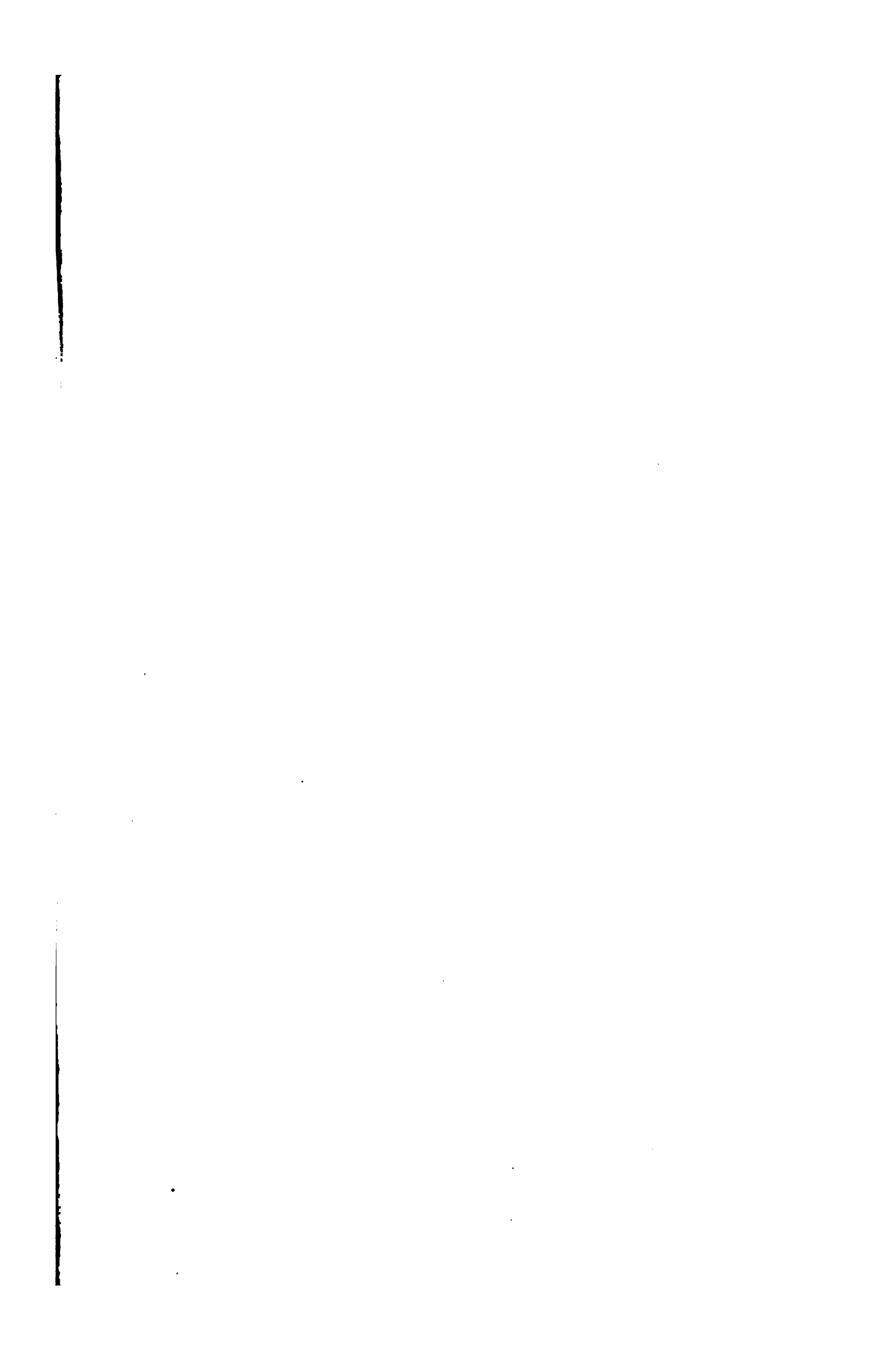
Wir dürfen darum abschließend sagen: In dem massenhaften Zubrang zu den Städten und ihren Vororten erleben wir heute wieder, was unsere Vorfahren in der zweiten Hälfte des Mittelalters schon einmal gesehen haben, den Übergang zu einer neuen Wirtschafts-, Sozial-

und Niederlassungsordnung. Leitete damals jene Bewegung die Periode der Stadtwirtschaft und der scharfen Trennung von Stadt und Land ein, so ist auch diejenige Bewegung, in der wir uns jetzt befinden, das äußere Zeichen, daß wir in eine neue Entwickelungsperiode eingetreten sind: die Periode organischer Gestaltung des Niederlassungswesens, die Periode der nationalen Arbeitsteilung und volkswirtschaftlichen Güterversorgung, in welcher die Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Wohnplätzen durch zahlreiche Übergangsbildungen ausgeglichen werden.

Jedes Übergangszeitalter führt seine Unbequemlichkeiten und Schmerzen mit sich. Aber auch die moderne Bewegung der Bevölkerung, soweit sie sich in dem Zudrang zu den Städten ausprägt, wird, wie die mittelalterliche, ihr Ziel erreichen und dann zur Ruhe kommen. Dieses Ziel aber kann kein anderes sein als das: jeder einzelnen Kraft und jeder örtlichen Gruppe von Menschen diejenige Stelle und diejenige Rolle in dem Ganzen des nationalen Lebens anzuweisen, wo sie nach ihrer Veranlagung und unter den veränderten technischen Bedingungen der Wirtschaft am meisten beitragen kann zum allgemeinen Besten.

So dürfen wir aus der Betrachtung der inneren Wanderungen, trotz ihrer vielfach unerfreulichen Begleiterscheinungen, die Gewißheit schöpfen, daß auch sie im großen Ganzen einen Fortschritt bedeuten zu höheren, besseren Formen des sozialen Daseins, und zwar ebensowohl für den Einzelnen als auch für die Gesamtheit.

Register.





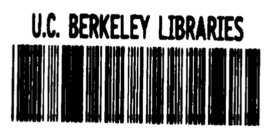
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.

This book is DUE on the last date stamped below.

MAR 6 1948
JUN 27 1950
30Apr54LO
30May54
MAY 14 1954 LU
13JUL'60AE
REC'D LD
JUL 5 1960
4Sep'63DW
REC'D LD
AUG 17'64-6 PM
JAN 3 1966 1 9
JUL 24 '66 8 3 R C D
SEP 3 1991
12/19
4/6 7/14
SEP 30 1992
1/9 4/19 7/27
11/3 2/5
AUTO DISC CIRC FEB 08 '94
MAY 08 1994
8/10 4/12 2/12
5/27
RECEIVED
JUN 14 1995
CIRCULATION DEPT.
OCT 06 1998
AUG 1999
AUG 1999

21-100m-9,'47(A5702s16)476



THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

YC173843

